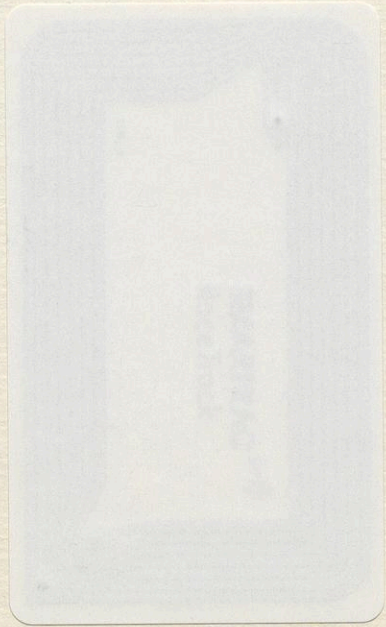




N12<529854656 021



UBTÜBINGEN



Heiliger Dienst

1/2015
69. Jahrgang
ISSN 0017-9620

Herausgeber: Österreichisches Liturgisches Institut, Erzabtei St. Peter, Salzburg

FAMILIEN LEBEN LITURGIE

Gottesdienst in Lebensräumen der Gegenwart

Dokumentation des Symposions der Liturgischen
Kommission für Österreich, 22.–23. September 2014

Vorwort	1
Christine Geserick Familien heute	3
So leben und feiern wir mit Familien Kurzvorträge aus den Bereichen Kindergarten, Schule, Pfadfinder, Pfarre, Krankenhaus, Altenheim, Betriebsseelsorge sowie aus der Sicht eines Familienvaters	10
Hildegard Wustmans Familien und ihre Kulturen – Die Kirche und ihr Familienideal	42
Peter Ebenbauer Gottes-Dienst in neuen Familienwelten	52
Buchbesprechungen	61

WZ tR lose = entn.
ZID ✓

ZA 4737

Autorinnen und Autoren in diesem Heft:

Univ.-Ass. Mag. Bettina BRANDSTETTER, Zentrum Theologie Interkulturell und Studium der Religionen, Fachbereich Systematische Theologie, Universitätsplatz 1, A-5020 Salzburg; ao.Univ.-Prof Dr. Peter EBENBAUER, Institut für Liturgiewissenschaft, Christliche Kunst und Hymnologie der Karl-Franzens-Universität Graz, Heinrichstraße 78B, A-8010 Graz; Dr. Christine GESERICK, Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien, Grillparzerstraße 7/9, A-1010 Wien; Mag. Maria FISCHER, Treffpunkt mensch & arbeit, Nettingsdorferstraße 58, A-4053 Haid; FI Mag. Dr. Kurt LENZBAUER, Schulaufsicht für kath. Religion – Pflichtschulen, Gaisbergstraße 7/II, A-5020 Salzburg; Mag. Daniel PODERTSCHNIG, Institut für Historische Theologie, Liturgiewissenschaft und Sakramententheologie der Universität Wien, Schenkenstraße 8–10, A-1010 Wien; Mag. Elisabeth SALLINGER-LEIDENFROST, Landeskrankenhaus, Müllner Hauptstraße 48, A-5020 Salzburg; Mag. Andreas PUMBERGER, Katholischer Familienverband, Kapuzinerstraße 84, A-4020 Linz; Pfr. Dr. Maximilian STRASSER, Dompfarre, Herrenstraße 26, A-4020 Linz; HOL Dipl.-Päd. Georg STURM, Loigerstr. 45, A-5071 Wals; Univ.-Prof. Dr. Hildegard WUSTMANS, Katholisch-Theologische Privatuniversität Linz, Bethlehemstraße 20, A-4020 Linz; Mag. Dr. Franz Josef ZESSNER, CS Pflege- und Sozialzentrum Rennweg, Oberzellergasse 1, A-1030 Wien

Mit kirchlicher Druckerlaubnis

HEILIGER DIENST erscheint bis auf weiteres viermal jährlich. – Preis: Einzelpreis pro Heft: € 7,-; Jahresabonnement: € 24,-; Abo für Studierende: € 16,- (zuzüglich Porto und Versandkosten).

Zahlungen erbeten:

Österreich: Postsparkassenkonto Wien, IBAN: AT 30 6000 0000 0715 8890; BIC OPSKATWW
Deutschland: Postscheckkonto München, IBAN: DE 92 7001 0080 01200 046803; BIC: PBNKDEFF
Schweiz: Postscheckkonto Zürich, 80-47.078-1

Abbestellungen nur schriftlich zum Jahresschluss, Rücksendung von Heften kann nicht als Abbestellung anerkannt werden.

Herausgeber: Österreichisches Liturgisches Institut, Salzburg, in Zusammenarbeit mit der Liturgischen Kommission für Österreich und den universitären liturgischen Instituten.

Redaktionsteam: Mag. P. Winfried Bachler OSB, Salzburg; MMag. Albert Thaddäus Esterbauer, Salzburg; Mag. DDr. Ingrid Fischer, Wien; Dr. Christoph Freiling, Salzburg; Dipl.-theol. Lea Herberg, Klosterneuburg; Univ.-Ass. Dr. Liborius Olaf Lumma, Innsbruck; Dr. Gabriele Max, Gmunden; Pfr. Dr. Michael Max, Neumarkt a. W.; Univ.-Prof. Dr. Rudolf Pacik, Salzburg; Univ.-Prof. Dr. Andreas Redtenbacher, Klosterneuburg / Vallendar; Ass.-Prof. Dr. Frank Walz, Salzburg.
Schriftleitung: Mag. P. Winfried Bachler OSB zusammen mit Dr. Christoph Freiling, Postfach 13, A-5010 Salzburg; Telefon: (0043) 662 84 45 76-84, Telefax: (0043) 662 84 45 76-85, E-Mail: oeli@liturgie.at, Internet: www.liturgie.at.

Verleger (Medieninhaber): Verlag St. Peter, Postfach 13, A-5010 Salzburg.

Titelgrafik: SAMT:GRAFIK:Glück, Salzburg.

Herstellung: Druckerei der Erzdiözese Salzburg, Kapitelplatz 2, A-5010 Salzburg.

Internationale Zeitschriftennummer (ISSN): 0017-9620
DVR-0029874 (047)

HEILIGER DIENST ist eine Fachzeitschrift, die sich mit den Themenbereichen Liturgiewissenschaft und liturgische Praxis beschäftigt.

Hinweise für die Gestaltung von Manuskripten:
http://www.liturgie.at/HID_Autorenhinweise.html

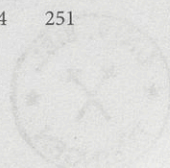
Heiliger Dienst

69. Jahrgang – 2015

Herausgeber: Österreichisches Liturgisches Institut, Erzabtei St. Peter, Salzburg
 Schriftleitung: Mag. P. Winfried Bachler OSB, Dr. Christoph Freilinger
 Verleger (Medieninhaber): Verlag St. Peter
 alle: A-5010 Salzburg, Postfach 13

Inhaltsverzeichnis des 69. Jahrganges 2015

BEITRÄGE	Heft	Seite
Christine Geserick Familien heute. Ein soziologischer Blick auf aktuelle Themen und Zahlen	1	3
Hildegard Wustmans Familien und ihre Kulturen – Die Kirche und ihr Familienideal	1	42
Peter Ebenbauer Gottesdienst in neuen Familienwelten. Pastoralliturgische Reflexionen	1	52
Rainer Gelhot Beten mit Bits und Bytes. Kirche in digitalen Welten – St. Bonifatius in www.funcity.de als Beispiel	2	66
Henning Klingen 45 Cent für ein Taufgeschenk. Liturgie und Sakramentheologie im Netz – eine Umschau in Österreich ..	2	75
Liborius Olaf Lumma Meine Quicklist. Ein persönlicher Streifzug durch Internet-Angebote zu Liturgie und Liturgiewissenschaft	2	80
Peter Spichtig OP Hinführung zu liturgischen Vollzügen übers Internet? www.liturgie.ch und www.die-messe.org im Portrait	2	87
Ewald Volgger OT Liturgische Bildung Hauptamtlicher – ars liturgica als bleibende Aufgabe	2	106
Ewald Volgger OT Wie Versöhnung geschieht. Zur Frage nach dem Ort der Versöhnung	3	135
Albert Gerhards Das Sakrament der Versöhnung – form- und ortlos? Überlegungen zur Reform des Bußsakraments ...	3	153
Birgit Schopf Versöhnung am Kranken- oder Sterbebett	3	161
Martin M. Lintner OSM Aspekte für eine Erneuerung des Sakraments der Versöhnung	3	180
Ingrid Fischer Ritendiakonie in der Krise. Kanonische Buße: Alte Heilswege neu beschreiten?	3	194
Andreas Odenthal Ritueller Raum. Der Gottesdienst als Ort von Lebens- und Glaubensgeschichten	4	215
Hans Gerald Hödl Rituale aus religionswissenschaftlicher Perspektive	4	226
Christoph Freilinger Zur rituellen Praxis heutiger Gottesdienste	4	233
Teresa Schweighofer Auf der Suche nach dem passenden Ausdruck. Alternative Rituale und Freie Ritualbegleitung	4	243
Rainer Buland Gottes-Spiel-Dienst. Ritual und Spiel in liturgischen Feiern, eine Bereicherung	4	251



Anna Morena Baldacci		
Ritueller Charakter und Schönheit. Die ‚liturgische Partitur‘ zwischen Stille und Worten [...]	4	259
Benedikt Rodler		
Perspektiven für die liturgische Feier des Sonntags. Kongruenz statt Konkurrenz	4	272

BERICHTE UND KLEINERE BEITRÄGE

Andreas Pumberger		
So leben und feiern wir mit Familien – als Familie	1	10
Bettina Brandstetter		
So leben und feiern wir mit Familien – Im Kindergarten		
Religiöse Vielfalt und der Anspruch, allen gerecht zu werden	1	14
Kurt Lenzbauer		
So leben und feiern wir mit Familien – In der Schule		
Schule als Ort und Chance spiritueller Entfaltung	1	18
Georg Sturm		
So leben und feiern wir mit Familien – Bei den Pfadfindern	1	22
Maximilian Strasser		
So leben und feiern wir mit Familien – In der Pfarre	1	25
Elisabeth Sallinger-Leidenfrost		
So leben und feiern wir mit Familien – Im Krankenhaus auf der Geburtsstation	1	29
Franz Josef Zefner		
So leben und feiern wir mit Familien – Im Altenheim	1	34
Maria Fischer		
So leben und feiern wir mit Familien – Im Treffpunkt <i>mensch & arbeit</i> Nettingsdorf	1	37
Hans Hütter CSSR		
Das Predigtforum der Redemptoristen im Internet	2	96
Gerd Häfner		
Bibel im Blog. Theologie treiben im weltweiten Netz	2	102
Noemi Honegger		
Sp(i)ritt für den Glauben – Tagzeitenliturgie. „Liturgie im Gespräch“, 25.–27. Januar 2015 im Fischingen	2	124
Lea Herberg		
Berichte und Notizen aus Liturgie und Liturgiewissenschaft (Heft 2)	2	129
Ferdinand Kaineder		
Weitgehen ist heilsam. Versöhnungserfahrungen auf Pilger- und Wallfahrtswegen	3	169
Martin Werlen OSB		
„Lasst euch mit Gott versöhnen!“ (2 Kor 5,20). Persönliche Gedanken zur Versöhnung	3	174
Michael Meßner SJ		
„Geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder ...“ (Mt 5,24). [...]	3	189
Lea Herberg		
Berichte und Notizen aus Liturgie und Liturgiewissenschaft (Heft 3)	3	205
Michael Max		
Interview: Ohne das Religiöse ist das Brauchtum nicht glaubwürdig	4	269
Lea Herberg		
Berichte und Notizen aus Liturgie und Liturgiewissenschaft (Heft 4)	4	286

BUCHBESPRECHUNGEN

Kirchschläger: Christus im Mittelpunkt		
(Franz Lauterbacher OSB)	1	61
Heid: Operation am lebenden Objekt		
(Daniel Podertschnig)	1	61



2A 4737

Münchener Kantorale (Rudolf Pacik)	2	131
Klugseder (Hg.): Cantare amantis est (Liborius Olaf Lumma)	3	207
Bärsch: Kleine Geschichte des christlichen Gottesdienstes (Christoph Freiling)	4	288

AUTORINNEN und AUTOREN

Bachler, P. Mag. Winfried OSB In Memoriam A. Kircher, A. Hörner, W. Glade, H. Dopf, W. Vonbank	4	210
Baldacci, Dr. Anna Morena, Turin Ritueller Charakter und Schönheit	4	259
Brandstetter, Univ.-Ass. Mag. Bettina, Salzburg So leben und feiern wir mit Familien – Im Kindergarten	1	14
Buland, Ass.-Prof. Dr. Rainer, Salzburg Gottes-Spiel-Dienst	4	251
Ebenbauer, ao. Univ.-Prof. Dr. Peter, Graz Gottesdienst in neuen Familienwelten	1	52
Fischer, Mag. DDr. Ingrid, Wien Ritendiakonie in der Krise	3	194
Fischer, Mag. Maria, Nettingsdorf So leben und feiern wir mit Familien – im Treffpunkt <i>mensch & arbeit</i> Nettingsdorf	1	37
Freiling, Dr. Christoph, Linz/ Salzburg Zur rituellen Praxis heutiger Gottesdienste	4	233
Gelhot, Rainer, Osnabrück Beten mit Bits und Bytes	2	66
Gerhards, Prof. Dr. Albert, Bonn Das Sakrament der Versöhnung – form- und ortlos?	3	153
Geserick, Dr. Christine, Wien Familien heute	1	3
Häfner, Prof. Dr. Gerd, München Bibel im Blog	2	102
Herberg, Dipl.-theol. Lea, Klosterneuburg Berichte und Notizen aus Liturgie und Liturgiewissenschaft (Heft 2)	2	129
Berichte und Notizen aus Liturgie und Liturgiewissenschaft (Heft 3)	3	205
Berichte und Notizen aus Liturgie und Liturgiewissenschaft (Heft 4)	4	286
Hödl, ao. Univ.-Prof. Dr. Mag. Hans Gerald, Wien Rituale aus religionswissenschaftlicher Perspektive	4	226
Honegger, Naomi, Fribourg Sp(i)rit für den Glauben – Tagzeitenliturgie	2	124
Hütter, P. Hans CSSR, Eggenburg Das Predigtforum der Redemptoristen	2	96
Kaineder, Mag. Ferdinand, Kirchschlag/ Wien Weitgehen ist heilsam	3	169
Klingen, Dr. Henning, Wien 45 Cent für ein Taufgeschenk	2	75
Lauterbacher, P. Mag. Franz OSB, Salzburg Christus im Mittelpunkt (Buchbesprechung)	1	61

Lenzbauer, Fachinspektor Dr. Kurt, Salzburg So leben und feiern wir mit Familien – In der Schule	1	18
Lintner, Prof. Dr. Martin M. OSM, Brixen Aspekte zur Erneuerung des Versöhnungssakraments	3	180
Lumma, PD Dr. Liborius Olaf, Innsbruck Meine Quicklist	2	80
Klugseder (Hg.): Cantare amantis est (Buchbesprechung)	3	207
Max, Dr. Michael, Neumarkt am Wallersee Interview: Ohne das Religiöse ist das Brauchtum nicht glaubwürdig	4	269
Meßner, P. Michael SJ, Wien „Geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder!“	3	189
Odenthal, Prof. Dr. Andreas, Tübingen Ritueller Raum	4	215
Pacik, Univ.-Prof. Dr. Rudolf, Salzburg Münchener Kantorale (Buchbesprechung)	2	131
Podertschnig, Mag. Daniel, Wien Heid Stefan (Hg.): Operation am lebenden Objekt (Buchbesprechung)	1	61
Pumberger, Mag. Andreas, Linz So leben und feiern wir mit Familien – als Familie	1	10
Rodler, Dr. Benedikt, Mondsee Perspektiven für die liturgische Feier des Sonntags	4	272
Sallinger-Leidenfrost, Mag. Elisabeth, Salzburg So leben und feiern wir mit Familien – im Krankenhaus auf der Geburtenstation	1	29
Schopf, Dipl.-PAss. Birgit, Linz Versöhnung am Kranken- oder Sterbebett	3	161
Schweighofer, Mag. Teresa, Tübingen Auf der Suche nach dem passenden Ausdruck	4	243
Spichtig, P. Peter OP, Fribourg Hinführung zu liturgischen Vollzügen übers Internet?	2	87
Strasser, Pfarrer Dr. Maximilian, Linz So leben und feiern wir mit Familien – in der Pfarre	1	25
Sturm, HOL Dipl.-Päd. Georg, Salzburg So leben und feiern wir mit Familien – bei den Pfadfindern	1	22
Volgger, Univ.-Prof. Dr. Ewald OT, Linz Liturgische Bildung Hauptamtlicher	2	106
Wie Versöhnung geschieht	3	135
Werlen, P. Martin OSB „Lasst euch mit Gott versöhnen!“	3	174
Wustmans, Univ.-Prof. Dr. Hildegard, Linz Familien und ihre Kulturen	1	42
Zeßner, Dr. Franz Josef, Wien So leben und feiern wir mit Familien – im Altenheim	1	34

Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser!

Im Oktober 2014 begann in Rom die außerordentliche Generalversammlung der Bischofssynode zum Thema „Die pastoralen Herausforderungen im Hinblick auf die Familie im Kontext der Evangelisierung“. Schon bevor Papst Franziskus dazu einlud, hatte die Liturgische Kommission für Österreich beschlossen, diesmal ihr Symposium, von 22. bis 23. September 2014, dem Thema „Familie und Liturgie“ zu widmen. Dahinter stand das Anliegen, die Wahrnehmung zu sensibilisieren, welche Menschen heute an den gottesdienstlichen Ritualen der Kirche teilnehmen.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat die Bedeutung der Versammlung für die Feier des Gottesdienstes wiederentdeckt. Sie ist Sakrament der Gegenwart des Auferstandenen und wesentlich für den Vollzug der Liturgie. Wenn die Versammlung durch, mit und in Christus das Subjekt der Feier ist, kann es nicht egal sein, wer zum Gottesdienst zusammen kommt und wie gefeiert wird.

Bischof Klaus Hemmerle hat einmal formuliert: „Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich zu überliefern habe.“ Wir können ergänzen: Die Botschaft, die wir zu *feiern* haben.

Das lenkt den Blick auf die Menschen und fordert uns als Kirche heraus zu kritischer Zeitgenossenschaft in Sympathie mit ihnen: Wer sind die Familien? Wie leben sie? Wie zeigen sich ihre Sehnsüchte, Hoffnungen, Nöte? Und welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die gottesdienstlichen Feiern in der Vielfalt möglicher Formen?

Das Symposium der Liturgischen Kommission für Österreich, unter dem Titel „FAMILIEN – LEBEN – LITURGIE“, wollte diesen Fragen nachgehen und Raum geben zu Erfahrungsaustausch und Antwortversuchen – fokussiert auf das Leben von Familien. Das vorliegende Heft 1 des 69. Jahrgangs dokumentiert die Vorträge der Tagung und will damit die weitere Auseinandersetzung anregen und fördern.

Ausgangspunkt war die Wahrnehmung der gesellschaftlichen Realität. Der soziologische Befund von Christine Geserick, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Österreichischen Institut für Familienforschung in Wien, belegt, dass es „die“ Familie nicht gibt und auch niemals gab. Im Unterschied zu früheren Generationen weitet sich aber zunehmend das Spektrum von familialen Lebensformen, die gesellschaftlich als „normal“ anerkannt werden. Was die statistischen Zahlen dokumentieren, wurde in Statements zu Familienrealitäten anschaulich und berührend lebendig: „So leben und feiern wir mit Familien“ war die Überschrift über Berichte aus Kindergarten und Schule, aus Pfarre und dem Pfadfinderleben, von der Geburtenstation im Krankenhaus und im Pflegeheim sowie aus Sicht eines Familienvaters, der sich im Katholischen Familienverband engagiert. Bei der Dokumentation dieser Kurzbeiträge wurde bewusst der Redestil weitgehend beibehalten.

Das Ernstnehmen der Diversität familiärer Lebensformen bestimmte notwendigerweise und deutlich die theologische Reflexion. Die Pastoraltheologin Hildegard Wustmans, Katholisch-Theologische Privatuniversität Linz, zeigt in ihrem Beitrag Verbindendes trotz höchster Individualisierung heutigen Familienlebens auf: darunter – mit Blick auf das Veranstaltungsthema – die Ritualkreativität. Der Liturgiewissenschaftler Peter Ebenbauer, Katholisch-theologische Fakultät der Universität Graz, erinnert an die Vorgaben der Liturgiekonstitution (*Sacrosanctum Concilium* 19), in der Liturgie die spezifischen Anlagen und Dispositionen der Mitfeiernden zu berücksichtigen. Innovativ ist sein Ansatz, ausgehend von den elementaren Grundvollzügen von Liturgie, die „gottesdienstliche Spiritualität“ in den Familien zu entdecken, insofern dort „menschenfreundliche Entfaltungs- und Hoffnungsräume gepflegt“ werden.

Mögen diese Nachlese des Symposions der Liturgischen Kommission für Österreich dazu beitragen, das Leben der Menschen als Ort der kirchlichen Lehre zu entdecken (vgl. R. Bucher) und dort die Botschaft immer neu zu lernen, die wir zu feiern haben.

Im Namen der Redaktion

P. Winfried Bachler OSB und Christoph Freilinger

Christine Geserick, Wien

Familien heute

Ein soziologischer Blick auf aktuelle Themen und Zahlen

Gesellschaft und Familienleben haben sich in den vergangenen Jahrzehnten tiefgreifend verändert. Das wirkt sich spürbar aus auf das Leben von Kirche allgemein und von Pfarre im besonderen. Der soziologische Beitrag schärft den Blick auf die Vielfalt von Familienrealitäten jenseits von moralischen Bewertungen. (Redaktion).

Wie leben Familien in Österreich? Was hat sich in den letzten Jahrzehnten verändert, vor allem mit Blick auf die verschiedenen Lebensformen? Wie sind diese Veränderungen zu erklären und

DR. CHRISTINE GESERICK
ist Soziologin und seit 2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin am ÖIF.
Ihre Forschungsschwerpunkte sind: qualitative Forschungsmethoden,
Jugendbiografien, Lebensentwurf und Individualisierung,
Sozialgeschichte der Familie in Österreich und Deutschland sowie
Familie im bäuerlichen Milieu.

welche Herausforderungen stellen sich? Der folgende Beitrag widmet sich diesen Fragen aus einer soziologischen Perspektive. Zunächst geht es um eine Annäherung an den Begriff Familie und die Frage, wie sich unser Verständnis von Familie historisch gewandelt hat. Danach werden einige familienrelevante Kennzahlen aus der aktuellen österreichischen Statistik präsentiert und schließlich im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Trends und Herausforderungen erläutert.

1 Was ist überhaupt Familie?

Die Annäherung an ein Thema beginnt oft mit seiner Definition. In unserem Fall ist das die Frage: Was ist *Familie*? Wer gehört überhaupt dazu? Die etymologische Spurensuche führt zum Begriff *familia*, was so viel heißt wie *das ganze Haus*. Im Alten Rom umschloss *familia* damit all jene, die gemeinsam unter einem Dach lebten, inklusive der Sklaven. Sie alle hatten sich streng nach den Vorstellungen des *pater familias*, des Familienoberhauptes, zu richten. Und auch in agrarischen Gesellschaften gehörten Mägde und Knechte zur Familie. Doch wie sieht das in unserer Gegenwartsgesellschaft aus? Wer gehört zur Familie?

Nicht nur die Soziologie beschäftigt sich mit dieser Frage, sondern zum Beispiel auch das Familienrecht. Juristen und politische Entscheidungsträger müssen etwa klären, welche Rechte der leibliche Vater eines Kindes haben soll, wenn er von der Kindsmutter getrennt ist. Oder sie müssen sich mit der sehr aktuellen Frage auseinandersetzen, ob ein gleichgeschlechtliches Paar die Elternschaft für ein Kind übernehmen darf. Diese Themen werden kontrovers diskutiert, berühren sie doch unsere persönlichen Wertvorstellungen und oft auch Emotionen. Hier geht es um uns selbst, um Privates, Intimes und Gefühle.

Bei aller Pluralität individueller Überzeugungen dominiert in unserem Kulturkreis heute immer noch die Auffassung, dass Familie Blutsverwandtschaft voraussetzt und Elternschaft

idealerweise von einem heterosexuellen Paar erfüllt wird. Dass das Paar verheiratet sein soll, verliert hingegen an normativer Kraft. Die „wilde Ehe“ heißt heute nichteheliche Lebensgemeinschaft und wird kaum mehr als „unsittlich“ wahrgenommen. Kein Vermieter macht sich heute mehr der so genannten „Kuppelei“ strafbar, wenn er seine Wohnung einem nicht-verheirateten Paar überlässt. Ebenfalls kulturell dominant ist das Ideal der romantischen Liebe. Sie gilt heute als Voraussetzung dafür, dass sich zwei Menschen finden und gemeinsam Kinder haben möchten. Doch das war nicht immer so. In der vorindustriellen Zeit folgte die Heirat durchaus ökonomischen Überlegungen – mal mehr mal weniger –, jedenfalls war die wirtschaftliche und soziale Absicherung durch Partnerschaft und Nachkommen eine wichtige Motivation für Heirat und Familiengründung. „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, wie sich die Wies' zum Acker findet“, lautet ein schwäbisches Sprichwort, das Erwägungen zu Mitgift, Hab und Gut verbildlicht. Freilich spielen auch heute noch sozioökonomische Ähnlichkeiten bei der Partnerwahl eine Rolle, gehen sie doch häufig mit einem gemeinsamen Wertekonsens und Habitus einher, jedoch ist der Wunsch nach emotionaler Geborgenheit und sexueller Erfüllung nicht weniger wichtig. Vor allem weil Frauen heute meist einer eigenen Berufskarriere folgen und nicht mehr von einem männlichen Versorger abhängig sind, bietet sich die Chance der Liebesheirat, so dass ökonomische Beweggründe vernachlässigt werden können. Das Ideal der Liebesheirat findet sich in einer Variation des obigen Sprichworts: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet.“ Das Zitat entstammt Schillers Lied von der Glocke und hat immer noch Gültigkeit, auch in der heutigen Zeit.

Definitionselemente nach Nave-Herz

Obwohl sich also mit Familie verbundene Werte wandeln oder zumindest in ihrer Bedeutung verschieben, hat sich die bekannte Familiensoziologin Rosemarie Nave-Herz an einer Definition versucht, die historisch und kulturell stabil ist.¹ Das heißt, sie soll für jede Gesellschaft und über alle Epochen hinweg gelten. Charakteristisch für jede Familie sei demnach erstens die „*biologisch-soziale Doppelnatur*“: In der Familie finden sowohl Reproduktion (Nachkommen werden geboren) als auch deren primäre Sozialisation statt. Diese Doppel-„funktion“ sei von keiner anderen sozialen Gruppe erfüllbar. Zweitens herrscht in der Familie ein besonderes Kooperations- und Solidaritätsverhältnis, das durch *einzigartige Rollen* beschrieben ist. Die Rollen einer Mutter, eines Vaters, eines Geschwisters etc. sind jeweils einzigartig. Drittens sieht Nave-Herz die *Generationendifferenzierung* als Definitionselement für Familie, kurz gesagt ist das die Eltern-Kind-Beziehung, und noch kürzer gesagt heißt das: „Familie ist, wo Kinder sind“. Wichtig ist, dass Nave-Herz damit keine Ideologie ausdrücken und etwa kinderlose Paare bewusst diskriminieren will. Rein analytisch beobachtet sie, dass ein historisch und kulturell stabiles Definitionskriterium eben ist, dass in der Gruppe von Menschen, um die es geht, mindestens eine Mutter-Kind- und/oder Vater-Kind-Beziehung gegeben sein muss, so dass diese Gruppe in einem familialen Verhältnis zueinander steht.² Anders verhält es sich mit der Geschlechterdifferenzierung: Die aufrechte Ehe zwischen Frau und Mann sei nicht zwingend ein Kriterium dafür, dass Menschen eine Familie bilden. Denn wenn durch Trennung oder Tod die Rolle eines Elternteils wegfalle, bleibe die Familie dennoch bestehen.

¹ Vgl. NAVE-HERZ: Familie heute, 15.

² Vgl. NAVE-HERZ: Familie heute, 15.

Damit seien „alleinerziehende Mütter und Väter sowie nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern auch Familiensysteme“³.

Es gibt – im doppelten Wortsinn – „weitere“ Definitionen von Familie, zum Beispiel diese hier: „Familie ist dort, wo Menschen für einander Verantwortung übernehmen.“ Weder Verwandtschaft, Partnerschaft noch Kinder finden sich in dieser Definition, und doch kursiert sie seit einigen Jahren durch Medien, Wissenschaft und Politik und stößt auf Sympathie. Sie bringt auf den Punkt, wonach wir uns als soziale Wesen sehnen: nach der Gewissheit emotionaler Zuwendung und sozialer Absicherung, und zwar vor allem in Zeiten, in denen es uns nicht gut geht, wo wir krank oder pflegebedürftig, ohne Job, finanzielle Absicherung oder einfach nur verzweifelt sind und Zuspruch brauchen. Nach dieser Definition können auch der gute Freund oder eine liebe Nachbarin für uns da sein. Dass dafür wiederum die Referenz «Familie» verwendet wird, zum Beispiel in Ausdrücken wie «er ist für mich wie ein Bruder» oder «sie kümmert sich um mich wie eine Mutter», deutet darauf hin, wie stark wir weiterhin in klassischen Familienrollen denken.

Familie als relativ geschlossenes System

Eine wichtige Eigenart der Familie beschreibt Nave-Herz darin, dass sie ein „relativ geschlossenes System“ mit „gewissen Eigendynamiken“ sei.⁴ Demnach würden extern induzierte Krisen, wie z. B. der Jobverlust eines Familienmitglieds jede Familie anders beeinflussen. Es sei kaum möglich, lineare Zusammenhänge abzuleiten oder allgemeingültige Aussagen über „die“ Familie zu treffen. Dies ist für all jene eine wichtige Vorab-Erkenntnis, die mit und für Familien arbeiten, sei es in der Familienberatung oder auch in der Familienpolitik.

2 Lebensformen und Trends in Österreich

Einen Überblick darüber, welche Lebens- und Familienformen es in Österreich gibt, und wie sich diese im Zeitverlauf verändert haben, gibt die Haushaltsstatistik. In der österreichischen Mikrozensus-Erhebung erfragt die Statistik Austria viermal jährlich die wichtigsten Daten zu Erwerbstätigkeit und Wohnen. Darin enthalten ist auch die Frage, mit wem man zusammenlebt. Die unten stehende Tabelle zeigt, wie sich das Zusammenleben in Privathaushalten gestaltet. Es ist außerdem wichtig anzumerken, dass „Ehepaar ohne Kinder“ nicht heißt, dass das Paar generell kinderlos ist, sondern dass das Kind nicht im gemeinsamen Haushalt lebt, z. B. weil es erwachsen und ausgezogen ist.

Haushaltsformen in Österreich 1971 und 2013

Veränderungen in den letzten rund 40 Jahren betreffen vor allem die folgenden drei Bereiche:

1. Es leben weniger Personen als „Kind in Familie“ (-21%).
2. Weniger Paare leben heute als Eheleute mit Kind (-21%), jedoch leben mehr unverheiratete Paare (Lebensgemeinschaften) mit Kindern zusammen (+500%).
3. Die Zahl der Ein-Personen-Haushalte hat stark zugenommen (+82%).

³ NAVE-HERZ: Familie heute, 15.

⁴ NAVE-HERZ: Familie heute, 12.

Was dies im Einzelnen bedeutet und wie es zu erklären ist, wird in den folgenden Abschnitten erläutert.

	1971	2013	Veränderung in %
Kind in Familie	35,4 %	27,9 %	- 21%
Ehepaar ohne Kinder	15,9 %	17,9 %	+ 13 %
Lebensgemeinschaft ohne Kinder	0,8 %	4,8 %	+ 500 %
Ehepaar mit Kindern	28,8 %	22,8 %	- 21 %
Lebensgemeinschaft mit Kindern	0,6 %	3,6 %	+ 500 %
Alleinerziehende	3,0 %	3,5 %	+ 17 %
Ein-Personen-Haushalt	8,9 %	16,2 %	+ 82 %
Sonstige (z. B. Mehrfamilienhaushalt)	6,6 %	3,2 %	- 51 %
	100 %	100%	

Quellen: Statistik Austria, Mikrozensus 1971 und 2013; erweiterte Berechnungen cg

Rückgang der Geburtenrate

Der Rückgang der Geburtenrate ist weithin bekannt und wird vielfach diskutiert. Dass immer weniger Personen „als Kind in Familie“ leben, hat vor allem damit zu tun. Die so genannte Gesamtfertilitätsrate (GFR) liegt aktuell (2013) bei 1,44 Kindern. Sie gibt an, wie viele Kinder eine Frau in ihrem Leben durchschnittlich zur Welt bringt. Mit 1,44 wird das so genannte „Bestandserhaltungsniveau“ von 2,1 Kindern nicht erreicht und folglich ginge die Bevölkerungszahl (gebe es keine Zuwanderung) zurück. Seit der niedrigsten GFR mit 1,33 im Jahr 2011 ist jedoch ein leichtes Ansteigen zu beobachten.

Die rückläufige Geburtenrate wird oft, offen oder subtil, mit einem gewissen „Kinderverdruss“ erklärt. Das ist so nicht richtig. Die meisten Österreicherinnen und Österreicher haben einen Kinderwunsch. Jedoch ist einerseits die angestrebte Kinderzahl zurückgegangen und die so genannte „Zwei-Kind-Norm“ ist heute vorherrschend: Man möchte zwei Kinder haben, nur wenige planen eine Mehrkindfamilie. Andererseits folgt einem Kinderwunsch nicht unbedingt dessen Verwirklichung. Viele Menschen wünschen sich Kinder, können diese aber nicht realisieren. Der unerfüllte Kinderwunsch (generell oder weniger Kinder als geplant) ist besonders ein Thema bei Akademikerinnen.⁵ Grund sei oft eine Zeitproblematik im weiblichen Lebenslauf, so die italienische Soziologin Carmen Leccardi. Während die „soziale Uhr“ der heutigen Zeit wichtige Lebensereignisse immer weiter nach hinten schiebe, z. B. Studienabschluss, erster bezahlter Job, Heirat usw., würde die „biologische Uhr“ der Frau unbittlich am gleichen Zeitmarker stehen bleiben.⁶ Wer erst mit Ende 30 so weit ist, eine Familie gründen zu können, weil nun der richtige Partner gefunden und Einkommen vorhanden ist, ist schon spät dran. Oft ist das fertile Alter dann schon überschritten, und die Frau, respektive das Paar, bleibt ungewollt kinderlos.

⁵ BUBER-ENNSER: Kinderzahl.

⁶ LECCARDI: Motherhood.

Erwachsene Kinder im elterlichen Haushalt

Im Zusammenhang mit der Lebensform „als Kind im Haushalt“ ist ein weiteres Phänomen erwähnenswert, das in allen westlichen Industrienationen zu beobachten ist: die so genannten „Nesthocker“. In den letzten 30 Jahren hat sich der Anteil der jungen Erwachsenen, die im elterlichen Haushalt leben, stetig und umfangreich erhöht. Während 1981 in Österreich 27% der 25- bis 29-jährigen Männer und 10% der Frauen im elterlichen Haushalt lebten, sind es 2013 bereits 34% der Männer und 19% der Frauen. Auch im vierten Lebensjahrzehnt (30–39 Jahre) leben heute 5% der Frauen und immerhin 14% aller Männer mit den Eltern unter einem Dach.⁷ Auffallend ist der Geschlechterunterschied: Männer sind etwa doppelt so häufig Nesthocker wie Frauen.

Die Gründe für diese Entwicklung sind vielfältig. Teurer Wohnraum und prekäre Arbeitsverhältnisse spielen ebenso eine Rolle wie die seit den späten 1960er und 1970er Jahren prinzipiell beobachtbare Veränderung des Eltern-Kind-Verhältnisses: Das ist heute generell partnerschaftlicher angelegt. Es trägt dazu bei, dass junge Erwachsene einen weniger starken Druck verspüren, sich aus den „Zwängen“ des Elternhauses befreien zu müssen.⁸ Zwar wird diese Lebensform oft belächelt oder kritisiert – schon die Begriffe „Nesthocker“ oder „Hotel Mama“ deuten darauf hin. Jedoch könnte dieses Phänomen auch positiv, nämlich als neue Form der Generationensolidarität gedeutet werden, zumal aus der Statistik nicht ablesbar ist, wer sich in der einzelnen Familie um wen „kümmert“: Genießt ein erwachsenes Kind das „Hotel Mama“ oder lebt das erwachsene Kind mit den alten und vielleicht pflegebedürftigen Eltern in einem Haushalt, um sie zu versorgen?

Erst Kinder, dann Heirat

Noch in den 1950er Jahren war gesellschaftlich verpönt, was heute gang und gäbe ist: als unverheiratetes Paar Kinder zu bekommen. Dabei weist gerade Österreich traditionell eine vergleichsweise hohe Nichteheleichenquote auf (2013 beträgt sie 41%). Noch heute schwingt in dem Begriff des „unehelichen“ oder „nicht-legitimierten“ Kindes mit, dass ihm etwas „fehlt“, nämlich die rechtlich gültige Partnerschaft seiner Eltern. Mittlerweile sind jedoch Kinder von Eltern, die nicht verheiratet sind, in ihren Rechten prinzipiell den anderen gleichstellt, z. B. im Erbrecht. Auch dürfen nicht-eheliche Kinder seit 2013 einen Doppelnamen tragen, der sich aus den Nachnamen seiner Eltern zusammensetzt. Diese Änderungen erschienen angezeigt, weil immer mehr Paare gemeinsame Kinder haben, ohne verheiratet zu sein. Dabei zeigt sich ein interessanter Trend: Die Reihenfolge dieser biografischen Ereignisse (Heirat, Geburt des ersten Kindes) hat sich für viele umgedreht. Wo man in früheren Zeiten erst heiratete und dann mit der Familienplanung begann, werden viele Paare heute *zunächst* Eltern und entscheiden sich erst *dann* für die Ehe. Nave-Herz spricht hier von einer „kindorientierten Sinnzuschreibung der Ehe“⁹. Es gebe drei Gründe für eine Eheschließung: „wegen einer Schwangerschaft, eines Kinderwunsches oder wegen des Vorhandenseins von Kindern“. Eine

⁷ Vgl. STATISTIK AUSTRIA: Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung 1981, 2013.

⁸ Vgl. GESERICK: Ablösung.

⁹ NAVE-HERZ: Familie heute, 19.

„partnerbezogene Emotionalität“ sei hingegen immer weniger Gründungsanlass für eine Ehe, hierfür genüge heute für viele das Eingehen einer Lebensgemeinschaft.¹⁰

Ältere Menschen als „Singles“

Wie oben dargestellt, sind auch Ein-Personen-Haushalte eine wachsende Haushaltsform. In 16,2% aller österreichischen Haushalte lebt 2013 nur eine Person, 1971 waren es 9%. Schaut man sich nur Personen ab 15 Jahren an (was sinnvoll ist, weil Kinder nicht allein leben), machen die Ein-Personen-Haushalte sogar 37% aus.¹¹ Wer sind nun diese Personen? Oft geht man davon aus, dass es junge, alleinlebende Menschen ohne Partner sind, die «typischen Singles» eben. Doch die Haushaltsform muss nicht mit der Lebensform übereinstimmen: Auch Personen in Partnerschaft leben mitunter in getrennten „Single-Haushalten“, etwa weil sie eine Fernbeziehung führen, eine so genannte LAT-Partnerschaft, *Living Apart together*.

Sicherlich spielen das gestiegene Heiratsalter und eine erhöhte Scheidungsrate eine Rolle dabei, dass Menschen im jungen und mittleren Erwachsenenalter einen Ein-Personen-Haushalt führen. Ein weiterer Trend ist jedoch noch viel bedeutsamer und findet doch selten Erwähnung: Es leben immer mehr ältere Menschen allein. Mehr als jeder dritte Ein-Personen-Haushalt (35%) wird von jemandem bewohnt, der 65 Jahre und älter ist. Das ist der Tatsache geschuldet, dass wir immer länger leben und in Paaren ein Partner den anderen überlebt. Weil Frauen eine höhere Lebenserwartung haben als Männer, sind es oft sie, die im Alter allein leben. Von allen Ein-Personen-Haushalten sind 9% alleinlebende Männer ab 65 und immerhin 26% Frauen dieser Altersgruppe, also knapp dreimal so viele.¹²

Besonders für alte Menschen kann das Alleinleben eine unangenehme Herausforderung sein, wenn es nämlich um die Alltagsbewältigung geht und kein soziales Netz vorhanden ist beziehungsweise die nächsten Verwandten weiter weg wohnen. Eine weitere Herausforderung betrifft die steigenden Wohnraumkosten. In den Medien war zuletzt von Fällen zu hören, in denen Vermieter Wohnungen aufwändig sanierten, um sie teurer weiterzuvermieten. Finanzschwache Mieter sind daraufhin gezwungen, ihre Wohnung zu verlassen, darunter viele ältere oder hochbetagte Menschen, für die der Umzug eine besondere körperliche und emotionale Belastung darstellt. Diesen Menschen eine Lobby und Unterstützung zu geben, erscheint als ein Gebot der Stunde.

Gleichgeschlechtliche Paare

Die bisher vorgestellten Lebens- und Familienformen sind jene, die über die Haushaltsstatistik erfasst werden können. Nicht erkennbar ist darin eine weitere Lebensform, die an Bedeutung gewinnt: die rechtlich verbindliche Partnerschaft schwuler und lesbischer Paare. Sie ist ein weiteres Beispiel dafür, dass sich die Überzeugungen, „wer“ Familie ist, mit der Zeit (langsam) ändern können. Seit dem 1. Jänner 2010 können gleichgeschlechtliche Paare in Österreich die so genannte Eingetragene Partnerschaft (EP) eingehen. Seither sind knapp 2.000 Partnerschaften begründet worden, davon 1.143 von Männern und 749 von Frauen.¹³

¹⁰ Vgl. NAVE-HERZ: Familie heute, 19.

¹¹ Vgl. STATISTIK AUSTRIA: Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung 2012.

¹² Vgl. STATISTIK AUSTRIA: Haushaltsprognose.

¹³ Vgl. STATISTIK AUSTRIA: Bevölkerungsbewegung.

Verwehrt blieb diesen Paaren lange der Wunsch nach Kindern. Doch gerade hier tut sich in letzter Zeit viel: Seit Ende 2013 dürfen sich nun in allen österreichischen Bundesländern auch schwule und lesbische Paare um eine Pflegerelternschaft bewerben. Und während der vorliegende Artikel gerade entstand, ging am 14. Jänner 2015 eine Meldung durch die Presse: Der Verfassungsgerichtshof hat just entschieden, dass auch die gemeinsame Adoption für Paare in Eingetragener Partnerschaft möglich sein soll. Das bis dato geltende Adoptionsverbot (nur Stiefkind- und Auslandsadoptionen waren möglich) ist damit aufgelöst.

Freilich wird in der Folge dieses Urteils wiederum heftig debattiert, und wir sehen, dass die Frage, wer Familie ist – wer Familie sein «darf» – ein wahres Dauerbrennerthema ist. Während sich die einen freuen, dass die Norm der heterosexuellen Elternschaft weiter ihren Absolutheitsanspruch verliert und Lebensrealitäten liberaler berücksichtigt als in früheren Zeiten, fürchten andere um alte Werte. Und hier sind wir wieder am Anfang: Familie ist uns allen wichtig, aber wir definieren sie unterschiedlich. Behutsam zu untersuchen, inwieweit wir jedem in seinen Lebensrealitäten und Wünschen gerecht werden können, ist die Aufgabe nicht nur der Familienforschung, der Familienberatung und Familienpolitik, sondern dies geht auch jede/n Einzelne/n in der Gesellschaft an.

Literatur

- BUBER-ENNSER, Isabella: Kinderzahl und Verwirklichung nach Bildung, in: BUBER-ENNSER, Isabella [et al.] (Hg.): Familienentwicklung in Österreich 2009–2013. Wien 2013: VID, ÖIF (Download unter www.oif.ac.at).
- GESERICK, Christine: Ablösung vom Elternhaus. Ergebnisse aus dem Generations and Gender Survey (GGS) 2008/09. ÖIF Working Papers Nr. 76. 2011 (Download unter www.oif.ac.at).
- LECCARDI, Carmen: Postponing motherhood in the high-speed society. Konferenzbeitrag zur 8. Biennial International Interdisciplinary Conference of Gender, Work & Organization (GWO 2014), 26.06.2014, Keele University, Staffordshire, UK.
- NAVE-HERZ, Rosemarie: Familie heute. Darmstadt 2012.
- STATISTIK AUSTRIA: Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung. Wien 1971, 1981, 2012, 2013.
- STATISTIK AUSTRIA: Haushaltsprognose 2014 (online unter: www.statistik.at).
- STATISTIK AUSTRIA: Statistik der natürlichen Bevölkerungsbewegung. 2014 (Online unter: www.statistik.at [Zugriff: 15.01.2015]).

Andreas Pumberger, Linz

So leben und feiern wir mit Familien – als Familie

Es freut mich sehr, dass zur heurigen Tagung der Liturgischen Kommission mit dem Thema „FAMILIEN LEBEN LITURGIE“ der katholische Familienverband eingeladen wurde.

Nicht nur deshalb freut es mich, weil der Katholische Familienverband heuer sein 60-Jahrjubiläum feiert, sondern weil es unserem Anliegen gut tut, auch innerkirchlich wahrgenommen zu werden. Gestatten Sie mir deshalb, auch einige inhaltliche Anmerkungen zum Familienverband voran zu stellen.

Der Katholische Familienverband tritt immer wieder mit seinen Forderungen an die Politik heran und versucht so, das gesellschaftliche Umfeld mitzugestalten. Diesen Auftrag macht auch das Apostolische Schreiben *Familiaris consortio* deutlich, wenn es dort heißt: „Der gesellschaftliche Auftrag der Familie soll sich auch in Formen politischen Handelns äußern. In diesem Sinne sollen die Familien sich dessen immer bewusst werden, dass in erster Linie sie selbst im Bereich der sogenannten Familienpolitik die Initiative ergreifen sollen; sie sollen die Verantwortung für die Veränderung der Gesellschaft übernehmen. Sonst werden die Familien die ersten Opfer jener Übel sein, die sie vorher noch gleichgültig betrachtet hätten.“¹

Wenngleich wir unseren Auftrag für die Familien breit gefächert sehen, von der finanziellen Sicherheit über die Vereinbarkeit von Familie und Beruf, von der Anerkennung der Familienleistung bis hin zu qualifizierten Bildungseinrichtungen, so möchte ich auf das Thema dieser Tagung hin zwei Aspekte betonen, in denen wir auch aktiv sind:

1. Beibehaltung des arbeitsfreien Sonntags als gemeinsame freie Zeit, die wesentlich ist für das gesellschaftliche, religiöse, kulturelle und familiäre Zusammenleben.
2. Verpflichtender Ethikunterricht als Alternative zum Religionsunterricht. Die Auseinandersetzung junger Menschen mit religiösen und ethischen Themen ist vor dem kulturellen, historischen und sozialen Hintergrund Österreichs unabdingbar.

Es wird deutlich, dass der Katholische Familienverband nicht im gleichen Maß wie die anderen Bereiche direkte und konkrete Angebote für Familien setzte und damit heute etwas aus dem Rahmen fällt. Denn wir sorgen uns mit unserer Arbeit, unserem Engagement mehr um die Bedingungen für Familien und sind überparteiliche Interessensvertretung für Familien.

Ich bin aber trotzdem noch nicht fertig, denn ich möchte Ihnen gerne aus meiner Erfahrung als Familienvater zu diesem Thema erzählen und die Perspektive ändern: „So leben und feiern wir *als* Familie“.

Ich bin verheiratet und Vater von drei Mädchen im Alter von 5½ Jahren, 4 Jahren und von 15 Monaten. Wenn Familie „jener Ort sein soll, an dem der Mensch als ganze Person erlebt, geliebt, akzeptiert, behandelt, betreut, gehalten, unterstützt und gefördert wird“², gehört Feiern ganz wesentlich zu unserem Familienleben. Auch religiöse Feste zu feiern bzw. Rituale zu pflegen.

MAG. ANDREAS PUMBERGER
ist Familienvater und Vorsitzender
des Katholischen Familienverbands Oberösterreich.
Er arbeitet als Geschäftsführer
des Schulvereins der Kreuzschwestern in Linz.

¹ Familiaris consortio 44; vgl. auch KÖNIG: Vorwort, 10.

² SCHÜSSEL: Vorwort, 16–17.

Namenstag oder Geburtstag

Für uns Eltern war es selbstverständlich, die Kinder zu taufen. Aber die Feier des Namenstages gelingt uns als Akzent im Jahreskreis nicht wirklich.

Die Mädchen sind selber viel zu sehr auf ihren Geburtstag fixiert und Pia, die bald ihren vierten Geburtstag feiert, fordert heuer ihre Geburtstagsfeier ein. Sie würde es auch nicht verstehen und als ungerecht erleben, wenn sie zum Geburtstag nicht einladen dürfte, ihre Freundinnen aber schon. Einladungen an anderen Tagen im Jahr gibt es zwar, aber die wiegen eine Geburtstageinladung nicht auf.

Ein kleines Beispiel wie sich Feierkultur verändert: Gewiss haben auch viele von Ihnen schon die Kinder von Geburtstagsfeiern der Freundinnen abgeholt. Ich bin dann oft ganz verstört: Denn die eingeladenen Kinder gehen mit Säcken von Süßigkeiten nach Hause. Und warum: Es soll kein Kind unbeschenkt vom Geburtstag weggehen. Das fällt mir schwer zu verstehen.

Es liegt vielleicht daran, dass Erwachsene selbst nicht mehr ohne Geschenk irgendwo hingehen können. Zumindest den Kindern muss etwas mitgebracht werden. Sinnvolles, Gesundes, Lehrreiches – z. B.: ein Überraschungsei.

Familie Pumberger versucht einen anderen Weg und bastelt mit den Freundinnen am Geburtstag einen Bilderrahmen. Jede Freundin wird mit dem Geburtstagskind Sophie fotografiert, das Bild am Computer gleich ausgedruckt, in den selbstgebastelten Bilderrahmen geklebt und als Erinnerung mit nach Hause gegeben. Durchaus „action“ bis alles beisammen ist. Und dann zum Abschied der Kommentar: Bekommen wir gar keine Geschenke?

Fazit

Als Familie sind wir kein abgeschottetes System, sondern bewegen uns über die SPIEGEL-Gruppe, den Kindergarten, die Pfarre und die Vereine im Ort als kommunizierendes Gefäß. Einflüsse in der Lebens- und Feierkultur schlagen da durch. Es geht einfach nicht immer, jene Einflüsse zu verhindern, die uns als Eltern nicht passen.

Kindergarten

Beruflich arbeite ich im Bildungsbereich bei den Kreuzschwestern. Wir führen Schulen, Horte, ein Internat und Kindergärten. Für unsere Pädagoginnen ist es klar, dass sie bei einem kirchlichen Träger arbeiten. Der kirchliche Jahreskreis gehört wie in vielen anderen Einrichtungen auch zum festen Bestandteil ihrer pädagogischen Arbeit. In diesem Umfeld arbeite ich.

Allerdings wohnen wir in einem Ort, der einen Gemeindekindergarten hat. Ein plötzlicher Wechsel der Pädagogin vor Weihnachten in der Kindergartengruppe meiner Kinder hat mir ganz neue Erkenntnisse eröffnet. Auf der Beziehungsebene war der Faden zwischen Pädagogin und Kinder schnell geknüpft. Auf der inhaltlichen Ebene gab es für mich als Vater allerdings größere Fragezeichen. Die Pädagogin hatte keinen Zugang zu religiösen Inhalten, konnte und wollte deshalb diese vielleicht nicht vermitteln, denn es gab auch einige wenige Kinder, die nicht getauft waren.

Fazit

Nicht immer kann ich aus den Umständen heraus das abholen, was mir als Familie wichtig ist. Ich kann und darf gesetzlich meine Kinder ja gar nicht irgendwo in den Kindergarten bringen. Also bin ich abhängig von sehr bedeutenden Bezugspersonen meiner Kinder von dem, was sie vermitteln und wie sie das tun.

Der Sonntag

Wir haben in unseren Familien viele Rituale und sie erleichtern uns das Leben. Die tägliche Diskussion über das richtige T-Shirt gehört dazu, der Abschied beim Verlassen des Hauses, die Zeit beim Mittagessen, der Sandmann im Fernsehen, die Gute Nacht Geschichte und das Abendgebet.

Der Morgen ist oft eine dichte Zeit: Anziehen, Frühstück richten, Jause machen, ... Irgendwie schaffen wir es nicht, diesen Rhythmus zu ändern – vielleicht ist auch das schon zum Ritual geworden.

Der Sonntag gestaltet sich da schon anders und spezieller: nicht nur, dass die Mädchen zum Kirchgang gerne ein Kleid anziehen – sondern zum Frühstück gibt es auch ein weiches Ei und ein Nutella Brot und wir haben Zeit.

Die Heranführung an die richtigen Rhythmen und Rituale erfordert Kontinuität und Verlässlichkeit. Die Hektik und die Betriebsamkeit, die Mobilität und immer etwas Neues haben müssen, erschweren das Einüben bzw. verhindern das Erlernen von Ritualen. Darum ist es gut, wenn der Sonntag als Familientag arbeitsfrei erhalten bleibt.

Fazit

Was für Familie wichtig ist, braucht gemeinsame Zeit und gemeinsames Tun.

Zusammenfassung

1. Familie ist kein abgeschottetes System. Einflüsse in der Lebens- und Feierkultur kommen von anderen Gesellschaftsbereichen in die Familie hinein. Es ist unvermeidbar, dass Einflüsse, die Eltern nicht passen, auch Bedeutung haben.
2. Nicht immer lassen die äußeren Umstände zu, das zu bekommen, was für die Familie wichtig ist. Familien sind abhängig von sehr bedeutenden Bezugspersonen der Kinder und davon, was sie vermitteln und wie sie das tun.
3. Was für Familie wichtig ist, braucht gemeinsame Zeit und gemeinsames Tun.
4. Familie ist die kleinste Zelle im Staat und in der Kirche und konstituiert für die Gesellschaft wesentliche Grundpfeiler. Wertevermittlung, Glaubensvermittlung, Orientierungshilfen, Konfliktstrategien geschieht wesentlich in der Familie.
5. Eltern sind heute damit oftmals überfordert und brauchen Partner für diese wichtigen Aufgaben – Schule, Pfarre, Kindergarten, Pfadfinder sind dabei großartige Helfer.

Damit Familien leben und feiern können – müssen wir als Kirche es mit ihnen tun.

Literatur

- Familiaris consortio, Apostolisches Schreiben von Papst Johannes Paul II. an die Bischöfe, Priester und Gläubigen der ganzen Kirche über die Aufgaben der christlichen Familie in der Welt von heute. 22. November 1981. Hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 7. Auflage 2011 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 33).
- KÖNIG, Franz Kardinal: Vorwort, in: Katholischer Familienverband Österreichs (Hg.): 50 Jahre Katholischer Familienverband Österreichs. Wien 2003 (Brennpunkt Familie; H. 84/85), 9–11.
- SCHÜSSEL, Wolfgang: Vorwort, in: Katholischer Familienverband Österreichs (Hg.): 50 Jahre Katholischer Familienverband Österreichs. Wien 2003 (Brennpunkt Familie; H. 84/85), 16–17.

Bettina Brandstetter, Salzburg

Im Kindergarten

Religiöse Vielfalt und der Anspruch, allen gerecht zu werden

Selim, fünf Jahre alt,
kommt zu Mittag nach
Hause und erzählt ganz
stolz, dass er heute im
Kindergarten den heili-
gen Martin spielen durfte,
mit Schwert und Pferd

MAG. BETTINA BRANDSTETTER, (Sonder-) Kindergartenpädagogin,
Theologin. Universitätsassistentin am „Zentrum Theologie Interkulturell
und Studium der Religionen“ der Universität Salzburg, Forschungsprojekt:
Herausforderungen durch kulturelle und religiöse Pluralität
im Kindergarten. Lehrerin für Religion sowie Praxis und Didaktik der
Kindergartenpädagogik an der BAKIP Salzburg.

und Mantel. Die Eltern von Selim sind erschüttert! Wie kann die Pädagogin zulassen, dass sich ihr Sohn mit einem christlichen Heiligen identifiziert? Mit einem Repräsentanten einer ihm fremden Religion, wo er doch ein Muslim ist? – Der Vater, selbst ein islamischer Religionspädagoge, beschließt, umgehend ein Gespräch mit der Pädagogin zu suchen. – Wie wird sie reagieren? Was kann sie tun? Und – was kann sie gerade nicht tun?¹

FAMILIEN: Heterogene Bedürfnisse, Ansprüche und Erwartungen

Anders als in der Pfarrgemeinde oder im konfessionellen Religionsunterricht der Schule sind die Pädagoginnen und Pädagogen im Kindergarten mit einer Vielfalt an unterschiedlichen religiösen Bekenntnissen – sowie *ohne Bekenntnisse* – konfrontiert, der sie nicht ausweichen können. Sie haben sogar den Auftrag, dieser Diversität an Familienrealitäten – nämlich denen der je konkreten Familien – in ihrem Berufsalltag gerecht zu werden.

Die Ergebnisse der 2011 innerhalb der Tübinger Studie zu „interkultureller und interreligiöser Bildung in der Kita“² durchgeführten Elternbefragung belegen, dass in Sachen Religion von Familien sehr unterschiedliche Vorstellungen an die Pädagoginnen und Pädagogen herangetragen werden. „Ein Teil der Eltern spricht sich klar für religiöse Erziehung in den Einrichtungen aus, ein anderer Teil jedoch dagegen. Die Elternerwartungen stellen sich also divergent dar.“³

Ein Gutteil der befragten Eltern bezeichnet sich als nicht-religiös und lehnt deshalb eine religiöse Erziehung im Kindergarten ab. Muslimische Eltern erklären, dass sie ihre Kinder lieber in eine konfessionelle als in eine kommunale Einrichtung schicken, um ihnen zumindest eine religiöse Umgebung zu sichern, wenn auch nicht die der eigenen Religion. Daneben gibt es aber auch unter religiösen Eltern die Ansicht, dass Religion Privatsache sei und im Kindergarten nichts verloren habe.

¹ Diese (anonymisierte) Erzählung stammt von einem betroffenen Vater, der diese Erfahrung im Rahmen einer Tagung zu interreligiösen Fragestellungen im Kindergarten einbrachte und damit eine rege und kontroverse Diskussion unter den Teilnehmenden auslöste.

² BIESINGER (Hg.): Interreligiöse und interkulturelle Bildung im Kindesalter. Ich beziehe mich in meinen Darstellungen vorrangig auf die Elternbefragung; BIESINGER / EDELBROCK / SCHWEITZER (Hg.): Auf die Eltern kommt es an.

³ BRAUN [u. a.]: Was Eltern erwarten und erfahren, 114.

Auch bei christlichen Eltern fallen die religiöse Erziehung zu Hause und damit die Erwartungen an den Kindergarten sehr unterschiedlich aus.⁴ Die Feier von Festen wird von den meisten Eltern berichtet, darüber hinaus vereinzelt der Besuch von Gottesdiensten, Tisch- und Abendgebete, Gespräche über religiöse Fragen und Themen der Kinder sowie die Auseinandersetzung mit dem Tod. Die meisten der christlichen Eltern wünschen sich, dass die Feste des christlichen Jahreskreises mit den Kindern gefeiert und ihnen die Hintergründe derselben vermittelt werden. Knapp ein Fünftel der befragten Eltern möchten ausdrücklich, dass in der Kindertagesstätte mit den Kindern gebetet wird.⁵

Pädagoginnen, Pädagogen sind also mit einer Vielzahl an – noch dazu kontroversen – Ansprüchen von Familien konfrontiert.

Dazu kommen die Erwartungen seitens der Trägerschaft – etwa die Mitgestaltung religiöser Feste und Gottesdienste innerhalb der Pfarrgemeinde oder auch die Forderung nach religiöser Zurückhaltung (etwa in öffentlichen Kindergärten). Diese Erwartungen können den eigenen Vorstellungen und Interessen von Pädagoginnen und Pädagogen diametral entgegenstehen, je nachdem, welche Bedeutung sie selbst einer religiösen Bildung und Erziehung im Kindergarten beimessen. Pädagoginnen und Pädagogen, die auf der Basis einer eigenen religiösen Sozialisation authentisch und überzeugt mit den Kindern beten, feiern und religiöse Gespräche führen (können), bilden zunehmend die Ausnahme.⁶ Nur wenige fühlen sich für die kulturell und religiös plurale Situation in Kindertageseinrichtungen entsprechend ausgebildet.⁷

Wie also können Pädagoginnen und Pädagogen die Kinder und deren Familien in ihren religiösen Erfahrungen, Bedürfnissen und Fragen angemessen begleiten?⁸ (Wie) Können sie Liturgie feiern?

PÄDAGOGINNEN / PÄDAGOGEN: zwischen Ausweichen und Gestalten

In der Praxis begegnen verschiedene Umgangsweisen mit den religiösen Bedürfnissen von Familien.

Manche Pädagoginnen und Pädagogen entscheiden sich dafür, Religion so gut es geht zu meiden, um nicht in Konflikte zu geraten. Auf religiöse Fragen der Kinder versuchen sie mit neutralen Informationen zu antworten. (Ob auf diese Weise dem bedrängenden und existenziellen Moment religiöser Kinderfragen entsprechend Rechnung getragen werden kann, wäre eigens zu fragen.)

⁴ Die größten Unterschiede hinsichtlich der Bedeutung religiöser Erziehung in der Familie finden sich laut Forschungsteam bei den befragten *christlichen* Eltern. Vgl. BRAUN: Was Eltern erwarten und erfahren, 58.

⁵ Vgl. BRAUN: Was Eltern erwarten und erfahren, 95.

⁶ Im Rahmen des Religionsunterrichtes an der Bildungsanstalt für Kindergartenpädagogik der Franziskanerinnen in Salzburg nehme ich wahr, dass die Anzahl von Schülerinnen ohne religiöse Vorkenntnisse oder pfarrliche Einbindung zunimmt. In Fort- und Weiterbildungsseminaren für Kindergartenpädagoginnen lässt sich eine hohe Verunsicherung bezüglich religiöser Bildung und Erziehung im Kindergarten feststellen.

⁷ Vgl. SCHWEITZER [u. a.]: Interreligiöse und interkulturelle Bildung in Kindertagesstätten, 48.

⁸ Kinder erzählen etwa von religiösen Festen, die zu Hause gefeiert werden, sie betrauern den Tod eines Verwandten oder stellen Fragen nach dem Sinn und Ursprung des Lebens. Solche Fragen und religiöse Themen der Kinder greifen häufig sehr spontan und unvermittelt Raum und bedürfen einer kompetenten und sensiblen Begleitung durch die Pädagogin / den Pädagogen.

Andere beharren auf der Durchführung christlicher Feste und Traditionen, auch wenn es in der Gruppe andersgläubige Kinder gibt. In einem Interview erzählt die Gesprächspartnerin aus einem kirchlichen Kindergarten, dass sie die Teilnahme aller Kinder an den religiösen Festen und Liturgien als selbstverständlich ansieht, weil dies eine Aufnahmebedingung der Einrichtung sei. Im Verlauf des Gespräches beklagt sie aber schließlich das Ausbleiben vieler Kinder und Familien bei religiösen Veranstaltungen. Eine homogenisierende Haltung gegenüber pluralen Familienverhältnissen funktioniert offensichtlich in der Praxis nicht.

Eine andere Pädagogin erzählt, dass sie in ihrer Euphorie, interkulturell zu arbeiten, sämtliche Feste anderer Religionen aufgegriffen hat und sogar das Martinslied „Ich geh mit meiner Laterne“ in alle möglichen Sprachen übersetzen ließ. Über sich selbst lachend schildert sie, welch ein Schock es für die Eltern war – und zwar sowohl für die immigrierten als auch für die heimischen Eltern – als sie dieses Lied dann auf Türkisch und Bosnisch zu singen versuchten. Weder die einen noch die anderen fühlten sich ernst genommen. Eine pluralisierende Haltung gegenüber religiöser Vielfalt funktioniert also offensichtlich auch nicht.

Dieselbe Pädagogin findet einige Jahre später einen anderen Weg im Umgang mit religiösen Festen und schildert dies am Beispiel des Martinsfestes. Um auch die muslimischen Eltern für das Mitfeiern des Martinsfestes zu gewinnen, setzt sie bei den religionsverbindenden Werten an und erklärt den Eltern, dass bei diesem Fest Solidarität und Nächstenliebe im Vordergrund stehen. Außerdem lädt sie zu einer Begegnung beim Buffet ein. Die Familien kommen.

„(...) des war zufällig des Jahr, wo Bayram gar net so lange [her war] und daun is des entstanden, und daun haum die an [Eltern] von Bayram erzählt, die anderen haum hoit des vom Martin [erzählt] und wie sie des erleben und wie se's angehn und dass eigentlich dann gar net so vü wissen drüber, und mehrere Glaubensgruppen wollten dann eigentlich wirklich über die Legende vom Martin und den eigentlichen Hintergrund des Festes erfahren.“⁹ Was hier entsteht ist ein Begegnungsraum für Familien mit unterschiedlichen religiösen Prägungen und ein Austausch über ein Fest, das offensichtlich allen beteiligten Eltern nicht oder nicht mehr so vertraut ist. Während die muslimischen Eltern die Rituale rund um den Heiligen Martin noch nicht kennen, ist den christlichen Eltern die Selbstverständlichkeit dieses Festes bereits verloren gegangen. Im gemeinsamen Austausch erschließen sich die Familien das Fest der eigenen Religion jeweils vom Fest der anderen her.¹⁰ Der Pädagogin ist es gelungen, am gemeinsamen Ort dieser Familien – dem Ort ihrer Kinder – einen Begegnungsraum zu eröffnen, der zu einem religiösen Entdeckungsraum wird.

KINDERGARTEN: Chancen eines interreligiösen Begegnungsraums

Zurück zum Eingangsbeispiel: Wie wird die Pädagogin im Gespräch mit dem muslimischen Vater reagieren, der sich über das Martinsspiel seines Sohnes besorgt zeigt und beschwert? Auf die christliche Tradition zu beharren und den Vater zurück zu weisen, wird nicht gelingen. Den Vater damit zu besänftigen, dass es nur ein „Spiel“ war, vergleichbar mit anderen Rollenspielen der Kinder, wird den Vater nicht beruhigen.

Wie kann es der Pädagogin gelingen, einen Raum zu eröffnen, der zum wechselseitigen Austausch einlädt und eine interreligiöse Begegnung ermöglicht? Womöglich braucht sie die

⁹ Interview aus dem laufenden Dissertationsprojekt BRANDSTETTER: Zwischen Homogenisierung und Pluralisierung, Interview F/39.

¹⁰ Vgl. Charakteristika einer *komparativen* Theologie in: WINKLER: Wege der Religionstheologie.

Begleitung und Ermutigung durch interreligiös geschulte Personen aus der Pfarrgemeinde, um sich auf religiöse Vielfalt einzulassen, auch wenn dies die Konfrontation mit Irritationen und Verunsicherungen einbringen kann. Gelingt es der Pädagogin, Widersprüche zuzulassen und mit Überraschungen zu rechnen, dann kann sie den Vater in seinen Befürchtungen ernstnehmen und womöglich dazu einladen, die befremdliche Situation als Chance wahrzunehmen, seinem Sohn und sich selbst die eigene Religion über das fremde Martinsspiel zu erschließen.

Literatur

- BIESINGER, Albert / EDELBROCK, Anke / SCHWEITZER, Friedrich (Hg.): Auf die Eltern kommt es an! Interreligiöse und interkulturelle Bildung in der Kita. Münster 2011 (Interreligiöse und Interkulturelle Bildung im Kindesalter 2).
- BRANDSTETTER, Bettina: (unveröffentlichtes Dissertationsprojekt) Zwischen Homogenisierung und Pluralisierung. Der Ort der Kindergartenpädagogin in der Heterogenität von Kulturen und Religionen, Interview F / 39.
- BRAUN, Anne [u. a.]: Was Eltern erwarten und erfahren – Religiöse und interreligiöse Bildung in der Kita aus Elternsicht, in: BIESINGER, Albert / EDELBROCK, Anke / SCHWEITZER, Friedrich (Hg.): Auf die Eltern kommt es an! Interreligiöse und interkulturelle Bildung in der Kita. Münster 2011 (Interreligiöse und Interkulturelle Bildung im Kindesalter 2), 43–120.
- SCHWEITZER, Friedrich, [u. a.]: Interreligiöse und interkulturelle Bildung in Kindertagesstätten – Befunde aus der Erzieherinnenbefragung, in: SCHWEITZER, Friedrich / EDELBROCK, Anke / BIESINGER, Albert (Hg.): Interreligiöse und Interkulturelle Bildung in der Kita. Eine Repräsentativbefragung von Erzieherinnen in Deutschland – interdisziplinäre, interreligiöse und internationale Perspektiven. Münster 2011 (Interreligiöse und Interkulturelle Bildung im Kindesalter 3), 29–54.
- WINKLER, Ulrich: Wege der Religionstheologie. Von der Erwählung zur komparativen Theologie. Innsbruck / Wien 2013 (Salzburger Theologische Studien 46 – interkulturell 10).

Kurt Lenzbauer, Salzburg

In der Schule

Schule als Ort und Chance spiritueller Entfaltung

„Warum ist es euch so wichtig, dass wir jede Religionsstunde mit einem kurzen Gebet beginnen?“

Diese Frage stellte ich vor Jahren der 4. Klasse einer Hauptschule. Es gab viele Antworten auf

diese Frage. Angefangen von: „Mir geht es gut dabei“ bis „Da kann ich still werden und bei mir sein“, oder: „Ich habe das Gefühl, da bin ich jemandem wichtig“ und auch „Ich weiß es nicht, aber ich finde es gut“. Es gab aber auch „Stimmenthaltungen“ und negative Bemerkungen wie: „Ich find' nichts dran“, oder „Das bewirkt ja eh nix“. Interessant erscheint mir in der Nachschau dieser Antworten, dass diese immer mit der eigenen Persönlichkeit und mit der eigenen Biographie in Verbindung gebracht wurden. Im Religionsunterricht werden die Schülerinnen und Schüler direkt in ihrer Persönlichkeit angesprochen. Es wird versucht, ihr ganzes Wesen wahr zu nehmen. Nicht nur ihre Fähigkeiten werden wahrgenommen (manchmal eben auch noch ihre Unfähigkeiten), sondern den Religionspädagoginnen und Religionspädagogen sind die persönliche und seelische Bedürftigkeit wichtig. Die persönliche Auseinandersetzung mit den großen Sinnfragen des eigenen Lebens, die sooft im Lärm der Hektik und Betriebsamkeit untergehen, soll in den Fokus der Betrachtung gerückt werden. Dabei zeigt die Schulklasse ein sehr heterogenes Bild der persönlichen Auseinandersetzung mit der Lebenswirklichkeit. Ein gleicher „Ausgangspunkt“ an religiöser Sozialisation in einer Klasse darf nicht vorausgesetzt werden. Dabei nivelliert sich das oft beschriebene „Stadt – Landgefälle“ zusehends.

Das Idyll der Homogenität eines spirituellen Lebens, im Besonderen der sakramentalen Höhepunkte einer Pflichtschulkarriere, ist schon vielerorts in weite Ferne gerückt und lässt sich nur mehr ab und zu an einzelnen Schulstandorten vorfinden. Dort, wo liturgische und rituelle Vollzüge (an Schulen) erlebbar gemacht werden, findet sich immer ein persönliches Engagement von (Religions-)Lehrerinnen und Lehrern, Schulleitungen und geglückter Koppelung von pfarrlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Selbstverständlich dürfen die Elternhäuser nicht unbedacht bleiben, obwohl hier nicht immer eine gelebte Glaubenspraxis vorzufinden ist. Wobei auch hier eine zu oberflächliche „Beurteilung“ der einzelnen Verhaltensmuster schnell ungerecht und vorurteilsbehaftet sein kann. Nicht immer bedeutet Schweigen und Tatlosigkeit eine negative Einstellung oder Motivation, und nicht immer ist ein sakramentaler und ritueller Aktionismus die richtige Antwort auf den persönlichen Glaubensweg der jungen Menschen. Glaubensvollzüge finden häufig auch in der Intimität statt. Religiöse Sprachlosigkeit und fehlende bzw. verkümmerte Glaubenskommunikation stellen da und dort unüberwindbare Hürden dar. Das Bedürfnis, die Suche nach Ausdruck der religiösen Dimensionen in einem (jungen) Menschen sind zweifelsfrei da, nur unsere „Angebote“, Orte und Vollzüge bedürfen einer gedanklichen und emotionalen Revision. Worauf richten wir wirklich den Fokus? Schülerinnen und Schüler – bis hin zu den Großen – brauchen uns! Aber: Können wir Antworten geben auf die Fragen, die sie uns stellen?

MAG. DR. KURT LENZBAUER

ist Fachinspektor für Religion im Bereich der Pflichtschulen der Erzdiözese Salzburg.

Da habe auch ich selber als Religionspädagoge eine kleine Kehrtwende gemacht. Sie kennen alle die Forderung, man müsse die Menschen dort abholen, wo sie stehen und dann eben führen. Davon bin ich abgekommen, weil ich merke: Wenn ich jemanden nehme und dann führe – wo führe ich ihn/sie hin? Wollen der/die überhaupt dort hin? Nein, ich will andere nicht abholen und führen. Ich will ihnen dort, wo sie stehen und sind, begegnen und sie wertschätzend begleiten. Das ist schön gesprochen hier, aber als Religionslehrer oder als Priester oder als Pastoralassistent/in extrem schwer umgesetzt, denn oft kommen da Ängste und Sorgen und Nöte entgegen.

Es bedarf in den Schulen, da sie oft einziger „Berührungsort“ mit religiösen Fragen sind, viel an Feingefühl, an einfühlsamer Rhetorik, an Zeit und Kraft, die Hindernisse und Ängste der jungen Menschen zu überwinden.

Spiritualität ist kein „Faktor“ im Leben. Menschen durchlaufen in ihrem Lebenszyklus einzigartige und teilweise unvergleichbare „Wellen“ an spirituellen Erfahrungen in unterschiedlicher Dichte und Tiefe. Gerade im Erwachsen-Werden zerren mannigfache Lebenskräfte an Mensch und Seele, die alleine nicht zu bewältigen sind. Die Schule und der Religionsunterricht geben hier in Teilen Antworten und Hilfen für die religiösen Bedürfnisse. So erinnere ich mich an ein Beispiel aus einer 3. Klasse Volksschule. Es galt das Sakrament der Versöhnung vorzubereiten. Ein Elternabend wurde einberufen und schon bald war der Raum von überquellenden Emotionen und religiösen Ressentiments erfüllt. Frust und Abneigung, Kirchenkritik und persönliche Negativerfahrungen entfernten uns immer mehr vom eigentlichen Kern der Sache. Die spirituell so wichtigen Sinnesmerkmale wie „Hören“, „Sehen“, „Spüren“, „Verstehen“, „Schweigen“, „Be-greifen“ etc. wurden kurzerhand von scheinbarer Ignoranz und Angst überrollt. Und doch ist es damals gelungen, den eingeschlagenen Weg zur Durchführung bzw. Feier des Sakramentes weiterzugehen. Die Eltern wurden nicht aus der Verantwortung entlassen, sondern behutsam und in gangbaren Schritten auf den Weg der Vorbereitung geschickt. Das Ergebnis war verblüffend. Durch die persönliche Auseinandersetzung mit der Materie und dem Gefühl, wichtig zu sein und gebraucht zu werden, war ein völliger Sinneswandel bei den Menschen zu spüren. Ein Vater, der zuvor besonders heftig seinen Widerstand zum Ausdruck gebracht hatte, erklärte: „Ich hätte mir nie gedacht, dass ich das je sagen kann, aber dieser Weg und das Fest waren für mich ein wunderbares Ereignis.“ Diese und viele ähnliche Aussagen mögen vielleicht nicht gerade wissenschaftlich klingen, zeigen aber eines sehr klar und deutlich. Glaube und Kirche müssen „er-lebbar“ sein. Menschen haben Anlagen zur Entwicklung mannigfacher und vielfältigster Fähigkeiten und Kenntnisse. Diese kommen im öffentlichen wie im privaten Leben zum Ausdruck und finden so im gesellschaftlichen Kontext ihre Wirkmächtigkeit. Gleiches darf für den Glauben und die Spiritualität des Menschen angenommen werden. So wie es im „weltlichen“ Bereich Zwänge und Ängste gibt, hindern auch andere bestimmte Kräfte die Menschen an ihrer spirituellen Entfaltung. Es würde sich lohnen, mutig und im Gottvertrauen manchmal neue und visionäre Wege zu erkunden.

So wie Lernen schon im Mutterleib beginnt, gibt es auch für die religiöse Erziehung oder das rituelle Erleben kein wirkliches „Anfangsdatum“. Die Unterstützung des heranwachsenden Menschen hierbei ist zweifelsohne durch die unterschiedlichsten gesellschaftlichen Gegebenheiten geprägt. Die Bedürftigkeit und Notwendigkeit jedoch ist allen Menschen gleich gegeben. Diese sozialen Tatsachen und die unterschiedlichen Zugänge zu lebensrelevanten

Ressourcen bestimmen vielfach die einzelnen Biographien. Bis ins Erwachsenenalter braucht das Individuum zusätzlich zu den angebotenen Bildungseinrichtungen den kompetenten Anderen, der durch die Lebenszeiten führt. Von vielen Zufällen aber auch von der Qualität dieser Begleiterinnen und Begleiter mag vieles abhängen. Tradiertes gilt es kritisch zu hinterfragen, Bewährtes darf bewahrt bleiben, aber den Fragen im permanenten Gesellschaftswandel gilt es „elastische“, aber nicht schwammige Antworten zu geben.

In der Schule wird den unterschiedlichsten religiösen Themenkomplexen, je nach Jahrgangsstufe und Schulform, in didaktisch vielfältiger Art und Weise geantwortet. So wirkt der Religionsunterricht gezielt an der religiösen Sozialisation der jungen Menschen mit. Grundgelegt werden aber religiöse Praxis und Glaubensvollzug schon in den Familien. Die moderne Gesellschaft ist jedoch durch ein kompliziertes Zusammenspiel relativ autonomer Teilbereiche gekennzeichnet (Familienformen, Schule, Freizeit, Kirche usw.). Das einzelne Individuum ist schon in jungen Jahren unterschiedlichen Verhaltenserwartungen und Rollenanforderungen ausgesetzt. Identität, auch religiöse, entwickelt sich nicht nur an vermeintlich vorgeprägter Einheitlichkeit (Traditionen), sondern in der täglichen Auseinandersetzung heterogener Entwürfe von gelingendem Leben. Die in Familien mehr oder weniger erworbene Orientierung bietet nicht immer die Basis für ein eigenes Selbstverständnis. Es sind die unterschiedlichsten Sozialisationsbedingungen in der Gesellschaft, die bei der Identitätsfindung der jungen Menschen auftreten. Junge Menschen entwickeln eine ausgeprägte Sensibilität für alles, was in ihrem Leben geschieht. Eltern und Schule werden dabei nicht immer vorrangig bewertet, besonders in den pubertären Entwicklungsphasen. Die Abwendung von Glaube und Kirche ist meist deutlich erkennbar. Statistiken belegen das immer wieder. Wohnt einer Vorbereitung zum Fest der Eucharistie noch ein gewisser Zauber inne, gestalten sich Firmunterrichtsstunden oft zäh und schleppend.

Der Religionsunterricht versucht, sich vom Prinzip des „Ganzen im Fragment“ als Leitmotiv religionsdidaktischer Praxis leiten zu lassen. Das Prinzip der wechselseitigen Erschließung von Glauben und Leben, konkreter Situationen und christlicher Tradition bleibt als Korrelationsprinzip Grundlage für den Religionsunterricht.¹ Besonders die Betonung religiöser Kompetenzen und Ausdrucksformen prägen den neuen Lehrplan des katholischen Religionsunterrichts an den Volksschulen. Seine religionsdidaktischen Grundsätze spannen den Bogen über fünf Kompetenzdimensionen.

So wird versucht, durch Wahrnehmen und Beschreiben (Perzeption) die jungen Menschen sensibel werden zu lassen für die Vielfalt religiöser Ausdrucksformen wie u. a. Gebet, Feier, Riten, Sprache, Gesang und Malerei. Der Religionsunterricht sensibilisiert die Schülerinnen und Schüler für die unterschiedlichsten Ausdrucksformen des Glaubens und bietet auch Raum und Zeit dafür. Spirituelle Wege des christlichen Glaubens, Liturgie, Sakramente und unterschiedliche christliche Lebensformen werden entdeckt, und der Religionsunterricht führt in das Geheimnis des christlichen Glaubens ein.²

Verstehen und Deuten (Kognition) wollen den Kindern die Inhalte des christlichen Glaubens als wesentlichen Teil des christlichen Lebens nahebringen. Religion, soll sie gelebt sein, bedarf des Wissens und der Reflexion dessen, was man glaubt.³

¹ Vgl. Lehrplan Volksschule, 9.

² Vgl. Lehrplan Volksschule, 9.

³ Vgl. Lehrplan Volksschule, 10.

Eine weitere Kompetenzdimension wird mit Gestalten und Handeln (Performanz) beschrieben. Hier wird die Ehrfurcht der Schülerinnen und Schüler vor dem Leben angesprochen. Zum Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung wird ermutigt. Religiöse Ausdrucksformen werden kultiviert. Der Sinn von Loben, Danken, Staunen, Klagen, Bitten und Feiern in den vielfältigsten Formen will erschlossen und praktiziert werden.⁴

Über das Differenzieren sollen die Kinder ins Gespräch kommen (Interaktion). In der Schulgemeinschaft sollen sie lernen, mit der Vielfalt von Menschen unterschiedlicher Herkunft und Begabungen umzugehen, zu kommunizieren und zu (be)urteilen und die Vielfalt als Chance und Reichtum zu erkennen, was aber auch Auseinandersetzung und Widerspruch in die Sache einschließt.⁵

Und schließlich sollen die Schülerinnen und Schüler über die Beteiligung am kirchlichen Leben durch schulpastorale und religiöse Übungen die religiöse Praxis kennenlernen (Partizipation). Die Erfahrungen einer aktiven Beteiligung (nicht nur im Unterricht) und ihre Reflexion erlauben und ermöglichen Orientierung und Beheimatung. Eigene Wege sollen gefunden werden. Durch den Religionsunterricht sollen die Schülerinnen und Schüler auf der Suche zum eigenen, gelingenden Leben unterstützt werden. Zum eigenen Fragen und Suchen, Denken und Handeln wird von den Religionspädagoginnen und Pädagogen angeregt.⁶

Unbestritten haben alle Menschen das Bedürfnis, ihren Glauben mehr oder weniger zu äußern und zu manifestieren. Die bereits erwähnten Faktoren der Umwelt wirken in der persönlichen Glaubensgeschichte mit. Die vielen Jahre der schulischen und pastoralen Arbeit als Religionslehrer haben mich gelehrt, dass der wohl maßgeblichste Faktor die persönliche Beziehung zum anderen Menschen ist. Mein Lebens- und Glaubenszeugnis lässt das Glaubens- und Beziehungsgeflecht mehr oder weniger fest gedeihen. Es gibt keine Formel der Glaubensvermittlung, nur die persönliche Antwort des/der Einzelnen. Lehrpläne und Glaubenspraktiken ersetzen nicht, den eigenen Glaubensweg selbst zu gehen, sie vermögen nur zu begleiten. Das Handeln der Anderen prägt so oder so, ob in Familienkreisen, Freundesziakeln, Schule oder anderen Systemen der Gesellschaft. Verantwortung übernehmen ist hier wohl keine Last, sondern eine Chance.

Literatur

Lehrplan für den katholischen Religionsunterricht an der Volksschule. Approbiert von der Österreichischen Bischofskonferenz im November 2013. Hg. v. Interdiözesanen Amt für Unterricht und Erziehung Wien 2014.

⁴ Vgl. Lehrplan Volksschule, 10.

⁵ Vgl. Lehrplan Volksschule, 10.

⁶ Vgl. Lehrplan Volksschule, 11.

Georg Sturm, Salzburg

Bei den Pfadfindern

Ich unterrichte in einer katholischen Mädchenschule. Nach meiner Einschätzung gehen selbst hier nur zwei Schülerinnen pro Klasse am

HOL GEORG STURM
ist Lehrer an einer katholischen Privatschule für Mädchen in Salzburg; ehrenamtlich engagiert er sich als Deutschlehrer in der Moschee und als Feldmeister bei den Pfadfindern in Salzburg – Maxglan

Sonntag in die Kirche. Und unsere Schülerinnen kommen aus allen möglichen Formen von Familie, die klassische Familie ist auch bei uns längst nicht mehr der Normalfall. Die Welt der Familie, wo man mittags oder wenigstens am Abend gemeinsam isst, gibt es kaum mehr, auch nicht mehr im katholischen Umfeld. In städtischen Schulen spitzt sich das mitunter noch zu: Schon beim Essen versorgen sich die einzelnen Familienmitglieder individuell, das Essen wird aufgewärmt in der Mikrowelle oder außer Haus eingenommen. Hausliturgie, zum Beispiel beim Adventkranz, scheint es nur mehr äußerst selten zu geben.

Als ich in den 1980er-Jahren bei den Pfadfindern sozialisiert wurde, gab es eine spürbare Konkurrenz mit Jungschar und Ministranten. Das hat sich völlig verändert, weil wir realisiert haben: Die Zahl derer, die kommen, nimmt in beiden Gruppierungen extrem ab und wir haben dieselben Herausforderungen.

Das Ziel bei uns Pfadfindern lässt sich so zusammenfassen: Der Pfadfinder sucht den Weg zu Gott. Pfadfinder haben demnach einen grundsätzlichen Bezug zu Religion. Dabei ist nicht eine bestimmte Religion gemeint. Pfadfinder gibt es schließlich in allen Erdteilen. Wer bei den Pfadfindern Führungsverantwortung übernehmen will, muss sich einer Religion zugehörig wissen. Es gibt Pfadfinder, die sind sehr mit einer Pfarre verbunden; das sind diejenigen, die ein blaues Halstuch tragen. Die gab es schon vor den 1930er-/1940er-Jahren – sie waren übrigens während der NS-Zeit verboten. Es gibt aber auch in Österreich zum Beispiel muslimische Pfadfinder, Mormonenpfadfinder. Nur bei den Bündischen spielt Religion überhaupt keine Rolle.

Wie wird das Religiöse bei uns konkret gelebt?

Bei den ganz kleinen Pfadfindern, den Bibern, ist vorgesehen, dass sie den Ort „Kirche“ erleben und erfahren, wie man sich dort benimmt. Das übernimmt bei uns der Herr Pfarrer, der das den Kindern sehr gut erklärt. Bei den Größeren, den 7–10-Jährigen, den Wichteln und Wölflingen, ist vorgesehen, dass sie das Vaterunser kennen sollen; darüber hinaus auch das eigene Gebet, das Wichtel-/Wölflingegebet, sowie ein Gebet zum hl. Franziskus. Außerdem müssen Pfadfinder dieser Altersgruppen die wichtigsten christlichen Feste kennen und benennen können.

Bei den 10- bis 13-Jährigen gehört es dazu, dass ein Kreuz gebastelt wird und dass man einmal gemeinsam einen Altar errichtet für eine Feldmesse. Zudem muss einmal eines der Feste im Kirchenjahr mitgefeiert werden.

Man kann sich leicht vorstellen, wie schwierig es heute oft ist, die jugendlichen Pfadfinder zu mobilisieren, die Feste mitzufeiern, die wir im Jahreskreis haben und die wir gemeinsam

feiern wollen. Denn es gibt ganz viele zentrifugale Kräfte, Ablenkungen und Freizeitangebote, die die Jugendlichen binden und wenig übrig lassen für das Feiern christlicher Feste. Trotzdem versuchen wir auf jeden Fall, dass sie eingebunden sind in den christlichen Jahreskreis.

Ein wichtiges Grundanliegen ist es, dadurch Berührungspunkte mit der Pfarrgemeinde zu schaffen. Man kann sagen, dass etwa die Hälfte unserer Kinder nur mehr über uns Pfadfinder Kontakt mit der Pfarre bekommt, weil sie sonst an den kirchlichen Festen überhaupt nicht teilnehmen würden.

Zur Anbindung an die Pfarre gehört das Dabeisein bei den Pfarrfesten wie Patrozinium und Kirchweihfest, aber auch die Beteiligung beim Sternsingen: Als Pfadfindergruppen unterstützen wir die Aktion der Katholischen Jungschar. Im Osterfestkreis richten wir das Heilige Grab her und schlichten das Osterfeuer auf. Außerdem veranstalten wir eine Osterwanderung. Durch diese Aktivitäten werden alle Sinne angesprochen. Mir persönlich ist es ganz wichtig, dass Rituale ganzkörperlich wirken. Das vermittelt Sinn über die Sinne.

Eine gemeinsame Wanderung gibt es auch im Weihnachtsfestkreis: Bei der Adventwanderung sind auch die Eltern eingeladen. Die einzelnen Aktivitäten im Lauf des Jahres sind sonst ohne Beteiligung der Familienangehörigen. Bei den Pfadfindern ist es üblich, dass die Eltern im Regelfall nicht dabei sind. Vielmehr sollen junge Erwachsene oder auch Jugendliche die Kinder leiten, das ist ein Prinzip bei uns Pfadfindern – nicht als Konkurrenz zu den Eltern, sondern weil wir zusätzlich etwas anbieten wollen. Mit den Großen machen wir die Adventwanderung über Nacht: Das kann natürlich anstrengend sein. Dabei haben die Jugendlichen nämlich einige Themen- und Fragenkomplexe zu bearbeiten und die Zeit zum Schlafen ist etwas kurz. Einer dieser Fragekomplexe ist immer zu einem religiösen Bereich. Jemand, der sich entscheidet, den letzten Schritt bei den Pfadfindern zu gehen, muss in diesem Zusammenhang seine Position in der Glaubensgemeinschaft, bei uns ist das eben meist die katholische Kirche, klar definieren. Wer das will, muss deklarieren, welche Aufgaben er/sie weiter übernehmen will. Am zweiten Tag der Adventwanderung muss er/sie in der Messe dazu Stellung nehmen. Wer mit der Jugendarbeit bei den Pfadfindern abschließt, so zwischen 18 und 20 Jahren, muss vor anderen aussprechen, welche Aufgabe und Funktion er in der Kirche und in der Gesellschaft zu übernehmen bereit ist.

Im Advent beteiligen sich die Pfadfinder auch an der Nikolausaktion. Uns ist wichtig, dass die Nikolausfeier nicht nur ein Geschenkeverteilen ist, sondern dass es wirklich um den heiligen Nikolaus geht. Ich war schon in sehr vielen Familien und erlebe diesen Anlass bei ganz vielen Familien wirklich als sehr schönes Fest: Man zieht sich schön an, es gibt etwas Gutes zu essen; in manchen Familien wird auch noch gemeinsam gebetet. Ich habe den Eindruck, dass in den letzten Jahren das bewusste Feiern am Nikolaustag in den Familien wieder zugenommen hat und sich die Inflation an Nikolausfeiern (im Kindergarten, im Sportverein usw.) zurückgeht. Familien entscheiden sich wieder bewusster, einen „Nikolaus“ einzuladen, der sich Zeit nimmt. Ich bin bei solchen Gelegenheiten dann einer, der darauf besteht, dass die Kerzen am Adventkranz angezündet werden, dass die Kinder auch die Gelegenheit haben, etwas zu beten, dass gesungen wird. Und da merke ich, dass das den Eltern auch gefällt. Und als „Nikolaus“ nehme ich mir gegebenenfalls heraus manches anzusprechen: z. B. dass Fernseher und Computer, die im Hintergrund laufen, abgeschaltet werden. Es tut den Familien gut. Sie suchen m. E. nach Halt, und Rituale geben Halt. Menschen sehnen sich danach, dass die Woche eine Einteilung bekommt, dass das Jahr nicht einfach verläuft, ohne Zäsuren und Höhepunkte. Da sind Rituale allgemein und besonders die kirchlichen Rituale ganz wichtig.

Zu den für die Kinder und Jugendlichen wichtigen religiösen Erfahrungen im Lauf des Jahres gehören natürlich die Messfeiern auf den Lagerwochen. Ein besonderes Highlight ist auch der Besuch bei „unserem“ Gipfelkreuz auf dem Berg, wo die Großen hinaufgehen dürfen.

Schlussbemerkung

Die schon angesprochenen zentrifugalen Kräfte machen das Angebot der Rituale immer schwieriger. Aber insgesamt merke ich, dass der Wunsch nach Anerkennung, nach einer Richtung, nach einer Gliederung und Strukturierung bei Kindern, Jugendlichen und auch bei Erwachsenen wieder ganz stark wird.

Maximilian Strasser, Linz

In der Pfarre

Ich bringe in erster Linie einen Erfahrungsbericht über das, was in der Dompfarre in Linz in Hinblick auf Familien geschieht, was für uns selbstverständlich ist und auch mit einer gewissen Routine im guten Sinn geschieht.

DR. MAXIMILIAN STRASSER
ist Pfarrer in der Dompfarre zu Linz.
Er war Koordinator in Wels St. Stephan,
Seelsorger am Institut für Hör- und Sehbehinderung
und Lehrer für Religionspädagogik
an der Pädagogischen Akademie der Diözese Linz.

Die Kinderliturgie hat in unserer Pfarre eine jahrzehntelange Tradition. Wir haben sie nicht erst in der letzten Zeit erfunden. Ich konnte als Pfarrer hier in eine gute Tradition einsteigen. Kinderliturgie ist ganz wesentlich die wöchentliche Kinder- und Familienmesse. Wir feiern sie jeden Sonntag – ausgenommen in den Schulferien – um 9.00 Uhr. Ein Beginn um 10.00 Uhr wäre mir persönlich lieber und wohl auch für die Familien angemessener, aber diese Zeit ist belegt durch Domkapitel, Domchor und Bischof. Trotz der für Familien frühen Beginnzeit ist dieser Gottesdienst derzeit sehr gut angenommen. Wahrscheinlich auch deshalb – das bekomme ich manchmal als Rückmeldung –, weil wir eben jeden Sonntag feiern. Dadurch kommt ein Element der Gewöhnung herein und damit auch die Botschaft: „Die Messe gehört zum Sonntag.“ Viele Eltern sind dankbar dafür. Ich denke mir manchmal: Würde ich die Kindermesse in größeren Abständen feiern, würden die Abstände unüberschaubar groß, wenn eine Familie einmal fehlt. Durch die Regelmäßigkeit werden Eltern und Kinder mit der Messe vertraut.

Zur Gestaltung der Kindermessen

Die Grundlage der Gestaltung unserer Kindermessen ist das Direktorium für Kindermessen, das Papst Paul VI. 1973 approbierte. Wir bemühen uns um eine schlichte Liturgie, auch um immer wiederkehrende Elemente, sodass die Kinder in diese Riten hineinfinden. Eine Mutter hat mir einmal gesagt: „Wir gehen gerne da in die Messe, da erkennt man noch, dass das eine Messe ist.“ Ausgangspunkt für die Messgestaltung, für die Details und die Predigt ist das Sonntagsevangelium, wie es in der Leseordnung vorgesehen ist, auch wenn dieses Sonntagsevangelium manchmal sperrig erscheint und dem Prediger einige Mühe macht. Wir machen von der Möglichkeit Gebrauch, die Schriftlesungen auf eine zu konzentrieren, also auf das Evangelium. Auch die Predigt ist auf die Kinder ausgerichtet, immer wieder auch in Dialogform, oft mit irgendwelchen Gegenständen, die das, was in der Predigt gesagt werden soll, veranschaulichen. Es ist eine Erfahrung, die ich nicht alleine mache: Wenn die Kinderpredigt gelingt, erreicht sie auch die Erwachsenen.

Ein immer wiederkehrendes Element, ein ganz selbstverständliches, ist in der Vaterunser-Kreis: Ich lade Kinder und Erwachsene ein, einen Kreis um den Altar zu bilden und bis nach dem Empfang der Kommunion bzw. nach dem Segenskreuz für die Kleinen im Kreis stehen zu bleiben. Die Ministranten werden bei den Familiengottesdiensten einbezogen durch Lektorendienste bei den Kyrie-Anrufungen und den Fürbitten.

Ganz wichtig ist uns in der Kindermesse die musikalische Gestaltung. Verantwortlich für die musikalische Gestaltung ist der Organist zusammen mit anderen Instrumentalistinnen und Instrumentalisten. Meistens spielt eine Gitarre, manchmal auch eine Querflöte, eine Violine. Es ist selbstverständlich, die Kinder zu Gebärden oder zum Klatschen einzuladen bzw. es vorzumachen.

Selbstverständlich ist auch, dass Bilderbücher aufliegen – z. B. „Was uns die Bibel erzählt“.

Bis vor zwei Jahren haben wir die Kindermesse nicht am Hauptaltar gefeiert, sondern in der sogenannten Votivkapelle bzw. in der Unterkirche des Doms. Es freut mich, dass diese Räume für die Fei ergemeinde zu klein geworden sind. Dass wir die Messe jetzt am Hauptaltar feiern, hat am Anfang Skepsis bei manchen Eltern ausgelöst, aber die Kinder genießen den großen Raum, die Weite des Raums führt sie zur Mitte, und wenn Kinder unruhig werden, können die Eltern ins Seitenschiff ausweichen und dort mit Kindern zur Beruhigung auf- und abgehen.

Besondere Feiern im Kirchenjahr

Die sonntägliche Kindermesse hat eine relativ konstante Feiergruppe, Familien, die diesen Gottesdienst als „ihre“ Messe verstehen. Wir feiern Kinderliturgie als Eucharistie auch in größeren Kontexten: Zum Erntedank, am Palmsonntag und am Fronleichnamfest ist die Gestaltung des Hauptgottesdienstes kindgemäß; am Palmsonntag und zu Fronleichnam ist auch die Bischofsliturgie kindgemäß gestaltet. Auch an diesen Tagen sind Gesänge für die Kinder und der Vaterunser-Kreis selbstverständlich. Mir fällt auf, gerade am Erntedankfest und am Palmsonntag kommen auch Eltern mit ihren Kindern, die wir vielleicht als kirchenfern bezeichnen würden, weil es den Palmbuschen gibt oder weil Erntedank ist. Es sind Familien, die nur zu gewissen Anlässen kommen.

Das erlebe ich auch, wenn Erstkommunionen gefeiert wird. Da fällt es mir manchmal schwer, damit umzugehen, dass die Feier mehr zu einer „Aufführung“ verkommt. Diese Anlässe noch als Feier zu gestalten angesichts eines „Publikums“, sehe ich als große Herausforderung.

Wir feiern mit den Kindern einige Male auch Kinder-Wort-Gottes-Feiern oder Andachten: am Heiligen Abend, am Karfreitag und am Karsamstag. Am Heiligen Abend gibt es die Erwartungsfeier. (Das Wort „Kindermette“ ist bei uns in der Pfarre mittlerweile unter allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern verpönt. Jede/r, der/die es sagt, bekommt von mir den Hinweis, dass die Mette von 0.00 Uhr bis 1:00 Uhr sein müsse, eben in der Mitte der Nacht.) Die Erwartungsfeier am Heiligen Abend ist die bestbesuchte Kinderliturgie. Bei dieser Feier erlebe ich dann zwei Gruppen von Anwesenden in der Kirche: Mitfeiernde und Besucher. Viele Erwachsene kommen zu dieser Erwartungsfeier, weil sie damit Kindheitserinnerungen und bestimmte Gefühle verbinden: „Da sind wir immer gegangen und warum sollten wir mit 40 da nicht auch noch gehen.“

Die Karfreitagsfeier für Kinder findet eher im kleinen Rahmen in der Unterkirche statt, ist aber sehr stimmig. Sie ist um 15.00 anberaumt, während der Bischof die offizielle Karfreitagsliturgie oben im Dom leitet. Das hat sich so eingebürgert – es ist eine Parallelliturgie. Am Karsamstag um 16.00 Uhr haben wir eine vorösterliche Feier für Kinder, die wir bewusst als Weg gestalten: Wir beginnen beim Heiligen Grab in der Unterkirche, gehen dann hinauf und zurück zum Hauptportal des Doms, dann nach vorne zum Taufbecken und zum Hauptaltar.

Der Weg ist für mich wichtig, weil die Kinder dadurch nicht nur auf *eine* Körperhaltung festgelegt sind. Vor allem kommen auf diese Weise auch die Taufe und der Altar als Zentrum der Feier der Eucharistie zur Sprache. Der österliche Charakter von Taufe und Eucharistie wird nicht mit Worten erklärt, sondern im Tun vermittelt.

Wenn ich ein wenig selbstkritisch darüber nachdenke, dann stelle ich fest, dass wir es zu den Hochfesten Weihnachten, Ostern und Pfingsten nicht schaffen, eine Kindermesse zu feiern. Das tut mir leid! Zu Pfingsten ist um 10.00 Uhr Firmung. Da ist ab 9.00 Uhr eine solche Unruhe, dass man keine Kindermesse feiern kann. Zu Weihnachten und zu Ostern scheinen mir die Lebensgewohnheiten der auch kirchlich integrierten Eltern nicht kompatibel zu sein für eine Kindermesse. Der Hauptgottesdienst für Kinder ist zu Weihnachten die Erwartungsfeier am Heiligen Abend und zu Ostern die Feier am Nachmittag des Karsamstags. Da fehlt mir und auch manchen Eltern etwas. Was mir auch noch zu denken gibt: Wenn die Kinder aus der Kindermesse hinauswachsen, dann gibt es derzeit kein liturgisches Angebot für Teens und Twens.

Die Feier der Taufe

Neben diesem starken Fokus auf die sonntägliche Familienmesse möchte ich auch noch kurz eingehen auf die Feier der Taufe. Ich erlebe gerade bei Taufen eine sehr hohe Erwartungshaltung von Eltern. Sie bringen ihre Kinder zur Taufe, um den Kindern damit etwas Gutes zu tun. Nicht selten erlebe ich dann, dass es gar nicht so einfach ist, die erwartete „Familienfeier“ als Feier der Kirche zu gestalten. Es ist ungemein schwierig, mehrere Familien zu einem gemeinsamen Taftermin zusammenzubringen. Sehr oft wird dann gesagt: „Da sind ja dann die Anderen auch auf den Fotos drauf.“ Das ist auch eine Wirklichkeit, die wir hier zur Sprache bringen müssen.

Ich merke, dass sehr viel persönliches Engagement zum Ausdruck kommt, wenn es um die Vorbereitung von Lieder- und Feierheften geht. Das bedeutet eine hohe Herausforderung für die Verantwortlichen, den Diakon oder den Priester. Die müssen sozusagen herhalten und dafür einstehen, dass es bei allen Wünschen nach einer ganz persönlichen Feier die Taufe dennoch eine kirchliche Feier wird.

Kinderliturgie und ihr weiteres Umfeld

In der Dompfarre ist es uns wichtig, dass es um die Kinderliturgie herum einige Angebote gibt: Wir haben am Sonntag nach der Kinderliturgie das Pfarrcafé geöffnet. Das ist ein wichtiger Treffpunkt für Erwachsene und Kinder. Da besteht die Möglichkeit, im Pfarrsaal oder im Garten zu spielen; das trägt durchaus dazu bei, die Kindermesse auch emotional positiv zu verankern.

Seit einigen Jahren lade ich ein, dass sich Familien ihren Adventkranz selbst binden. Im vergangenen Jahr haben das ungefähr achtzig Personen angenommen. Am Freitag Nachmittag vor dem 1. Adventsonntag herrscht im Pfarrsaal ein lebendiges Treiben. Ich finde es schön, dass mit dem Adventkranz ein wichtiges Symbol für diese Zeit nicht einfach gekauft, sondern selbst angefertigt wird. Der Advent geht damit über die Fingerspitzen und über die Nase in die Menschen hinein.

Im Umfeld des Kulturhauptstadtjahres begannen wir 2008 am Ersten Adventssonntag auch mit der Tradition des sogenannten Bratwürstelsonntags. Den Bratwürstelsonntag gibt es seit 140 Jahren, er ist eine Erfindung der Fleischhauer: Im November wurde nämlich geschlachtet und weil sich bestimmte Teile der geschlachteten Tiere sich nicht so lange halten, wurde mit den Bratwürsteln eine gute Verwertung gefunden. Diese profane Tradition hat in viele Pfarren Oberösterreichs Eingang gefunden. Bei uns wird dabei ein Kinderprogramm angeboten: Es gibt etwa die Möglichkeit, Krippenhäuser zu bauen oder Krippenfiguren zu basteln. Ich habe erlebt, wie wichtig das für die Kinder war und wie stolz sie waren auf ihre eigenen Krippen. Ich sehe es durchaus in Zusammenhang mit der Adventliturgie, wenn die Kinder daheim das von ihnen gebaute Krippenhaus aufstellen oder zu Weihnachten die von ihnen gebastelten Krippenfiguren dort einbringen.

In vielen Pfarren gibt es auch den sogenannten „Suppensonntag“ im Rahmen der Familienfasttags-Aktion. Zu diesem Anlass haben wir schon mit Kindern eine Gemüsesuppe am offenen Feuer gekocht – in Anlehnung daran, wie in anderen Erdteilen täglich gekocht wird. Für mich ist dieses äußere Umfeld ganz etwas Wesentliches.

Zum Umfeld der Kinderliturgie gehört auch die Ministranten-/Ministrantinnenarbeit, die sich nicht nur auf die Kindermesse, sondern auf alle Gottesdienste bezieht. Dabei erlebe ich auf der einen Seite sehr viel positives Interesse der Kinder, auf der anderen Seite die scheinbare Unvereinbarkeit mit den Lebensgewohnheiten der Familie: Es hängt von der Sonntagsgestaltung der Eltern ab, ob und wann Kinder zum Ministrieren kommen. Ich beobachte das persönlich durchaus mit einiger Sorge.

Kinderliturgie und das gemeinsame Priestertum aller Getauften

In den letzten Jahren musste in unserer Kinderliturgie kaum etwas neu erfunden werden. Es war Vieles gut vorgegeben und wir konnten in diesem Rahmen die eine oder andere Adaption durchführen. Zunehmend deutlicher sehe ich die Herausforderung die (besonders für Kinder überlegten) Aktivitäten in der Liturgie so zu gestalten, dass das Christusgeheimnis für die Mitfeiernden, für die Kinder und für die Erwachsenen, erlebbar wird.

Liturgie wird vollzogen von allen Gläubigen. Sie vollziehen das gemeinsame Priestertum. Dieses Bewusstsein muss noch geschärft werden. Für viele „Besucher“ ist noch immer die Vorstellung prägend, dass der Pfarrer die Messe feiert, nicht die Versammlung als Ganze. Nach dem Messbuch von 1975 beginnt die Messe mit der Versammlung der Gläubigen, die rituell mit dem Einzug der besonderen Dienste abgeschlossen wird. Im Messbuch von 1570 hatte es noch geheißen: Wenn der Priester bereit ist, tritt er an den Altar.

Dieses Bewusstsein, dass wir miteinander und als Gemeinschaft feiern, versuche ich in die Kinderliturgie hineinzubringen. Wir bemühen uns. Ich bin sehr dankbar dafür, dass die Kinderliturgie bei uns in der Dompfarre von einem Kreis von zehn Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern getragen wird, die bei der Vorbereitung der Kindermesse Hand anlegen und dass das alles eine gute Selbstverständlichkeit geworden ist.

Elisabeth Sallinger-Leidenfrost, Salzburg

Im Krankenhaus auf der Geburtsstation

„Es ist eine besondere Herausforderung, die Sprache der Menschen zu sprechen [...]“ (G. Hundsdoerfer bei einer Jubiläumsfeier der Krankenseelsorge in der ED Salzburg).

Nach mehr als zwanzig Jahren seelsorglicher Tätigkeit in der Krankenhausseelsorge mit dem Schwerpunkt der Begleitung von Frauen und Familien rund um die Geburt bietet mir diese Zusammenfassung die Gelegenheit, Entwicklungen zu beschreiben und zu bedenken, die ich in dieser Zeit erlebt habe. Ich beschränke mich dabei auf Formen liturgischer / ritueller Handlungen, die ich mit Betroffenen entwickelt und durchgeführt habe. Eingebettet sind solche Feiern in die sonstige seelsorgliche Begleitung der Menschen. In liturgisch-ritueller und seelsorglicher Praxis geht es darum, Menschen in schwierigen Zeiten „Trost“ zu spenden – und das auf dem Hintergrund abnehmender Kirchenbindung und der Notwendigkeit, vieles selbst erfinden zu sollen, damit das Leben – auch der Abschied von einem Menschen – gelingt.

MAG.^a ELISABETH SALLINGER-LEIDENFROST
ist Krankenhausseelsorgerin und leitet die
Ausbildungsstätte für Seelsorgerinnen in Salzburg.
Sie ist Beraterin für Ethik im Gesundheitswesen
und lehrt an der an FH für Gesundheitsberufe.

Zu Verlusten von Kindern während der Schwangerschaft

Mitte der 1990iger Jahre war ich in der damaligen Linzer Frauenklinik tätig. Kaum vorstellbar, dass damals ein Trauerfall gar nicht als solcher anerkannt war, der heute aus der klinischen seelsorglichen Praxis nicht mehr wegzudenken ist: Frauen, die eine so frühe Geburt erlebten, dass das Kind noch nicht überleben konnte, haben ihr(e) Baby(s) sehr häufig weder gesehen, noch ist ihnen eine Form von Abschied angeboten worden, auch nicht von der Kirche oder der Krankenhausseelsorge. In dieser schwierigen Situation hat sich vieles verändert, wenn ich auch weiß, dass immer noch Frauen und Familien „durchfallen“ und unbeachtet – bleiben – sei es, weil an Wochenenden wenig Personal verfügbar ist, oder weil Mitarbeitenden auf geburtshilflichen Stationen die Thematik zu wenig bewusst ist, oder/und die Ängste zu groß sind, um sich auf die damit verbundenen intensiven Gefühle einzulassen.

Was ist verglichen mit damals bis heute gleich geblieben? Selbstverständlich der emotionale Ausnahmezustand der Mütter, Väter, oft auch der Geschwister und Großeltern und anderer dem Elternpaar nahestehender Personen. Auch das Bedürfnis, Erinnerungen an das Baby und die Zeit mit ihm, an die Zeit der Schwangerschaft, an den ausgewählten Namen, an den Abschied und Ähnliches für die Zukunft aufzubewahren. So war und ist es mir ein Anliegen, die Würde des kleinen Menschen, die Verbundenheit seiner Angehörigen mit ihm / mit ihr in Abschieds-, Namensgebungs- und Segensfeiern zur Sprache zu bringen. Für mich waren diese Feiern stets von Suchbewegungen begleitet, denn ich konnte anfangs kaum auf Modelle zurückgreifen. Anleihen habe ich bei Tauffeiern gefunden und oft waren Gedichte (z. B. einzelne Zeilen aus den Kindertotenliedern von F. Rückert) Kristallisationspunkte für das Entstehen der Feiern. Niemals während meiner Tätigkeit in diesem Bereich hatte ich ausschließlich mit kirchlich sozialisierten Menschen zu tun. Das Spektrum war immer weit gefächert, die Ursa-

chen für das Zu-Ende-Gehen der Schwangerschaften ebenso: Es gab Schwangerschaften, die wegen schwersten Behinderungen oder auch ohne medizinisch bekannte Ursachen endeten, auch medizinisch indizierte Abbrüche. Auch bei diesen Abbrüchen werden Abschieds- und Segensfeiern gerne angenommen, wenn auch die Hürde, sich einer kirchlich bestellten Person anzuvertrauen, in manchen Fällen erst in Begegnung und Gespräch getestet wird und die Menschen mit ihrer konkreten Trauer angesprochen werden wollen.

Was hat sich in der Tendenz verändert?

Für mich ist deutlich, dass Eltern sich Mitgestaltung bei den Feiern wünschen und dass die Feiern zum Abschied sehr individuell geworden sind. Es kann auch sein, dass sich darin meine wachsende Freiheit für ungewöhnliche und einzigartige Feierformen spiegelt. Sicher bin ich, dass ich im Lauf der Zeit immer mehr gelernt habe, auf verbale Äußerungen der Mütter und Väter zu achten und auch in ihren Gesten und im sonstigen nonverbalen Verhalten zu lesen. Dennoch möchte ich auf jene Frauen und Familien hinweisen, die in diesen „Dingen“ eher nicht an eigene Gestaltungsmöglichkeiten denken und denen mit einem traditionell gehaltenen Segensgebet Unterstützung in ihrer Trauer und in ihrem Schmerz angeboten werden kann. Ein paar Beispiele mögen illustrieren, wie ich solche Feiern mit Eltern gestalte:

◇ Eine Mutter äußert die Befürchtung, dass ihr Kind doch für niemanden in ihrer Umgebung „Gewicht“ haben wird und sie über ihren Schmerz und alles mit dem Kind Erlebte nicht werde kommunizieren können. Bei der Segnung dieses toten Kindes sind etwa zehn Freundinnen und Freunde der Mutter anwesend, was eine Folge des Vorbereitungsgesprächs zu der Feier war. Im Verlauf der Feier und nach der Lesung aus einem Psalm wird der Korb mit dem Baby auf eine runde Decke gestellt, die die Anwesenden hochheben, um für Augenblicke das „Gewicht“ dieses kleinen Menschen zu spüren.

◇ Eine Mutter, sie ist kirchliche Angestellte, ersucht um ein Gespräch vor dem medizinisch indizierten Abbruch in der 17. Schwangerschaftswoche. Der Mutter ist es sehr wichtig, ihr Kind Gott anzuvertrauen, denn sie fühlt sich nicht in der Lage für dieses schwer behinderte Kind zu sorgen. Zu sehr waren Kindheit und Jugend von der Behinderung eines Geschwisterkindes belastet. In der Feier dieses Abschieds wurden Zweifel und eigene Grenzen respektvoll angesprochen und eine Zukunft in innerem Frieden erbeten. Es war sehr sprechend, dass die Mutter am Ende der Feier die Anwesenden bat, mit ihren Körpern ein „Engelsbild“ in den Schnee zu prägen und das selbst als Erste zu tun.

In neuerer Zeit nimmt die Anzahl der Fetozyde in den Zentren für Pränatalmedizin zu. Wie schon bei medizinisch indizierten Abbrüchen ist es hier noch schwieriger für Eltern, sich selbst das Recht auf Trauer, Verzweiflung und unendlichen Schmerz zuzugestehen, denn die Leben beendende Maßnahme war doch „ihre Entscheidung“!

Deshalb braucht es gerade hier von Seiten der Seelsorge die Ermutigung, Verbundenheit mit dem Kind, Anfragen an „transzendente Realitäten und Mächte“, den Zorn auf Gott, der „das (die so schwere Behinderung des ersehnten und erwarteten Kindes) zulässt“, auszusprechen oder darzustellen. Gerade hier kann durch die Erfahrung des Wahrgenommen- und Nicht-Verurteilt-Werdens eine Basis für wieder erwachendes Vertrauen ins Leben gelegt werden. Diese Feiern verlangen besonders genaue Kenntnis des Ablaufs solcher Entscheidungssituationen und der damit verbundenen seelischen Belastung und Schuld, damit diese

Erfahrungen auch liturgisch und rituell Raum bekommen, ansonsten ist jeder „Trost“, jede Zusage von Vergebung und Zukunft inhaltsleer. Für mich kommt es darauf an, als Seelsorgerin darauf zu vertrauen, dass die „unendliche Liebe Gottes“ in solchen Situationen mitleidet und nicht verurteilt.

Ich gehe zu solchen Gesprächen ohne eine Ahnung, wie und ob eine Feier stattfinden soll. Auch ob biblische oder andere religiöse Bezüge hergestellt werden können und sollen, ist erst nach dem Kontakt mit den Eltern klar.

Situationen auf der Neonatologischen Intensivstation

In vielen Fällen ist die Vorbereitung für Feiern auf der Neonatologischen Intensivstation einfacher als im gynäkologischen Bereich, denn bevor es um Fragen einer rituellen oder sakramentalen Begleitung geht, gibt es schon Kontakte, meist mit den Müttern. Manchmal haben wir schon darüber geredet, was sich die Eltern beim Eintreten einer Krise vorstellen und wünschen.

In oder vor lebensbedrohlichen Situationen wird Eltern, die kirchlich sozialisiert sind, die Taufe angeboten, manchmal fragen auch Eltern ohne Kirchenbindung danach. Da ist es wichtig zu erfahren, welches Bedürfnis in einem solchen Wunsch ausgedrückt wird, und oft kann die Sehnsucht nach dem Versprechen der Zugehörigkeit zur Familie oder das Anvertrauen des Kindes an „höhere Mächte“, an „den da oben“ in einer Segens- und Namengebungsfest ausgedrückt werden. Immer ist es wichtig, die besondere Geschichte dieses Kindes und seiner Familie anzusprechen.

Des Öfteren gibt es die Bitte um Segen vor Operationen, vor Verlegungen in andere Krankenhäuser oder vor der Entlassung nach Hause. Manchmal wird in diesem Zusammenhang die Befürchtung geäußert, dass damit eine negative Spur gelegt werden könnte. Für mich ist das ein Hinweis, wie sehr angespannt die Eltern sind, und oft ergeben sich nach solchen Aussagen wesentliche Gespräche über ihre Ängste, die dann auch in der Feier angesprochen und „beruhigt“ werden können.

Sterben auf der Neonatologischen Intensivstation ist für alle Beteiligten eine höchst emotionale Belastung, denn es betrifft Kinder. Kinder, die extrem früh geboren wurden (ab der 23. Schwangerschaftswoche), Kinder, die schwer krank zur Welt gekommen sind, Kinder, von denen Eltern und behandelndes Team gewusst haben, dass sie nur „sehr kurz“ leben werden.

Sterben ist Leben und dieses soll ermöglicht werden, bis das Kind tot ist. Unter den Bedingungen der Intensivmedizin ist das eine Aufgabe, die die Kreativität besonders herausfordert. Ein Beispiel, das auch zeigt, dass Seelsorge einiges ermöglichen kann, auch wenn sie nicht unbedingt eine aktive Rolle spielen muss, doch eine „aktivierende“:

Eine Familie, die seit Wochen über die Trisomie 13 des erwarteten Söhnchens informiert ist, möchte keine lebensverlängernde Intensivtherapie, wenn sich der Zustand des Kindes dramatisch verschlimmern sollte. Mutter und Vater des Babys sind fast die ganze Zeit beim Kind und als die befürchtete Krise nach einer relativ langen stabilen Zeit eintritt, sind sie untröstlich. Auch die vierjährige Schwester verlangt, beim Baby zu bleiben. Im Gespräch mit mir sagen die Eltern, dass es ihr sehnlichster Wunsch war, das Kind wenigstens ein Jahr bei sich zu haben, da sie als naturverbundene Menschen ihm „alle Schönheit des Jahreslaufs“ zeigen wollten. Beim Anblick der Herbstblätter sei ihr ganzer Schmerz über den jetzt so plötzlichen Abschied ausgebrochen. Auf meinen Hinweis, dass auf der Station dagegen sicher kein

Einwand bestehe, entwirft die Familie einen „Gang durch das Jahr“ mit beiden Kindern. Sogar Schnee ist da und die Familie (Großeltern, Eltern und Kinder) verbringt einen für sie wunderschönen Tag in der Eltern-Kind-Einheit der Neonatologie. Auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind bewegt von der friedlichen Stimmung und der Ruhe, die jetzt von diesen Menschen ausgeht. Der kleine Sohn stirbt am Tag nach dem „Gang durch das Jahr“. Die Familie hatte außer „Naturliebe“ keine religiöse Orientierung angegeben und bedankte sich für die Ermutigung, das Leben und den Abschied von ihrem Kind so zu gestalten, wie sie das gut können.

Gesunde Neugeborene

Segensfeiern

Ich habe Segnungsfeiern von Neugeborenen nicht in Gruppen angeboten, sondern einzelnen Müttern (und Vätern) und ihrem Kind / ihren Kindern. Je nach religiöser Ausrichtung gestalte ich die Feier mit den Eltern. In dieser Situation ist „Segen“ etwas, das sich viele Menschen wünschen. Segen für die Eltern in ihrer neuen Rolle – für die es kaum „Einschulung“ gibt – und Segen für das Kind, von dem niemand weiß, wie es ihm / ihr ergehen wird. Oft spielt auch der im Namen „verpackte“ gute Wunsch für das Leben des Kindes eine Rolle.

Ein Motto für diese Feiern habe ich vom Titel einer Skulptur der Bildhauerin Colleen Madamombe entnommen: „So good to see you“. Die Skulptur zeigt eine Frau, die die Arme vor Begeisterung über die Begegnung mit dem ankommenden Menschen weit ausbreitet. Es kommt mir darauf an, das Willkommen auszudrücken, das nicht nur von Menschen ausgeht: Jede / jeder ist willkommen – auch wenn das Leben (gerade jetzt) nicht einfach ist!

Segen für Adoption (für freigebende Mütter und Adoptiv Eltern)

Mütter, die ihr Kind zur Adoption freigeben, wollen manchmal, dass ihr Kind gesegnet wird. Wenn ich der Mutter anbiete, auch sie zu segnen, ergeben sich manchmal Gespräche und Segensfeiern von besonderer Intensität.

Immer wieder kommt es darauf an, eine spezielle, für die Frau oder für die Familie einzigartige und besondere Situation zu gestalten. Als Beispiel ein „Segen für die Mutter nach einer schweren Geburt“¹, formuliert von Hannah Strack:

Gesegnet bist du, Mutter!

Du hast das Tal des Todes durchschritten
mit großer Verzweiflung und immer neuer Hoffnung.
Die Wellen schlugen über dir zusammen
und stürzten dich in Todesangst.
Die Feuer wollten deine Lebenskraft zerstören
und gruben Wunden an Leib und Seele.

Gesegnet bist du, Mutter,
nach deiner schweren Geburtsarbeit!
Gesegnet ist das Kind,
das gesund in deinen Armen liegt!
Gesegnet ist der Vater,
der nicht von deiner Seite wich.

Die Kraft unseres mütterlichen Gottes,
wirke in dir zu deiner Heilung
und zur Freude an deiner Familie!
Amen.

¹ <http://www.hanna-strack.de/category/segentexte/rund-um-die-geburt/> (3.3.2015).

Taufe

Wer sich eine Taufe wünscht, feiert dieses Fest in der Wohngemeinde oder an einem Ort, der der Familie wichtig ist. Im Krankenhaus werde ich damit nur durch Rückfragen („Was muss ich tun, wenn ich mein Kind taufen lassen will?“) konfrontiert.

Anders sieht es aus, wenn die Familie nicht kirchlich eingebunden ist. Da werde ich manchmal zur Gestaltung von „Begrüßungsfeiern“ eingeladen. Diese Feiern werden von den Familien als Alternative zur Taufe verstanden und enthalten sehr oft überraschend viele Elemente traditioneller Tauffeiern. Wichtig ist den Eltern und Paten, dass sie mitgestalten können, dass sie die „Paten“ ohne Rücksicht auf Kirchenzugehörigkeit wählen können und dass der Ort keine Kirche sein muss.

In der Veränderung der Familiensituation (z. B. plötzlich allein!) wird von spirituell interessierten Frauen im Gespräch manchmal die Bitte um Unterstützung, auch rituell, ausgesprochen. Hier gilt der Segen der Mutter. Die konkrete Situation und die spirituelle Ausrichtung der Frau geben der Feier Gestalt.

Kinderwunsch und assistierte Fortpflanzung – ein Beispiel für zukünftige Tätigkeitsfelder

Bei der seelsorglichen und rituellen Begleitung von Müttern und Vätern mit Kinderwunsch sehe ich folgende Situationen bzw. Herausforderungen:

- ◇ Die bewusste Entscheidung für ein Kind mit allen Konsequenzen, die diese Entscheidung mit sich bringt.
- ◇ Die Begleitung bei den Versuchen schwanger zu werden, auch während der pränataldiagnostischen Untersuchungen.
- ◇ Der Trauer über erfolglose Versuche Ausdruck geben.
- ◇ Das Schwanger-Werden feiern.

Dass der Text so endet, ist kein Zufall: Die Suchbewegungen beginnen immer wieder bei den wahrzunehmenden (neuen) Situationen ...

Franz Josef Zeßner, Wien

Im Altenheim

Vater, Mutter, (kleine) Kinder: ein häufiges Klischee von Familie. Die Familien, die mir im Altenheim begegnen, bestehen oft aus einem oder mehreren „Kindern“ zwischen 50 und 70 Jahren, manchmal noch älter, und einem pflegebedürftigen Elternteil. Auch das ist eine Realität von Familie.

DR. FRANZ JOSEF ZEßNER
ist Seelsorger im Caritas Socialis
Pflege- und Sozialzentrum Wien, Rennweg
und promovierter Liturgiewissenschaftler.

„Topologien der Not sind Topologien der Pastoral“ – unter diesem Titel hat Hildegard Wustmans einen Artikel in der Theologisch Praktischen Quartalschrift geschrieben¹. Drei Orte hat sie darin genannt als solche, die „oft von beschämender und verschwiegener Not geprägt“² sind, vielleicht überraschend gewählte Beispiele: als erstes der Bahnhof, dann Familie und Altenheim, die beiden Themen dieses Beitrags. Die Familie nennt Wustmans in erster Linie als Ort häuslicher Gewalt, wobei sie Gewalt in der Pflege alter Menschen zu Hause nicht erwähnt.

Moderne Altenheime präsentieren sich gerne als Oasen des Wohlbefindens. „In Würde umsorgt selbstbestimmt leben“, so wurde kürzlich die Mission der Einrichtung, in der ich als Seelsorger arbeite, formuliert. Ich möchte die Ernsthaftigkeit der Bemühungen nicht in Frage stellen und doch teile ich Hildegard Wustmans' Einschätzung des Altenheimes als „Ort der Not“, an dem „prekäre, verdrängte, tabuisierte Zusammenhänge zutage treten“³. Ein paar Stichworte dazu:

Die meisten Menschen gehen nicht freiwillig in ein Alten- oder Pflegeheim. So ist der Einzug verbunden mit dem schmerzlichen Verlust des gewohnten Zuhause, der Nachbarschaft, oft auch der Einbindung in eine Kirchengemeinde. (Allerdings sind viele alte Menschen auch in ihren Wohnungen sehr isoliert und haben alle Kontakte nach außen verloren.)

Nicht selten geht dem Einzug in ein Heim eine lange Zeit der häuslichen Pflege voraus. Erschöpfte pflegende Angehörige, die oft bis zum Zusammenbruch gearbeitet haben. „Wenn ich nicht selbst ins Spital hätte müssen – nie hätte ich meine Mutter ins Heim gegeben“ – immer wieder höre ich ähnliche Aussagen. Danach Schuldgefühle, dass es nicht möglich war, die Mutter, den Vater, den Ehepartner bis zuletzt daheim zu betreuen.

Das Leben im Pflegeheim, das von wenigen Tagen bis zu einigen Jahren dauern kann, ist geprägt von vielfachen Einschränkungen. Ihre Ursache sind Krankheiten und das Nachlassen der körperlichen Kräfte. In den meisten Fällen auch Demenz, die sprachliche Kommunikation zunehmend erschwert und den Verlust von Erinnerung mit sich bringt, bis hin zum Nicht-mehr-Erkennen der nächsten Angehörigen – äußerst schmerzlich für alle Beteiligten.

Auch die Nähe des Todes prägt den Alltag im Pflegeheim: Seit sieben Jahren arbeite ich im Caritas Socialis Pflege- und Sozialzentrum Rennweg. Der überwiegende Teil der damaligen Bewohnerinnen und Bewohner ist inzwischen gestorben. Für fast alle, die in ein Heim einziehen, ist es der letzte Wohnort, für die Familien der Ort des Abschiednehmens.

¹ Vgl. WUSTMANS: Topologien der Not, 154–161.

² WUSTMANS: Topologien der Not, 154.

³ WUSTMANS: Topologien der Not, 157.

Seit sieben Jahren arbeite ich im Caritas Socialis Pflege- und Sozialzentrum Rennweg. Der überwiegende Teil der damaligen Bewohnerinnen und Bewohner ist inzwischen gestorben. Für fast alle, die in ein Heim einziehen, ist es der letzte Wohnort, für die Familien der Ort des Abschiednehmens.

„Orte der Not sind ein Ernstfall für die Kirche und ihre Pastoral, denn an ihnen stehen die Würde von Menschen und die Rede von Gott auf dem Spiel“⁴, so noch einmal Hildegard Wustmans. Was ist in diesem Kontext die Rolle von Liturgie? Ich sehe sie in zweifacher Weise:

1) Liturgie stellt sich der Not, sie benennt sie und bringt sie vor Gott. In der belasteten Situation des Heim-Einzugs kann das geschehen bei einer Segnung des Zimmers im Kreis der Familie. Die Not der Krankheit und des Schwindens körperlicher und geistiger Kräfte kommt liturgisch zum Ausdruck in der Feier der Krankensalbung, gemeinschaftlich oder im Moment einer besonderen Krise ganz individuell. Rund um das Sterben geschieht dieses bewusste Sich-der-Not-Entgegenstellen in Ritualen des Abschiednehmens am Sterbebett und auch nach dem Tod einer Bewohnerin, eines Bewohners. Bei uns ist es zum Beispiel üblich, dass ein paar Tage nach dem Tod die Angehörigen eingeladen werden, um mit den anderen Bewohnerinnen und Bewohnern zu beten, zu singen, an die Verstorbenen zu erinnern und so bewusst Abschied zu nehmen.

Auch das Fürbitt-Gebet in jeder Messe ist ein Ort, die konkrete Not zu benennen und vor Gott zu bringen.

2) Alten- und Pflegeheime sind nicht nur Orte der Not. Sie sind auch Orte voll Leben, Lebensfreude, Humor, Gemeinschaft und Musik. Das darf nicht vergessen werden. So sehe ich die zweite Funktion von Liturgie im Altenheim darin, dass sie in besonderer Weise dazu geeignet ist, als Unterbrechung des von Krankheit, Schmerz und Verlust geprägten Alltags erlebt und gefeiert zu werden. „Ein bisschen Himmel vermitteln, im Sinn von Gemeinschaft und Angenommen sein“, so hat es eine ehrenamtliche Mitarbeiterin formuliert in Hinblick auf das Taizé-Gebet für Menschen mit fortgeschrittener Demenz und ihre Angehörigen, das wir monatlich bei uns in der Kapelle des Caritas Socialis Pflege- und Sozialzentrums feiern. Genau in dieser Intention haben wir diese Gebetsstunden vor vier Jahren eingeführt: Dass die Bewohnerinnen und Bewohner, die schon ganz viele Verluste erlitten haben und an den meisten anderen Feiern und Aktivitäten nicht mehr teilnehmen können, und ihre Familien gemeinsam die Erfahrung von Unterbrechung machen können.

Fünf Dimensionen der Unterbrechung von Not, die alte Menschen und ihre Familien im Pflegeheim durch die Feier von Gottesdiensten erleben, möchte ich hier nennen:

1. **UNTERBRECHUNG DES ALLTÄGLICHEN:** Feste zu feiern gehört zum menschlichen Leben – Tage, die aus dem Alltag herausgehoben sind. „Das war der Höhepunkt des Jahres“, hat eine Angehörige nach der Feier anlässlich des fünfzigsten Taizé-Gebets im Juli gesagt, als wir das Bett ihrer Mutter zurück in ihr Zimmer geschoben haben.

2. **UNTERBRECHUNG DER DOMINANZ DES KÖRPERLICHEN:** Ernährung, Flüssigkeitszufuhr, Ausscheidung, Hautzustand oder Blutdruck – der Heim-Alltag ist von diesen Themen domi-

⁴ WUSTMANS: Topologien der Not, 158.

niert. Im Gottesdienst ist eine Zeit dafür reserviert „Gott wieder mitten ins Leben einfallen zu lassen“⁵ und sich dafür zu öffnen – mit Leib und Seele.

3. **UNTERBRECHUNG DER GEWOHNTE ROLLEN:** Für die Zeit des gemeinsamen Singens und Betens verschwinden die Unterschiede zwischen Gesunden und Kranken, zwischen Helfern und Hilfsbedürftigen zwar nicht, aber sie werden spürbar nebensächlich. Viel stärker, das erlebe ich selbst so, ist die Erfahrung des gemeinsamen Daseins vor Gott.

4. **UNTERBRECHUNG DER DOMINANZ VON SPRACHE:** Sich sprachlich ausdrücken und Sprache verstehen, darin sind Menschen mit Demenz im Nachteil anderen gegenüber, nicht aber wenn es darum geht, Stimmungen aufzunehmen und sich ihnen zu überlassen. Beim Taizé-Gebet für Menschen mit fortgeschrittener Demenz und ihre Angehörigen ist Sprache nicht das wichtigste Mittel der Kommunikation. Sie geschieht, wie in jedem Gottesdienst, auf vielen Ebenen: durch den Kapellen-Raum mit seinen Farben und Gerüchen, durch Klänge, Lichter oder durch die Berührung beim Salben mit duftendem Öl.

5. **UNTERBRECHUNG DER VERLORENHEIT:** „Ja, ich will euch tragen bis zum Alter hin!“, Jochen Klepper lässt Gott das sagen in seinem Silvesterlied, das wir beim Taizé-Gebet lesen.⁶ Das Zerfallen von Erinnerungen gehört zu den schmerzlichen Erfahrungen – am Beginn des Demenzprozesses für den Betroffenen selbst, später vor allem für Nahestehende. Der Gottesdienst unterbricht als Feier der gemeinschaftlichen Erinnerung die Verlorenheit der und des Einzelnen – man könnte von einem „anamnetischen Feld“ sprechen, in das auch die Menschen mit Demenz hinein genommen sind, ein Feld der gemeinschaftlichen Erinnerung an Gottes Zuwendung, besonders zu den Armen.

Das letzte Wort zum Thema Liturgie im Altenheim soll die Tochter einer seit Jahren bettlägerigen Frau mit schwerer Demenz haben, die in der ORF-Sendung Orientierung vom 7. 9. 2014 über das Taizé-Gebet in der Caritas Socialis Wien-Rennweg gesagt hat: „Meine Mutter war sehr gläubig. Sie ist aufgewachsen am Land. Sie hat früher selber im Kirchenchor gesungen. Sie hat eine wunderschöne Stimme. Ich war immer sehr stolz, weil sie so schön singen konnte. Wir haben zuhause sehr viel gesungen. Und ich denke mir, das ist ein Ort genau für Alzheimer-demente Menschen, sich vielleicht auch wieder Erinnerungen zurück zu holen. [...] Ich bete an ihrer Stelle, ich singe an ihrer Stelle und tue es aber gleichzeitig auch für mich und hoffe so, dass ich Energie schöpfen kann. Denn ich geb ihr meine Energie, die ich habe, meine Liebe, meine Freude. Und hoffe, dass das bei ihr ankommt.“

Literatur

EBENBAUER, Peter: Et sanabitur anima mea. Überlegungen zum salutogenetischen Potential liturgischer Praxis, in: AIGNER, Maria Elisabeth [u. a.] (Hg.): Räume des Aufatmens. Pastoralpsychologie im Risiko der Anerkennung. Festschrift zu Ehren von Karl Heinz Ladenhauf. Wien 2010, 189–200.

WUSTMANS, Hildegard: Topologien der Not sind Topologien der Pastoral, in: Theologisch-Praktische Quartalschrift 159. 2011, 154–161.

⁵ EBENBAUER: Et sanabitur anima mea, 199.

⁶ Vgl. zum Lied mit dem Text von Jochen Klepper: Gotteslob Nr. 887.

Maria Fischer, Nettingsdorf

Im *Treffpunkt mensch & arbeit* Nettingsdorf

Im *Treffpunkt mensch & arbeit* Nettingsdorf gibt es eine beinahe 40-jährige Tradition der persönlichen Auseinandersetzung mit dem eigenen Leben, der persönlichen Lebensgestaltung und dem eigenen Handeln und seinen Auswirkungen auf das berufliche und gesellschaftliche Umfeld.

MAG.^a MARIA FISCHER
ist Seelsorgerin im *Treffpunkt*
mensch & arbeit Nettingsdorf, OÖ.

Grundlage dieser Reflexion ist die Bibel, das Wort Gottes. „Wir beleuchten unser Leben und reflektieren dieses im Lichte des Evangeliums“.¹ Das gemeinsame Feiern in Form von Gottesdiensten ist zu verstehen als gemeinsames „Glaubensbekenntnis“ im Sinne eines Vertrauens darauf, dass das eigene Leben aufgehoben ist in der Hand Gottes. Feiern und Gottesdienst ist aber auch Kraftquelle für die Einzelnen bzw. für unsere Gemeinschaft, und zwar vor allem für die ganz konkrete Lebensgestaltung. Entsprechend persönlich sind diese Gottesdienste vorbereitet und gestaltet.²

Im *Treffpunkt mensch & arbeit* Nettingsdorf treffen sich hauptsächlich Menschen, die aufgrund persönlicher Lebensumstände keinen Bezug mehr zu traditionellen Pfarrgemeinden haben. Die Sehnsucht und das Bedürfnis nach gemeinsamen liturgischen Feiern sind trotzdem vorhanden.

So wie schon in der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils formuliert, erleben wir Liturgie als Gottesdienst sowohl von oben (Gott handelt, von Anfang an, zum Heil für uns Menschen) als auch von unten (wir Menschen antworten mit unseren Anliegen, mit unseren Bitten und unserem Dank, mit unseren Gebeten zu Gott). Jesus Christus ist durch das Hören des Wortes Gottes aus der Heiligen Schrift gegenwärtig. In der Mahlgemeinschaft – nicht als Eucharistiefeier, sondern im Sinne der christlichen Urgemeinden – als das Erinnern an Jesus: Wie er gefeiert hat im Kreise seiner Freunde,³ ist Jesus Christus in unserer Mitte.

Gottesdienste im *Treffpunkt mensch & arbeit* Nettingsdorf

* Es braucht ausreichend Zeit zum Ankommen, um zur Ruhe zu kommen und abschalten zu können von den Sorgen und der Hektik des Alltags. Verschiedenste Elemente und Rituale sollen dabei helfen, ganz in der Gegenwart zu sein und offen für sich selbst und die FeiERGemeinde zu werden. Gebets- und Feierraum ist der Veranstaltungsraum; die FeiERGemeinde

¹ Vgl. Josef CARDIJN, Begründer der Katholischen Arbeiter- und Arbeiterinnenjugend, in: KAJ-Methoden-Behelf, 9f.: Die Methode des Sehen-Urteilen-Handeln-Feierns (auch Revision de Vie) wird als spirituelle Methode verstanden im Sinne einer Lebensbetrachtung aus dem Glauben und mit Hilfe von Texten aus dem Evangelium. Die Methode wurde vor allem im Lebens- und Arbeitsalltag angewandt.

² Vgl. dazu STEFFENSKY: Feier des Lebens, 91: „Die Liturgie des Gottesdienstes und die christlichen Lebensäußerungen sind ... öffentliche Bekundungen von Lebenswünschen und damit auch ihre kollektive Einübung. Befreiungsansätze aus Unmündigkeiten und falschen Abhängigkeiten brauchen den Umweg über die Symbole, in denen das Glücksverlangen und die Lebenserwartung eingeübt und ausgedrückt werden.“

³ Vgl. KAJ-Methoden-Behelf, 61: „Nehmt Brot und Wein. Dankt, teilt das Brot, macht den Wein auf, schenkt ihn ein und feiert im Bewusstsein an Jesus.“

sitzt im Sesselkreis um eine gestaltete Mitte (Kerze, Bibel, Symbole, verschiedenste Tücher, Brot und Wein, Texte etc.).

* Zentrales Element der Feier ist das Hören des Wortes Gottes; die Texte der Bibel erinnern uns an die Tradition des Hörens und Erzählens, an die Geschichte und den Weg des Volkes Gottes mit Jahwe. Die Auswahl der Texte orientiert sich an der Leseordnung der jeweiligen Sonntage, damit stellen wir uns in die kirchliche Tradition und fühlen uns mit den Christinnen und Christen anderer kirchlicher Gemeinden verbunden.

* Das Wort Gottes, gehört und durch den Austausch in der Gruppe verknüpft mit den eigenen Erfahrungen, ist vor allem Ermutigung für den Alltag. „Weniger ist mehr“ ist wichtig, im Sinne von: nur *ein* Text aus der Bibel / Evangelium, dafür genug Zeit zum Hören und Erzählen.

* Die Gemeinschaft ist wichtig: Der Blick geht über den Einzelnen hinaus auf die Menschen, die gemeinsam feiern, und auf all jene, mit denen wir uns verbunden fühlen. Das Teilen von Brot und Wein macht bewusst, dass wir eine Weg-Gemeinschaft (mit allen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verstrickungen) sind, und erinnert an Jesus und die Gemeinschaft mit seinen Jüngern und Jüngerinnen. Die Mahlfeier bedeutet somit auch die Sensibilisierung auf elementare Bedürfnisse der Menschen wie Essen, Teilen, Liebe, Verantwortung füreinander, eine gerechte Verteilung der Güter etc.

* Neben den zwei wesentlichsten Elementen der Wort-Gottes-Feier (Tagesevangelium und das Teilen von Brot und Wein) sind außerdem wichtig: Lieder/Musik, eine Meditation, Texte, Psalmen, Symbole und eine gestaltete Mitte, Stille, das Vaterunser und ein Segenstext zum Abschluss.

* Wichtig ist im *Treffpunkt mensch & arbeit Nettingsdorf* der befreiungstheologische Zugang zur Feier der Liturgie bzw. des Gottesdienstes: Liturgie wird als Kraftquelle erlebt und gibt Motivation zur aktiven Gestaltung des Alltags. In der Abfolge von „Sehen – Urteilen – Handeln – Feiern“ fließen die Erfahrungen des Feierns in die kritische Reflexion von Arbeitserfahrungen der Einzelnen und den Zusammenhängen mit unserer gesellschaftspolitischen Gesamtsituation ein und geben Orientierung für persönliche Handlungsschritte, die ein selbstbestimmtes Leben (trotz wirtschaftlicher Abhängigkeiten) ermöglichen sollen.

* Nach dem Gottesdienst wird umgestellt: Die Tische werden gedeckt (mit einer Jause, mit Kaffee und Kuchen, mit einem vorbereiteten Mittagessen etc.). Die Mahlgemeinschaft, die Feier geht weiter.

* Diese offene Form des Feierns braucht immer wieder eine Suche nach einer geeigneten Struktur: die Menschen und ihre persönlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen ändern sich, sodass z. B. festgelegte Gottesdienstzeiten oder Angebote wie Meditationen, Abendandachten, Liturgiefeiern am Sonntag mit gemeinsamem Mittagessen etc. wieder verändert werden müssen, damit die Teilnahme an den Feiern auch für alle Interessierten möglich ist.

Struktur / Ablauf einer Wort-Gottes-Feier mit Elementen bzw. von Ritualen, die wichtig geworden sind:

(1) Ankommen / Einstimmung: Achte gut auf diesen Tag

Achte gut auf diesen Tag,
denn er ist das Leben.
Das Leben allen Lebens.
In seinem kurzen Ablauf

liegt alle Wirklichkeit und Wahrheit des Daseins.
Die Wonne des Wachens,
die Größe der Tat
und die Herrlichkeit der Kraft.

Denn das Gestern ist nichts als ein Traum
und das Morgen nur eine Vision.
Das Heute jedoch, recht gelebt,
macht jedes Gestern zu einem Traum voller Glück
und jedes Morgen zu einer Vision voller Hoffnung.

Drum achte gut auf diesen Tag.⁴

(2) Einstieg mit Impuls und Austausch

Was möchte ich heute feiern?
Wie möchte ich feiern?

(3) Mahlgemeinschaft: Brot brechen

Im Namen Jesu Brot zu brechen
und zu teilen bedeutet,
dass man sich eine Welt wünscht,
in der es genug Brot und Freiheit
für alle Menschen gibt.

Möge das Teilen
dieses Brotes uns stärken in der Hoffnung,
dass eine neue Welt kommen wird,
wo Brot und Liebe ist genug für alle.⁵

Möge eine neue Welt erstehn
Möge eine neue Welt erstehn,
wo Brot genug –
und Wasser strömt für alle.

Da schaffen wir sichere Orte,
wohnen zusammen in Eintracht und Frieden
im Schatten von Bäumen.
Kein Kind wird je dort sterben,
alte Menschen erfüllen die Tage
und junge Menschen werden dort
erst, wenn sie hundert sind, sterben.

Wir werden uns nicht sinnlos mühen,

⁴ Aus dem Sanskrit [Quelle unbekannt].

⁵ OOSTERHUIS: Ich stehe vor dir, 143.

nicht Kinder gebären für das Entsetzen.
 Der Wolf und das Lamm werden weiden zusammen:
 Wir haben den Krieg verlernt.

Möge eine neue Welt erstehn,
 wo Brot genug –
 und Wasser strömt für alle.⁶

(4) Segen über Brot und Wein

Gott
 Vater, von dem alles Leben kommt
 Mutter, die alles umfängt und trägt
 Segne das Brot
 Sieh es an mit den Augen der Liebe – und es verbindet
 Leg Deine gütige Hand darauf – und es schmeckt
 Hauch es an mit Deinem Atem – und mach es lebendig
 Durchdringe es mit Deiner Kraft – und es nährt den Leib, die Seele, den Geist
 Erfüll es mit Deiner befreienden Gegenwart – und wir sind Deine Söhne und Töchter,
 Schwestern und Brüder.

Segne diesen Wein
 Sieh in an mit den Augen der Liebe – und er macht selig
 Lege Deine gütige Hand darauf – und er mundet
 Hauch ihn an mit Deinem Atem – und er rauscht in unseren Adern
 Durchdring ihn mit Deiner Kraft – und er beschwingt den Leib, die Seele, den Geist
 Erfüll ihn mit Deiner befreienden Gegenwart – und wir sind frei und froh
 verbunden, vermählt
 dein Liebesbund auf Erden.⁷

(5) Segenstext: Mitten in unserem Arbeiten und Werken

in unseren Zweifeln und Hoffnungen
 in unseren Visionen und Enttäuschungen
 brauchen wir deinen Segen, Gott
 um zu spüren
 dass es wohl auf unser Tun ankommt
 jedoch Wesentliches letztlich nicht von uns abhängt.

Mitten in unseren Konflikten und unserem Wohlwollen
 in unserer Verschiedenheit und Verbundenheit
 segnen wir einander
 wir sprechen einander das Gute zu
 um Bestärkung zu erfahren
 jedes Mal neu.

⁶ OOSTERHUIS: Im Anfang war die Hoffnung, 37.

⁷ ROTZETTER: Segen, 201.

Mitten in unseren ungelösten Fragen und Arbeitsfeldern
 unseren Idealen und Zielvorstellungen
 unseren begrenzten Ressourcen und Möglichkeiten
 lass uns Wege finden,
 damit wir zum Segen werden
 in all unseren Begegnungen und Handlungen
 in all unseren Taten und Werken.

Dich, Gott, als verbindende Mitte erfahren,
 im gemeinsamen Arbeiten
 im gemeinsamen Feiern,
 darum bitten wir dich
 hier und jetzt und alle Tage.
 Amen.

Gott stärke, was in uns wachsen will,
 schütze, was uns lebendig macht,
 behüte, was wir weitertragen,
 bewahre, was wir freigeben
 und segne uns, wenn wir aufbrechen zu dir.
 Amen.

Literatur

- KAJ-Methoden-Behelf. Hintergründiges, Pädagogisches und Methodisches zu unserem Ansatz in der Lehrlingsarbeit. (sehen urteilen handeln feiern). Vier Schritte vorwärts und keiner zurück. Wien 2002.
- OOSTERHUIS, Huub: Im Anfang war die Hoffnung. Amsterdam 2010.
- OOSTERHUIS, Huub: Ich stehe vor dir. Meditationen, Gebete und Lieder. Freiburg im Breisgau 2004.
- ROTZETTER, Anton: Segen über Brot und Wein, in: Gebetsmappe, der Burg Altpernstein. Gebete, Texte, Gedanken. Altpernstein 2012.
- STEFFENSKY, Fulbert: Feier des Lebens. Spiritualität im Alltag. Stuttgart 1984.

Hildegard Wustmans, Linz

Familie und ihre Kulturen – Die Kirche und ihr Familienideal

Die pastoraltheologische Reflexion baut auf den Erkenntnissen der Soziologie auf: Es gibt nicht *die* Familie. Aber bei aller Vielfalt gibt es in den verschiedenen Familienkulturen Vergleichbares: ähnliche Hoffnungen und Bemühungen – und eine Ritualkreativität. Auftrag von Kirche ist es, sich auf die Herausforderungen von Pluralität einzulassen, stärkend und stützend präsent zu sein und in die Diversität von Lebensmodellen der Lebensformen hinein den Gott der Liebe zu verkünden. (Redaktion).

Wir alle haben eine Familie. Wir sind die Kinder unserer Eltern, haben vermutlich mehrere Geschwister, Tanten und

UNIV.-PROF.^{IN} DR.^{IN} HILDEGARD WUSTMANS
ist Vorstand am Institut für Pastoraltheologie und
Christliche Sozialwissenschaften an der Katholisch-Theologischen
Privatuniversität Linz und Mitglied in den Redaktionen der Zeitschriften
Lebendige Seelsorge und Theologisch-praktischen Quartalschrift.

Onkeln, haben möglicherweise selber Kinder, sind Kindern Patentante bzw. Patenonkel. Einige Leser/-innen werden zu einer Zeit groß geworden sein, als in der Regel die Mutter zu Hause und in erster Linie für Haushalt und Kindererziehung verantwortlich war. Gemeinsame Familienzeiten gab es täglich – die Mahlzeiten und wohlmöglich auch besondere Aktivitäten am Wochenende – der Kirchgang, wechselseitige Besuche unter Verwandten und Ausflüge. Da konnte es einem/einer schon einmal eng werden. Dennoch – als überbehütet sind diese Kindheiten nicht zu beschreiben. Eine Zeit der ausgeprägten Kinderzentrierung waren z. B. die 1960er Jahre noch nicht. Diese begann „mit dem Geburtenrückgang und einer geringeren Kindersterblichkeit“¹. Und damit waren „die demografischen Voraussetzungen für eine solche stärkere Hinwendung [...] zu wenigen Kindern geschaffen“², die sich gegenwärtig auch darin zeigen, dass Kinder „den Takt der Familienzeit“³ bestimmen. Man erinnert sich an die Geburten der Kinder, den ersten Schultag, die Erstkommunion, die Firmung, die Matura, den Führerscheinwerb. An Weihnachten wird so deutlich wie an keinem anderen Datum, ob Kinder in der Familie sind oder auch nicht.

Mehr und mehr greifen die alten und oftmals zu betreuenden Eltern angesichts verlängerter Lebenserwartungen von Männern und Frauen in den Familientakt ein. Auch wenn die meisten alten Menschen solange wie möglich in den eigenen vier Wänden wohnen, kommt in der Regel irgendwann der Zeitpunkt, an dem Kinder Fürsorge für diese übernehmen. Spätestens wenn Erkrankungen die Mobilität und Eigenverantwortung der Eltern einschränken, muss man sich Gedanken machen über Unterkunft und Betreuung. Und diese sind zunehmend eine finanzielle und anspruchsvolle Angelegenheit, vor allem dann, wenn Eltern und Kinder entfernt voneinander leben. Diese Beziehungen und Herausforderungen von Erwachsenen

¹ GÖTZ: Familienkultur im Wandel, 34.

² GÖTZ: Familienkultur im Wandel, 34.

³ GÖTZ: Familienkultur im Wandel, 31.

zu ihren Eltern werden in den Diskursen über Familie oftmals vernachlässigt. Viel zu schnell und meist einseitig wird Familie in der Trias von Vater – Mutter – Kinder, meist kleine Kinder, gedacht. Das mag daran liegen, dass Kinder inzwischen auch für die Wirtschaft von Bedeutung sind. Kinder verfügen über Taschengeld und von Eltern werden unglaubliche Summen für Nachhilfe ausgegeben. Darüber hinaus prägen Kinder anderer die Vorstellungen von den eigenen Kindern und ebenso die Auffassungen von Ehe und Familie. Wohl bekannt sind die „besonderen“ Kinder, wie Prinz Georg, Prinzessin Estelle oder die Familie von Angelina Jolie und Brad Pitt, die neben eigenen Kindern auch mehrere Kinder adoptiert haben. Nicht zu vergessen sind im Diskurs über Familie auch die Not ungewollt kinderloser Paare, die sich in Kinderwunsch-Praxen Rat und Hilfe holen⁴, oder jene Familien, die ein Familienmitglied verloren haben, bevor es leben durfte. Und auf noch etwas ist hinzuweisen: Die Mehrzahl der Menschen lebt in familialen Beziehungen bzw. strebt das an, worauf immer wieder Jugendstudien aufmerksam machen. Familie, Paarbeziehungen und Kinder haben nach wie vor einen hohen Stellenwert, auch oder gerade weil es damit bisweilen so schwer ist, es nicht rund läuft.⁵

Ferner gilt für den Diskurs über Familie, dass er sich nicht ortlos führen lässt, sondern sich konkret in der Vielfalt von Familien einstellt. Das erfahren z.B. ältere Menschen, und dies zum Teil auch sehr schmerzhaft, in Bezug auf die Lebensformen ihrer Kinder, der Enkel und Urenkel. Einige müssen erleben, dass moralisierende Hinweise ins Leere laufen und andere entdecken bisweilen den Freiheitsgewinn in Bezug auf das, was in ihrer Generation als erlaubt oder verboten galt.⁶

Der Spur folgend, dass sich die Themen, auf die pastorale Antworten zu finden sind, im konkreten Familienalltag stellen, habe ich Eltern aus meinem näheren und entfernteren Bekanntenkreis gebeten, mir den Ablauf eines ganz gewöhnlichen Sonntags zu skizzieren. Die Berichte⁷ lassen Gemeinsamkeiten und zugleich hoch individualisierte Formen der Sonntagskultur erkennen, die wesentlich vom Alter der Kinder und der weiteren sozialen Bezüge (Erwerbsarbeit, Eltern, Verwandte in der Nähe etc.) geprägt sind. Sie geben einen punktuellen Einblick in Familienwelten und erheben nicht den Anspruch auf Vollständigkeit. Sie sind nicht mehr und nicht weniger als Alltagseinsichten.

Die erste Beschreibung ist von einer Familie, die aus sechs Personen besteht und demnach heute schon als Großfamilie zu bezeichnen ist. Die Eltern sind vollberufstätig und haben Kinder im Alter von 17 bis 22 Jahren.

„Bernhard schläft bis 9 Uhr, geht dann bei uns in den Gemeindegottesdienst, an manchen Sonntagen ist er auch als Lektor eingesetzt. Manchmal gegen 10:30 Uhr: Kaffeetrinken bei Freunden nach dem Gottesdienst, gegen 12:00 ein- bis zweistündige Runde mit dem Fahrrad, gemeinsames Mittagessen so gegen 14:30, Schreibtischarbeit am Nachmittag, 18:30 bis 20:30 Tanzen bzw. im Wechsel 20:00 bis 22:00 Uhr Schola der Kirchengemeinde, 22:00 bis 23:30 Tatort.

Martina schläft bis 7:00, Unterrichtsvorbereitungen, evtl. Gottesdienst um 9:30, dann Kaffeetrinken oder Unterrichtsvorbereitungen bis 10:30, dann Wohnung putzen oder Unterrichtsvorbereitungen (im Wechsel) bis 14:30, dann Mittagessen, Mittagsschlaf, 18:30 bis 20:30 Tanzen, 20 bis 22 Uhr: 14tägig Schola der Kirchengemeinde, 22:00 bis 23:30 Tatort.

⁴ Vgl. GÖTZ: Familienkultur.

⁵ Vgl. BUCHER: Ziemlich irrelevant, 72.

⁶ Vgl. BUCHER: Ziemlich irrelevant, 68.

⁷ Die Namen sind geändert.

Lena (20), Thea, Emma (Zwillinge, 17): Heimkehr von Übernachtung so gegen 10:00 Uhr, nehmen am gemeinsamen Mittagessen teil, nachmittags bis abends: Schulvorbereitungen, Freunde treffen, chillen.

Simon (21): Schulvorbereitungen, Freunde treffen vornehmlich im Netz, chillen, gemeinsames Mittagessen 14:30 Uhr.

Wir versuchen, so gut es geht, als Familienaktion ein gemeinsames Essen am Sonntag hinzubekommen.“

Die zweite Momentaufnahme ist von einer Familie mit zwei Kindern aus zweiter Ehe im Alter von 13 und 11 Jahren. Mutter und Vater sind in der Erwachsenenbildung tätig. Die Mutter schildert den Sonntag wie folgt:

„Bedingt durch Ganztagschule und Berufstätigkeit von uns Eltern ist am Sonntag Ausschlafen, gut gemeinsam Essen, Lesen, Spielen, aber auch immer Haushalt und Garten angesagt, da diese Arbeiten während der Woche nur begrenzt erledigt werden können. Ein Sonntag ohne Wäsche ist die Ausnahme. Ich denke, das geht vielen so. Und wir müssen ja auch sehr oft am Sonntag (erwerbs-)arbeiten, zumindest einer von uns.“

Die dritte Momentaufnahme stammt von einer jungen Frau, 25 Jahre, Witwe, Mutter von David (fast 3 Jahre alt).

„Wir stehen meist gegen neun Uhr auf und machen dann gemeinsam Frühstück. Sonntags gibt es bei uns am Morgen immer Avocadojoghurt mit Himbeeren, David hilft mir bei der Zubereitung.

Nach dem Frühstück spielt David mit seinen Autos oder schaut sich seine Bücher an, ich räume meist noch etwas auf.

Um halb zwölf kommt die „Sendung mit der Maus“ im Fernsehen, wir verpassen sie an keinem einzigen Sonntag. David freut sich die ganze Woche darauf.

Nach dem Mittagessen hält David seinen Mittagsschlaf, und auch ich halte sonntags ein kleines Nickerchen.

Nachmittags unternehmen wir dann immer etwas, zum Beispiel einen Ausflug in den Zoo oder in den Botanischen Garten oder wir treffen uns mit Freunden. Manchmal wird es auch einfach nur ein Kaffekränzchen bei Oma und Opa.

Abends lesen wir noch ein Buch zum Einschlafen und singen Lieder, wobei David kräftig mitsingt. Wenn ich Glück habe, schläft David rechtzeitig zum „Tatort“ um Viertel nach acht, und ich kann mir den Krimi noch ansehen, bevor auch ich schlafen gehe.“

Eine vierte Momentaufnahme stammt von einer Familie, in der die Eltern berufstätig sind, vier der fünf Kinder studieren und nicht mehr zu Hause leben.

„Uns als Familie ist am Sonntag wichtig, dass er ruhig ist und wir Zeit miteinander verbringen können. Wir haben unregelmäßige Arbeitszeiten, so dass das unter der Woche oft zu kurz kommt. Am Sonntag steht mein Mann meist gegen 7.00 Uhr auf, er mag das so. Er liest dann lange Zeitung und frühstückt mit meiner Schwiegermutter (die bei uns im Haus lebt), bis diese gegen 9.00 in den Rosenkranz bzw. Gottesdienst geht.

Ab 9.30 / 10.00 frühstücken dann alle, die gerade zu Hause sind. Nach der Kirche stößt dann auch unsere Oma nochmal dazu.

Am frühen Nachmittag unternehmen wir oft etwas gemeinsam: wer mit will, geht mit – niemand muss. Am Nachmittag trinken wir eigentlich immer gemeinsam Kaffee – mit Oma, manchmal kommt jemand aus der Verwandtschaft hinzu.

Danach koche ich: Meist aufwändiger, ein Sonntagessen eben: Braten, Spätzle, Salat, Nachspeise.

Ein fester Bestandteil unseres Sonntags ist dann der „Tatort“ um 20.15 Uhr. Und so klingt der Tag dann auch aus [...].

In den Gottesdienst gehe ich am liebsten am Samstagabend, so wird der Sonntag gewissermaßen „eingeläutet“.

Diese punktuellen Beschreibungen zeigen auf, was in diesen Familien wichtig ist: Von der gemeinsamen Zeit ist die Rede. Familien haben das Bestreben, am Sonntag gemeinsam zu essen und da wird dann auch schon einmal aufwändiger gekocht. Wichtig ist die Zeit mit den Kindern: zu spielen, vorzulesen, Aufmerksamkeit zu schenken. Auch ist das Ausschlafen, der Mittagsschlaf, die Zeit für die eigene Regeneration bedeutsam. Und natürlich fällt auf, dass der Gottesdienstbesuch als gemeinsame Familienunternehmung nicht genannt wurde. Nur die Eltern bzw. ein Elternteil geht regelmäßig in den Gottesdienst.

Die Ausführungen belegen aber noch etwas, nämlich die Ritualkreativität in den Familien, die sich zeigt: im Sonntagabendritual „Tatort“ für die Eltern, der „Sendung mit der Maus“ am Sonntagvormittag für das Kleinkind, dem besonderen Essen, das möglichst gemeinsam zubereitet wird und auf jeden Fall mit Zeit eingenommen wird.

Darüber hinaus geben diese Beschreibungen Auskunft über das Verhältnis dieser Familien zur Kirche: Es gibt wenig bis gar keine Verbindung. Aus diesen Lebenswelten hat sich die Kirche weitläufig exkulturiert und das gilt besonders für die jüngere Generation, also die Kinder. Die religiöse Praxis zeigt sich weitgehend nicht mehr in der Teilnahme am Gottesdienst und anderen pfarrlichen Aktivitäten. Dies führt zwangsläufig dazu, dass auch die Prägung der Biografie durch Religion kontinuierlich abnimmt. Lebenslange Gefolgschaft und Mitgliedschaft in der Kirche ist brüchig geworden, wie die Zahlen der Kirchenaustritte deutlich belegen.⁸

Das ist alles andere als angenehm für die Kirche. Eine Umkehrung dieser Entwicklungen wird jedoch mit einem Rollback in Bezug auf die Gender- und Familienfragen nicht zu schaffen sein. Die meisten sehen ihre persönlichen Freiheitsgewinne, auch in Bezug auf ihr Verhältnis zur Religion, als zu positiv. Jedoch ist eine Bezugnahme auf die Lebenswelten der Menschen von heute möglich, weil u. a. Partnerschaften und Familie nach wie vor einen hohen Stellenwert haben. Viele sind bereit, diese Beziehungen in verlässliche und bindende Formen zu überführen. Das zeigt sich deutlich in der Tatsache, dass Menschen, die in homosexuellen Beziehungen leben, die Verpartnerung als eheähnliche Institutionalisierung ihrer Beziehung anstreben.⁹

1 Familienkulturen oder Familie gibt es nur im Plural

Familien sind Orte, an denen Kultur entwickelt, gelebt und an die nächste Generation weitergegeben wird.¹⁰ Dieser Aspekt geschieht durch Erziehung. Dabei sind diese Prozesse nicht nur innerfamiliär organisiert, „sondern eingebunden [...] in gesellschaftliche Prozesse und

⁸ Vgl. BUCHER: Ziemlich irrelevant, 70.

⁹ Vgl. BUCHER: Ziemlich irrelevant, 72.

¹⁰ Vgl. ECARIUS: Familie – Identität – Kultur, 53.

[werden; HW] durch diese – wie durch die Entwicklungsphasen der Heranwachsenden – beeinflusst“¹¹.

Allerdings ist mit diesen Ausführungen noch nicht geklärt, in welcher Perspektive hier von Familienkulturen gesprochen wird. Der hier verwendete Begriff versteht Kulturen „als Zeichen und Symbolsysteme [...], deren symbolische Ordnungen, kulturelle Codes und Wertehierarchien sich in kulturspezifischen Praktiken und Sinnstiftungsprozessen manifestieren“¹². Kultur ist demzufolge als „der von Menschen erzeugte Gesamtkomplex von kollektiven Sinnkonstruktionen, Denkformen, Empfindungsweisen, Werten und Bedeutungen definiert, der sich in Symbolsystemen materialisiert“¹³. Dies schließt ein, dass Familienkulturen sich in Zusammenhängen des Alltags zeigen, darin, wie ein Sonntag gestaltet wird, um noch einmal an die Beispiele des Anfangs zu erinnern. Es wird in ihnen deutlich, dass sich in Familien Deutungs- und Orientierungsmuster herausbilden, die die Familienmitglieder stabilisieren und ihre Identitätsentwicklung beeinflussen. Oder um es anders zu sagen, Familien prägen Habitus.¹⁴ Aber diese Muster sind nicht feststehend und schon gar nicht auf alle übertragbar, sondern verschieden und veränderbar.¹⁵ Erziehen, Lernen und Sich-Entwickeln geschehen in der „Dialektik von Bestätigung und Erneuerung“¹⁶ oder – um es in Anlehnung an den Philosophen und Pädagogen John Dewy zu sagen –: Familie ist ein Mix aus Museum und Labor.¹⁷

Vor diesem Hintergrund wird klar, dass der hier vorgeschlagene Kulturbegriff davon ausgeht, dass es so etwas wie „die Kontingenz von Kultur“¹⁸ gibt. Also „die prinzipielle Offenheit und Ungewissheit kultureller Codes und sozialer Praktiken“¹⁹. In diesem Sinn ist Familienkultur dann notwendigerweise plural, weil es „ein ‚selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe‘ [...], ein Netz von Vorstellungen, Zeichen und Symbolen“²⁰ ist. Gleichwohl gibt es eine Gemeinsamkeit, denn alle versuchen auf ihre Art und Weise das, was als „doing familiy“²¹ bezeichnet werden kann. Wobei das, was geschieht, nicht immer geplant ist, sondern sich spontan im Alltag herausbildet. Was ausgebildet wird, hängt von den Notwendigkeiten und Interessen der Familienmitglieder, also auch vom Einzelnen, ab und muss immer wieder neu verhandelt bzw. im Rahmen von Entwicklungsprozessen neu bestimmt werden. Damit ist angezeigt, dass es um das permanente Ausbalancieren von unterschiedlichen Interessen geht und Handlungsmuster zu entwickeln sind, die gemeinsam getragen werden.

An dieser Stelle darf nicht unerwähnt bleiben, dass Familien nicht nur in den Kategorien von Fürsorge und liebevoller Zuwendung zu fassen sind. Das wäre schlichtweg ein Ignorieren der Tatsache, dass Familien auch Orte der Gewalt sind. Insofern ist es erforderlich, hier genau hinzuschauen, sich als Kirche nicht von der Utopie der Familie als idealem Ort liebevoller Zuwendung und Fürsorge verführen zu lassen. Vielmehr ist die Kirche auch im Diskurs über Familie und in ihrer Familienpastoral herausgefordert, in diese prekären Felder hineinzuge-

¹¹ ECARIUS: Familie – Identität – Kultur, 59.

¹² Zit. n. GIPPERT: Familienkultur, 38.

¹³ Zit. n. GIPPERT: Familienkultur, 39.

¹⁴ Auf diese Zusammenhänge weisen besonders die Forschungen von Pierre Bourdieu hin. BOURDIEU: Unterschiede.

¹⁵ Vgl. ECARIUS: Familie – Identität – Kultur, 60.

¹⁶ KRINNINGER / BAHR: Im Kern der Familienkultur, 78.

¹⁷ Vgl. KRINNINGER / BAHR: Im Kern der Familienkultur, 78.

¹⁸ GIPPERT: Familienkultur, 39.

¹⁹ GIPPERT: Familienkultur, 39.

²⁰ GIPPERT: Familienkultur, 42.

²¹ GIPPERT: Familienkultur, 46.

hen, um der geschlagenen und missbrauchten Kinder und Frauen willen. Es führt kein Weg daran vorbei, sich den tatsächlich existierenden, kaum vorstellbaren gewalttätigen Seiten in Familien zu nähern.²² Dazu gehört das Benennen von Tabus in Kirche und Gesellschaft.

2 Die kirchliche Familienkultur oder von der Utopie des Singular

Das bisher Genannte beschreibt die erhebliche Differenz zwischen Familien, ihren Kulturen und der kirchlichen Kultur.²³ Das liegt auch daran, dass die Kulturausbildung in der Kirche nicht vorrangig im Modus von Praxis, die immer wieder angepasst und verändert wird, geschieht, sondern vor allem „auf der Ebene von Diskursen (oder Texten oder Symbolen) verortet“²⁴ ist, die dann in Praxis zu übertragen sind. Damit deutet sich ferner an, dass der kirchliche Kulturbegriff normativ geprägt ist. Dies zeigt sich im Rahmen der Thematik darin, dass Lebensformen und Lebensstile bewertet werden.²⁵ Allerdings ist das, was in der katholischen Ehe- und Familienlehre vertreten wird, für einen großen Teil der Bevölkerung (auch der Gläubigen) inzwischen eher etwas, von dem man sich distanziert, und etwas, das die Entfremdung der Kirche von den Lebenswelten der Menschen deutlich markiert.²⁶

Genau an dieser Stelle ist eine Pastoral im Modus des Zweiten Vatikanischen Konzils gefragt, die für eine neue Verbindung zwischen Pastoral und Dogmatik steht. Pastoral ist im Verständnis des Zweiten Vatikanischen Konzils nicht „Anwendungsort dogmatischer Prinzipien. [...] Pastoral ist selbst ein Entdeckungsort der kirchlichen Lehre [...]. Pastoral meint nach dem II. Vatikanum das evangeliumsgemäße Handlungsverhältnis der Kirche zur Welt im Ganzen. [...] Pastoral ist keine äußerliche Erscheinung der Kirche, sondern ihre Handlungsmacht in der Zeit.“²⁷

Unter dieser Voraussetzung ist verständlich, dass sich im Umgang mit neuen Lebensformen und Lebensstilen zeigt, wie die Verhältnisbestimmung von Dogmatik und Pastoral sich konkret darstellt, ob Kirche als statisch und idealistisch in Bezug auf Familie und Beziehungen wahrgenommen wird, ob sie Machtdiskurse führt und damit gleichermaßen ihre Bedeutung für Menschen nicht nur riskiert, sondern auf Zukunft hin wohl auch verlieren wird.

Insofern sind neue Blickwinkel und Handlungsmuster erforderlich. Um diese zu finden, schlage ich u. a. einen Blick in die Bibel vor. Denn auch dort ist die Rede von Neujustierungen, von Unterbrechungen und Herausforderungen, die z. T. mühsam errungen werden, nicht harmonisch sind und die alte Ordnung der Dinge auf den Kopf stellen.²⁸

Wir finden in der Bibel Stellen, die Familien herausfordern.²⁹ Abraham lebt nach heutigem Verständnis in einer Patchworkbeziehung mit Sara und Hagar (Gen 16,1–16)³⁰. Diese Dreierbeziehung ist nicht ungetrübt. Martha und Maria leben als Schwestern zusammen und

²² Vgl. LEHNER-HARTMANN: Die alltägliche Gewalt, 142f.

²³ Vgl. HILPERT / LAUX (Hg.): Leitbild am Ende?

²⁴ GIPPERT: Familienkultur, 39.

²⁵ Vgl. GIPPERT: Familienkultur, 36.

²⁶ Vgl. BUCHER: Ziemlich irrelevant, 77.

²⁷ BUCHER: Ziemlich irrelevant, 79.

²⁸ Um an dieser Stelle Missverständnisse auszuräumen, möchte ich festhalten, dass die Beispiele aus pastoraler Perspektive genannt werden. Für eine exegetische Befassung im Kontext des Neuen Testaments verweise ich auf HÄFNER: Ehe und Familie, 59–72.

²⁹ Vgl. BREIT-KESSLER: Familie heute, 75.

³⁰ Vgl. BREIT-KESSLER: Familie heute, 75.

müssen sich mit der Konkurrenz untereinander auseinandersetzen (vgl. Lk 10,38–42). Ruth entscheidet sich bei ihrer Schwiegermutter zu bleiben und dokumentiert damit die Verlässlichkeit von Beziehungen (vgl. Rut 1). Und Maria bekommt ein Kind (vgl. Lk 1,31). Ihre Schwangerschaft wird zunächst ein Schock gewesen sein. Josef denkt über ein Beziehungsende nach (vgl. Mt 1,18–25). Die Geburt findet unter katastrophalen Umständen statt (vgl. Lk 2,1–20). Es bleibt später nur das Asyl im Ausland (vgl. Lk 2,13–15). Aber auch das Leben mit dem Kind ist nicht einfach. Jesus verschwindet als Zwölfjähriger und versetzt alle in Angst und Sorge (vgl. Lk 2,41–52). Als Erwachsener zählt er nur noch jene zu seiner Familie, die dem Willen Gottes folgen (vgl. Mt 12,47–50 par. Lk 8,19–21 par. Mk 3,31–35). Alles in allem keine heilige Familie. Jedoch eine, die den Lauf der Welt verändert.

Aus diesen und anderen Überlieferungen kann der Schluss gezogen werden, dass die Bibel die Freuden und die Sorgen um und in Familien thematisiert: Eifersucht, Streit zwischen Geschwistern, ungehorsame Kinder, die Sorge um die Alten. Aber es wird noch etwas darin deutlich: „Das Miteinander in Ehe und Familie ist wichtig, wird aber nicht verabsolutiert.“³¹

Für die pastorale Praxis in unseren Tagen bedeutet das, Großherzigkeit und Toleranz zu üben und den Menschen in ihren Beziehungen etwas zuzutrauen und das auch sich selber in der Praxis abzuverlangen, ganz nach dem Motto: Du kannst etwas riskieren, denn Gott ist mir dir. Es braucht diesen Mut und dieses Gottvertrauen, dann ist Vieles möglich, auch im Zusammenhang von Familien und Kirche.

3 Pastoraltheologische Hinweise: Die Herausforderung des Plural

Pastoral auf der Basis des Zweiten Vatikanischen Konzils ist nicht mehr im Modus der Macht zu konstituieren, sondern ist geprägt von Solidarität und Ohnmacht (vgl. *Gaudium et spes* 1). Dies legt es nahe, dass „Pastoral [...] keine Kompromisse eingehen [kann; HW], wenn es um die Solidarität mit den Leiden und Freuden der Menschen [...] geht – und kaum irgendwo sind heute Freuden und Leiden intensiver und unberechenbarer als in Ehe, Familie und all dem, was um sie herum an Beziehungsformen existiert“³².

Als Konsequenz für Auftrag und Selbstverständnis von Kirche und ihrer Pastoral ergibt sich die Option für die gezielte Aufmerksamkeit gegenüber bestehender Vielfalt familialer Beziehungen. „Warum soll ein familiäres Dasein Privileg allein heterosexueller Frauen und Männer sein?“³³ Die Realität zeigt, dass Familie plural verstanden und gelebt wird. So gibt es Familien, in denen mehrere Generationen unter einem Dach leben, in denen Kinder ihre Eltern pflegen. Es gibt Paare ohne Kinder, weil sie diese verloren haben oder keine bekommen können, und die sich dennoch als Familie verstehen. Im Kontakt mit Menschen in den verschiedenen Lebensformen geht es darum, die in ihnen gelebte wechselseitige „Verantwortung, Verbindlichkeit und Verlässlichkeit“³⁴ und das Bemühen um Treue und Langfristigkeit zu sehen und wertzuschätzen. Diese Tugenden gehören nicht nur heterosexuellen, kirchlich verheirateten Menschen mit Kindern. Diese Einrichtungen sind wichtig für die Menschen, die sie aufsuchen. Sie haben aber auch eine Bedeutung für die Kirche als Orte, an denen sie Menschen zu einer Autorität werden kann, in dem sie den Gott des Lebens, den Gott, der

³¹ BREIT-KESSLER: Familie heute, 75.

³² BUCHER: Ziemlich irrelevant, 80.

³³ BREIT-KESSLER: Weniger Angst, mehr Mut, 87.

³⁴ BREIT-KESSLER: Weniger Angst, mehr Mut, 87.

Beziehung will, verkündet. In diesen Kontexten geht es nicht um Dogma und Moral, sondern um liebevolle und wertschätzende Begegnung und das Bemühen, die Menschen und ihre Liebe zunächst einmal zu verstehen. „Das setzt die grundsätzlichen Ziele der kirchlichen Lehre nicht außer Kraft, gibt ihnen aber einen neuen Horizont“³⁵.

Es ist notwendig auf der Basis der Erfahrungen im Volk Gottes einen Dialog über kirchliche Positionen und neue Positionierungen zu führen und diese in Taten umzusetzen. Konsequenzen eines solchen Prozesses wären eine andere Haltung und eine andere Sprache.³⁶ Nicht mehr die Rede von Recht, idealistischer Überhöhung und Sünde, sondern vom Mut es miteinander zu riskieren, von Hoffnungen und Sehnsüchten, Enttäuschungen und Fehlschlägen.

Eltern mit kleinen Kindern Orte und Zeiten des Zusammenseins und des Austausches anzubieten, wäre wichtig, und dafür gibt es auch eine Nachfrage. So hat das Bistum Hildesheim gute Erfahrungen mit besonderen Gottesdienstformen im Kindergarten für die ganze Familie „etwa am Samstagabend, mit anschließendem Essen, während die Kinder in der Kita betreut werden oder sogar übernachten“³⁷.

Dieses Angebot ist auch aus der Perspektive zu lesen, dass es Kindern gut geht, wenn es den Eltern gut geht. Dieser Aspekt relativiert eine überbordende Fokussierung auf das Kind. Und es ist zu fragen, wie hilfreich diese letztlich für Kinder ist. Dies ist keine Rede gegen das Kindeswohl, es ist jedoch zu fragen, ob Kinder nicht mehr können, sie nicht selbständiger sind, als es allgemein gedacht wird.³⁸ Den Fokus ergänzend auf das Elternwohl zu lenken, könnte zu Entlastungserfahrungen auf Seiten der Eltern führen, die mit vielen Ansprüchen von außen bedrängt werden, die diese nicht nur verunsichern, sondern auch Versagensängste auslösen.³⁹ Es geht nicht darum, Kindeswohl gegen Elternwohl auszuspielen, sondern diese auszubalancieren. Dazu hat auch die Kirche einen Beitrag zu leisten.

Mit Bezug auf die Aussagen der Familien am Beginn dieses Textes kann eine Gemeinsamkeit von Kulturen in den Familien und der Kultur in der Kirche behauptet werden – der Sonntag als Ritualtag. Der Sonntag hat Unterbrechungsfunktion und aus diesem Grund ist er ein anderer Ort. Deswegen haben an diesem Tag Rituale eine Chance und zugleich intensivieren sie die Wahrnehmung der Unterbrechung und Unterscheidung zu den anderen Wochentagen. Allerdings ist das, was die Religionsgemeinschaft an diesem Tag an Gestaltung der Unterbrechungsfunktion anbietet, kaum mehr von Relevanz. So freut sich David auf „Die Sendung mit der Maus“ und nicht auf den Kindergottesdienst. Die Rituale der Religionsgemeinschaft und die Rituale der Familien fallen am kirchlich wichtigsten Tag auseinander – das ist ein Problem. Die Kirche hätte aber die Chance, *mit* der Ritualkompetenz der Familien und nicht gegen sie den Sonntag als anderen Tag als die Werktage zu stärken. Dass Ritualkompetenz in Familien vorhanden ist, dokumentieren ebenfalls die vielfältigen Abendrituale. Studien in diesem Feld belegen, „dass die in der Kindheit angelegte Verbindung von Zur-Ruhe-Kommen und symbolischer Kommunikation in späteren Lebensjahren weitergeführt wird. Demnach ist das abendliche Zu-Bett-Geh-Ritual bei Kindern in vielen Familien ein für das Erlernen basaler religiöser Kommunikationsformen grundlegender Vollzug.“⁴⁰ Dies zur Kenntnis nehmend könnte eine pastorale Option darin bestehen, Familien zu unterstützen,

³⁵ Vgl. BUCHER: Ziemlich irrelevant, 80.

³⁶ Vgl. BUCHER: Ziemlich irrelevant, 80.

³⁷ WRASMANN: Gottesdienste, 287.

³⁸ Vgl. HENRY-HUTHMACHER (Hg.): Familienbilder, 32.

³⁹ Vgl. HENRY-HUTHMACHER (Hg.): Familienbilder, 32.

⁴⁰ GRETHLEIN: Kommunikation des Evangeliums, 247.

dass sie „Initiationsorte von Alltagsliturgien“⁴¹ sind, und dies wertzuschätzen, zu respektieren und durch praktische Hinweise und Austausch weiter anzuregen.

Zudem brauchen Familien in den Lebensphasen Unterstützung, wo es pflegebedürftige Eltern gibt. Da leisten vor allem Einrichtungen der Caritas gute und wichtige Arbeit. Hier werden Unterstützungen im Sinne „des Helfens zum Leben“⁴² gewährt. In diesem Bereich genießen die Kirchen hohes Ansehen. Die diakonische Praxis ist eine wichtige und bedeutsame Form der Glaubenskommunikation, gerade mit Menschen, die Kirche und Christentum sonst eher distanziert gegenüber stehen.

Besondere Gottesdienste und Rituale mit persönlichem Segen für Paare, die an vielen Orten am Valentinstag oder im Monat Mai gefeiert werden, oder die Feiern von Ehejubiläen sind eine gute Gelegenheit als Kirche nicht nur moralisch und beklagend über Scheidungsraten zu lamentieren, sondern jenen positive, sinnliche, religiöse Erfahrungen anzubieten und zu stärken, die es miteinander versuchen und das bisweilen schon seit Jahrzehnten.⁴³

Es ist ebenfalls daran zu denken, liturgische Feiern für Personen anzubieten, „deren Beziehungen gescheitert sind, die aufgrund des Scheiterns oftmals kein Zuhause in der Kirche finden, außer in Beratungsstellen“⁴⁴. Das bedeutet Rituale zu entwickeln, damit Verzeihung und Versöhnung möglich werden können. Da zu sein, wenn jede gemeinsame Zukunft verloren gegangen ist.

Nicht zuletzt können liturgische Feiern zu Lebenskrisen ein Zeichen dafür sein, dass Kirche Familien und Paaren in guten wie in schlechten Tagen zur Seite steht. Ein Ausdruck dieser Haltung sind die besonderen Gottesdienste, die im Bistum Hildesheim z. B. am Welt-Alzheimertag für Erkrankte und ihre Angehörigen stattfinden oder der Gottesdienst für verwaiste Eltern im Advent oder all jene Gottesdienste, die in Alten- und Pflegeheimen gefeiert werden.⁴⁵

Außerdem ist es notwendig, mit Jugendlichen, mit Paaren Auseinandersetzungen darüber zu führen, was Liebe, Treue, Verbindlichkeit für sie bedeuten, und wie umzugehen ist mit Verletzungen, Enttäuschungen, die einem / einer zugefügt werden oder die man anderen nicht ersparen kann. In diesem Sinn geht es um eine Pastoral der Lebensformen, die Menschen zur Seite steht und sie ermutigt zu lieben, auch wenn es ein hochriskantes Unternehmen ist.⁴⁶ Das kann bedeuten mit jemandem die Liebe dort zu entdecken, wo sie nie und nimmer erwartet wurde, wo sie verunsichert und schmerzt und das höchste Glück verspricht. Es geht darum, sich über das Geschenk der Liebe zu freuen, auch wenn sie bekannte Muster durchbricht. Und in all dem wird der verkündet, der die Liebe und das Leben ist.

⁴¹ Zit. n. GRETHLEIN: Kommunikation des Evangeliums, 248.

⁴² GRETHLEIN: Kommunikation des Evangeliums, 258.

⁴³ Vgl. WRASMANN: Gottesdienste, 287.

⁴⁴ WRASMANN: Gottesdienste, 287.

⁴⁵ Vgl. WRASMANN: Gottesdienste, 289.

⁴⁶ Vgl. BUCHER: Ziemlich irrelevant, 86.

Literatur

- BOURDIEU, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt 1987.
- BREIT-KESSLER, Susanne: Familie heute, in: Lebendige Seelsorge 65. 2014, 74–78.
- DIES: Weniger Angst, mehr Mut. Die Replik von Susanne Breit-Kessler auf Dorothea Sattler, in: Lebendige Seelsorge 65. 2014, 85–87.
- BUCHER, Rainer: Ziemlich irrelevant – spätestens heute. Eine pastoraltheologische Lektüre des Synodenbeschlusses „Ehe und Familie“, in: BUCHER, Rainer: An neuen Orten. Studien zu den aktuellen Konstitutionsproblemen der deutschen und österreichischen katholischen Kirche. Würzburg 2014, 67–86.
- GÖTZ, Irene: Familienkultur im Wandel – Perspektiven einer europäischen Ethnologie, in: Fachforum Junge Familien im Brennpunkt – Förderung und Unterstützung von jungen Familien in E&C-Gebieten. Dokumentation der Veranstaltung vom 18. und 19. April 2005 in Köln, 31–41 (<http://www.eundc.de/pdf/40000.pdf>, [25. August 2014]).
- GRETHLEIN, Christian: Kommunikation des Evangeliums in „Europa“. Eine praktisch-theologische Bestandsaufnahme, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche 110. 2013, 234–262.
- HÄFNER, Gerd: Ehe und Familie im Zeugnis des Neuen Testaments, in: HILPERT, Konrad/LAUX, Bernhard (Hg.): Leitbild am Ende? Der Streit um Ehe und Familie. Freiburg/Basel/Wien 2014, 59–72.
- HENRY-HUTHMACHER, Christine (Hg.): Familienbilder in Deutschland. Ihre Wirkung auf Familiengründung und Familienentwicklung. St. Augustin 2014 (Konrad-Adenauer-Stiftung).
- Vgl. ECARIUS, Jutta: Familie – Identität – Kultur, in: BAADER, Meike Sophia/GÖTTE, Petra/Groppe, Carola (Hg.): Familientraditionen und Familienkulturen. Theoretische Konzeptionen, historische und aktuelle Analysen. Wiesbaden 2013, 53–70.
- WRASMANN, Martin: Gottesdienste für Menschen, die nicht zur Kirche gehen, in: Lebendige Seelsorge 62. 2011, 284–289.

Peter Ebenbauer, Graz

Gottes-Dienst in neuen Familienwelten

Pastoralliturgische Reflexionen

Ausgehend von kirchlichen Dokumenten reflektiert der Beitrag liturgie-theologische Grundsatzüberlegungen zum Thema, er spürt elementare Teile christlicher Liturgie auf und stiftet an, diese zu entdecken, wo sie in familiären Kontexten primär erfahren, gelernt, praktiziert und gefeiert werden. (Redaktion).

Die Vielfalt familiären Lebens in unterschiedlichsten Ausprägungen ist ein Faktum sowohl der gesellschaftlichen Entwicklungen

AO.UNIV.-PROF. DR. PETER EBENBAUER
ist Liturgiewissenschaftler am Institut für Liturgiewissenschaft,
Christliche Kunst und Hymnologie an der Universität Graz.

insgesamt als auch der kirchlichen Realitäten. Der unvoreingenommene Blick auf diese Entwicklungen und Realitäten ist für die praktische Theologie unerlässlich. Dies gilt nicht nur in religionssoziologischer oder pastoraltheologischer Hinsicht, sondern auch in Bezug auf Fragen der gottesdienstlichen Ordnung und Praxis der Kirche. In diesem Beitrag werden – ausgehend von einer theologischen Grundoption – Überlegungen präsentiert, die die Zukunft gottesdienstlicher Praxis angesichts der Pluralität und des Wandels familiärer Lebens- und Beziehungswelten betreffen. In der Hauptsache geht es um grundlegende, vom Evangelium inspirierte Perspektiven gottesdienstlicher Praxis, die in folgenden vier Reflexionsschritten vorbereitet bzw. vorgestellt werden:

Offenheit für unkonventionelle Spiritualitäten gemeinschaftlichen Lebens; personale und soziale Sensibilität als liturgietheologisches Prinzip; familiäre Hausliturgie konkret: ein Blick ins neue Gotteslob und Gottes-Dienst diesseits und jenseits liturgischer Formulare.

1 Eine theologische Option

Die Pluralisierung und Ausdifferenzierung von Familien- und Beziehungsformen verlangt theologische Optionen, die den Kern des Evangeliums bewahren und seine Glut anfachen. Eine dieser Optionen lautet:

Nicht *eine bestimmte Form* zwischenmenschlicher Lebensgestaltung, sondern *die soziale und diakonische Qualität unterschiedlicher Beziehungsweisen und -geschichten* ist ausschlaggebend für die Qualität gläubiger und kirchlicher Existenz. Entscheidend ist heute und in Zukunft die Wahrnehmung und Würdigung der Qualität zwischenmenschlicher Beziehungen.

Diese Option führt zur Wertschätzung familiärer Lebens- und Glaubenswelten, die weit über die klassische Familienkonstellation hinausgehen. Die konkreten Beispiele und Erfahrungsberichte bei diesem Symposium haben eindrucksvoll gezeigt, welche Schätze an gemeinsam geteiltem Leben und Glauben vorhanden sind und wie sie auch in gottesdienstlichen Ritualen und Feiern Ausdruck gewinnen; aber auch: welchen Gefährdungen und Unsicherheiten soziale Lebensräume heute ausgesetzt sind.

Von der klassischen Familienkonstellation über unkonventionelle Formen gemeinschaftlichen Lebens bis hin zu sozialen Auffangräumen, von der Kinderkrippe bis zum Pflegeheim und zur Hospizstation, kann das Licht des Evangeliums aufstrahlen und die Wahrheit der von Jesus ins Reich der Barmherzigkeit und des Friedens gerufenen Ekklesia leuchten.

Alle diese Orte sind Bewährungsräume des Evangeliums und der Kirche, pastorale Orte ersten Ranges, die nicht weniger Beachtung verdienen als der klassische Kirchenraum, in dem zur Versammlung der Gemeinde gerufen und Gottesdienst gefeiert wird. Ob in der Pfarrkirche oder in anderen örtlichen Konstellationen:

Menschen, die in ihren Beziehungswelten Zeichen des Glaubens und einer Spiritualität aus Impulsen des Evangeliums setzen, sind Geburtsstätten und Entstehungsorte von Kirche. Überall dort kann und soll die Gegenwart des Geistes Gottes zur Geltung kommen. Wenn nun die Qualität von sozialen Beziehungen und ihre interpersonalen Geschichten vom Evangelium her genauso wichtig oder vielleicht sogar wichtiger sind als streng genormte und idealisierte Lebensformen, dann gilt für den Gottesdienst der Kirche etwas Analoges: Dass nämlich um des Evangeliums willen die soziale Qualität der Liturgie bedeutungsvoll ist.

Kirchliche Gottesdienstkultur erfordert demnach soziale Sensibilität, und das heißt in unserem thematischen Kontext: Sensibilität für die pluralen sozialen Konstellationen, Beziehungs- und Lebensformen familiärer Art, seien sie bewusst gewählt oder durch gesellschaftlichen Druck auferlegt, seien sie bürgerlich etabliert oder durch Armutsfaktoren oder andere Umstände gefährdet, seien sie im Rahmen kirchlicher Sakramentenordnung als Ehe oder zölibatär ausgezeichnet oder außerhalb dieser Sakramentenordnung gelegen.

2 Offenheit für unkonventionelle Spiritualitäten gemeinschaftlichen Lebens

Im innerkirchlichen Diskurs ist es zur weit verbreiteten Gewohnheit geworden, das Thema Beziehungen und Lebensformen mit einer moralisch-disziplinären Brille zu betrachten. Im Blick auf die Zukunft und auf Chancen familiärer Gottesdienstkultur ist es jedoch notwendig, auf Spiritualitäten gemeinschaftlichen Lebens zu achten – in ihren vielfältigen alltäglichen wie festtäglichen Erscheinungsformen. Die Stichworte dafür lauten Hauskirche / *ecclesiola* und Basisgemeinschaften. Anknüpfungspunkte für eine solche Perspektive finden sich sowohl im Zweiten Vatikanischen Konzil als auch in der nachkonziliaren Lehrverkündigung der Kirche und aktuell in den Debatten rund um den von Papst Franziskus eingeleiteten synodalen Prozess über *Pastorale Herausforderungen der Familie im Kontext der Evangelisierung*.

Die Dogmatische Konstitution über die Kirche, *Lumen gentium*, erklärt die Familie zum ersten Ort der Evangelisierung und der kirchlichen Glaubenspflege:

„In solch einer Art Hauskirche [gemeint sind die Familien] sollen die Eltern durch Wort und Beispiel für ihre Kinder die ersten Glaubensboten sein und die einem jeden eigene Berufung fördern, die geistliche aber mit besonderer Sorgfalt. Mit so reichen Mitteln zum Heile ausgerüstet, sind alle Christgläubigen in allen Verhältnissen und in jedem Stand je auf ihrem Wege vom Herrn berufen zu der Vollkommenheit in Heiligkeit, in der der Vater selbst vollkommen ist“ (*Lumen gentium* 11).

Im Dekret über das Laienapostolat, *Apostolicam actuositatem*, wird das Konzil noch deutlicher:

„Die Familie selbst empfing von Gott die Sendung, Grund und Lebenszelle der Gesellschaft zu sein. Diese Sendung wird sie erfüllen, wenn sie sich in der gegenseitigen Liebe ihrer

Glieder und im gemeinsamen Gebet vor Gott als häusliches Heiligtum der Kirche erweist; wenn sich die ganze Familie in den liturgischen Gottesdienst der Kirche eingliedert; wenn schließlich die Familie zu echter Gastfreundschaft bereit ist, Gerechtigkeit und andere gute Werke zum Dienst aller notleidenden Brüder [und Schwestern] fördert“ (*Apostolicam actuositatem* 11).

Papst Paul VI. hat diese familiären hauskirchlichen Ansätze weiter entfaltet, und zwar in seinem Apostolischen Schreiben über die Evangelisierung in der Welt von heute, *Evangelii nuntiandi* (1975). Darin werden Basisgemeinschaften positiv gewürdigt, die in enger Verbindung mit den kirchlichen Strukturen

„aus dem Wunsch und dem Suchen nach einer persönlicheren Atmosphäre [entstehen], die die großen Gemeinden nur schwer bieten können, zumal in den heutigen Großstädten mit ihrer steigenden Tendenz zu einem anonymen Leben in der Masse. Ansetzend bei einer kleinen soziologischen Gemeinschaft, einem Dorf oder etwas anderem, können sie je nach ihrer Art ganz einfach weiterbauen auf der geistigen und religiösen Ebene [...]“ (*Evangelii nuntiandi* 58).

Die apostolische Berufung aller Getauften wird in diesem Zusammenhang sehr deutlich auch im familiären Kontext verankert:

„Beim Apostolat der Laien muß unbedingt auch das evangelisierende Wirken der Familie genannt werden. Sie hat sich in den verschiedenen Abschnitten der Geschichte den schönen Namen einer ‚Hauskirche‘ verdient, den das Zweite Vatikanische Konzil erneut bekräftigt hat. [...] Im Schoß einer Familie, die sich dieser Sendung bewußt ist, verkünden alle Familienmitglieder das Evangelium, und es wird ihnen verkündet. Die Eltern vermitteln nicht nur ihren Kindern das Evangelium, sie können dieses gleiche Evangelium auch von ihnen empfangen, und zwar als tief gelebtes Evangelium“ (*Evangelii nuntiandi* 71).

So wertvoll diese Texte für unsere Thematik sind, sie müssen heute in einem Punkt auch kritisch gelesen werden: Immer wenn hier von Familie die Rede ist, wird das kirchliche Ideal einer sakramental geschlossenen und nach den Regeln des kirchlichen Rechts praktizierten Ehe mit den daraus hervorgehenden Kindern vorausgesetzt; allenfalls noch, aber bereits als problembeladen gewertet, kommen sogenannte Mischehen in den Blick, in welchen einer der beiden Ehepartner nicht der römisch-katholischen Kirche angehört. Andere familiäre Konstellationen gelangen nicht in den Horizont der Betrachtung.

Mit Papst Franziskus beginnt sich nun auch an der hierarchischen Spitze der Kirche dieser Horizont zu weiten. Kardinal Walter Kasper hat im Auftrag des Papstes in einer vieldiskutierten Rede zur Vorbereitung des erwähnten synodalen Prozesses explizit auch das Thema der Hauskirche aufgegriffen.¹ Er versteht darunter konkret Familien, aber auch zwischenfamiliäre Nachbarschafts- und Freundeskreise, in denen etwa auch Geschiedene und Alleinerziehende „ein gewisses Zuhause finden“, außerdem „Gebetsgruppen, Bibelgruppen, katechetische Gruppen und ökumenische Gruppen“². Über diese kleinen Gemeinschaften sagt Kasper in seiner Rede folgendes:

„Sie machen die Kirche vor Ort mitten im Leben präsent. Denn wo zwei oder drei im Namen Christi versammelt sind, da ist er mitten unter ihnen (Mt 18,20). Aufgrund von Taufe und Firmung sind die Hausgemeinden messianisches Volk Gottes (LG 9). Sie nehmen teil am priesterlichen, prophetischen und königlichen Priestertum (1Petr 2,8; Offb 1,6; 5,10; LG

¹ Vgl. KASPER: Evangelium von der Familie.

² KASPER: Evangelium von der Familie, 49.

10–12; 30–38). Durch den Heiligen Geist ist ihnen der *sensus fidei*, der Glaubenssinn, eigen, ein intuitives Gespür für den Glauben und für eine evangeliumsgemäße Lebenspraxis. Sie sind nicht nur Objekt, sondern Subjekt der Familienpastoral. Vor allem durch ihr Beispiel können sie der Kirche helfen, tiefer in das Wort Gottes einzudringen und es im Leben voller anzuwenden (LG 12; 35; EG 154f.).³

In liturgischer Hinsicht betont Kasper das Gebet in eigenen Anliegen und für die Anliegen der Welt, die sonntägliche Eucharistie zusammen mit der ganzen Gemeinde, aber auch die Sonn- und Feiertage im Familienkreis als Tage „der Muße, der Freude und der Gemeinschaft“ (51) sowie das christliche Brauchtum im Lauf des Kirchenjahres. Er charakterisiert sie schließlich als „Orte einer Spiritualität der Gemeinschaft“⁴.

Am Ende des Abschnittes über die Hauskirche heißt es: „Ohne die Hauskirchen ist die Kirche der konkreten Lebenswirklichkeit entfremdet. Nur durch die Familien kann die Kirche dort zuhause sein, wo die Menschen zuhause sind. Das Verständnis der Kirche als Hauskirche ist darum grundlegend für die Zukunft der Kirche und für die neue Evangelisierung“⁵.

Dies darf wohl auch in Richtung eines offenen und pluralen Familienbegriffes verstanden werden. Aus praktisch-theologischer Sicht sind dies alles Selbstverständlichkeiten.⁶ In der pastoralen und rechtlichen Praxis der Kirche stehen einer konsequenten Umsetzung dieser Prinzipien allerdings nach wie vor Hindernisse im Weg.

Um nun noch näher an die liturgische Frage heran zu kommen, ist den grundsätzlichen Hinweisen von Kardinal Kasper hinzuzufügen, dass innerhalb der Familien, Lebensgemeinschaften und hauskirchlichen Gruppen im Zusammenhang mit dem Gebet das *Segen-Empfangen* und *Segen-Spenden* als Auftrag aller Getauften und als *liturgischer Ur-Akt des Glaubens* seine erste Heimat hat.⁷ Zu ergänzen wären auch – vor allem aus der aktuellen Geschichte gruppenspezifischer Gottesdienste – die inzwischen reichen Erfahrungen aus christlichen Ritualkulturen mit besonderer sozialer und personaler Sensibilität. Hier ist an Frauenliturgien, an die Krankenhausseelsorge und an andere diakonale Kontexte sowie an jenes Feld im Grenzbereich von familiären und öffentlichen Orten zu erinnern, wo zu bestimmten Anlässen gottesdienstliche Feiern im Sinn christlicher *Ritendiakonie* etabliert sind.⁸ Ich nenne nur drei Beispiele: Segensfeiern mit und für schwangere Frauen und deren Familien; Gedenkgottesdienste für verstorbene Angehörige oder Meditations- und Segensliturgien für Liebende vorzugsweise am Valentinstag.

3 Personale und soziale Sensibilität als liturgietheologisches Prinzip

Die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums, *Sacrosanctum Concilium*, gibt für alle angesprochenen Bereiche eine Grundregel mit auf den Weg, die in diesem Zusammenhang von zentraler Bedeutung ist:

Die Feier der Liturgie muss die spezifischen Anlagen und Dispositionen der Mitfeiernden „je nach deren Alter, Verhältnissen, Art des Lebens und Grad der religiösen Entwicklung“

³ KASPER: Evangelium von der Familie, 49–50.

⁴ KASPER: Evangelium von der Familie, 51.

⁵ KASPER: Evangelium von der Familie, 53.

⁶ Vgl. etwa WALZ: Die Vielfalt der Liturgie.

⁷ Vgl. EBENBAUER: Segnen – Urakt des Glaubens, 80–82.

⁸ Vgl. KRANEMANN (Hg.): Die diakonale Dimension; DERS.: Christliche Feiern des Glaubens; POCK: Gottesdienste „im Vorhof der Heiden“?

berücksichtigen (*Sacrosanctum Concilium* 19, im Blick auf liturgische Bildung und auf die tätige Teilnahme aller Mitfeiernden). Dieses personale Entgegenkommen ist nicht einfach ein psychologisches oder kommunikationstheoretisches Zugeständnis, welches zur Theologie der Liturgie hinzutritt, um ihre Vermittlung zu erleichtern. Es hat unmittelbar mit dem theologischen Kern der Liturgie zu tun, weil Jesus Christus als der eine und einzige Priester der christlichen Liturgie im strengen Sinn und als Heilmittler zwischen Gott und den Menschen dieses personale Entgegenkommen ins Zentrum seiner Kommunikation mit den Menschen, seiner Reich-Gottes-Botschaft und seiner Pro-Existenz mit und für die Kleinen, Schwachen und an den Rand Gedrängten gestellt hat.

Die entschiedene Rücksichtnahme auf die spezifischen Anlagen und Dispositionen der Menschen „je nach deren Alter, Verhältnissen, Art des Lebens und Grad der religiösen Entwicklung“ ist die pragmatische, d. h. lebenspraktische Grundregel der Kommunikation Jesu mit den Menschen. Er, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, kommuniziert diesen Weg, diese Wahrheit und dieses Leben in liebevoller Rücksichtnahme auf die persönlichen Anlagen, Fähigkeiten, Dispositionen, Hoffnungen und Leiden der Menschen, mit denen er es konkret zu tun hat.

Das zeigt sich etwa eindrucksvoll in seiner Hinwendung zu den Kindern: „Lasst die Kinder zu mir kommen; hindert sie nicht daran! Denn Menschen wie ihnen gehört das Reich Gottes.“ (Mk 10,14–16), und reicht bis zum erlösenden Wort, das er am Kreuz hängend an den rechten Schächer richtet: „Amen, ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein“ (Lk 23,43). Auch das Herrengebet, das Vaterunser, ist in seiner elementaren Verbundenheit mit Gebetsmotiven aus den Psalmen und in seiner Schlichtheit ein Beispiel für diese zukommende gottesdienstliche Praxis. Einfachheit, Klarheit und eingängige wie gleichermaßen faszinierende Bildhaftigkeit prägen Jesu Botschaft und Gesten, bis hin zu Fußwaschung und Abendmahl, den unumstößlichen Eckpunkten christlicher Diakonie und Liturgie.

Wenn die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums also diese Rücksichtnahme fordert, wenn sie darüber hinaus von der Notwendigkeit der „edlen Einfachheit“ spricht und betont, dass die gottesdienstlichen Handlungen „der Fassungskraft der Gläubigen angepasst“ sein sollen (*Sacrosanctum Concilium* 34), dann entspringt dieser Impuls nicht einem von außen kommenden Motiv der Gefälligkeit oder einem der Liturgie angetragenen pädagogischen Zweck, sondern ist schlichtweg der Person Jesu Christi und des in ihm aufleuchtenden Bildes des unsichtbaren Gottes geschuldet.

Von hier aus wird auch das theologische Gewicht jener kirchlichen Dokumente und Richtlinien plausibel, die sich besonders um die liturgische Rücksichtnahme auf die Mitfeiernden konzentrieren. Im unserem thematischen Kontext muss diesbezüglich an das römische „Direktorium für Kindermessen“ und an die damit zusammenhängenden „Richtlinien für Kinder- und Gruppengottesdienste“ erinnert werden.⁹ Hier geht es genau um eine personal orientierte und sozial sensible Spiritualität als Grundbedingung für die Feier des Gottesdienstes und um eine Qualität gottesdienstlicher Kommunikation, die auf die Kapazitäten und Dispositionen der Mitfeiernden Rücksicht nimmt, insbesondere auch auf ihre Berufung, Mit-Akteure der Liturgie zu sein.

⁹ Vgl. Richtlinien für Kindermessen; Direktorium für Kindermessen.

4 Familiäre Hausliturgie konkret: ein Blick ins neue Gotteslob

An dieser Stelle drängt sich die Frage auf, welche Konzepte und liturgischen Vorlagen von kirchlicher Seite zur Realisierung familiärer, hauskirchlicher Spiritualität und Liturgie zur Verfügung stehen. Aktuell bietet sich dazu ein Blick in das neue *Gotteslob*¹⁰ ebenso an, welches ja, wie bereits das vorherige, auch Gebet- und Feierbuch für Haus und Familie sein will. Unter der Rubrik „In der Familie feiern“ findet sich im neuen Gotteslob ein eigenes Kapitel, das der familiären Hausliturgie gewidmet ist (Nr. 23–28). Darin sind folgende Abschnitte enthalten: eine Einführung, Segnung des Adventskranzes, Hausgebet im Advent, Feier am Heiligen Abend, Dank- und Segensfeier sowie Hausgebet für Verstorbene.

Was beim ersten Blick auf das Inhaltsverzeichnis noch nicht deutlich wird, erschließt sich bei der Lektüre der einzelnen Abschnitte bzw. Feiern: Es geht hier um Liturgie im Sinn von hauskirchlichen gottesdienstlichen Feiern in familiärer Gemeinschaft und nicht einfach um persönliche oder private Gebets- oder Andachtsfrömmigkeit.

Gottesdienstlichen Charakter gewinnen diese Feiern dann, wenn „das gemeinsame Gebet durch Schriftlesung und Gesang zu einer gottesdienstlichen Feier erweitert wird“ (Nr. 23).

Die Grundform familiärer Hausliturgie ist demnach die Wort-Gottes-Liturgie in ihrer dialogischen Ausrichtung von Schriftlesung, Gebet und Gesang. Wie auch bei anderen liturgischen Feierformen (z. B. Segnungen oder Tagzeitenliturgie) handelt es sich um solche gottesdienstlichen Feiern, die nicht an die Leitung durch geweihte Amtsträger gebunden sind. Zu den im Gotteslob vorliegenden familiären Gottesdiensten heißt es deshalb: „Alle Feiern werden von einem Mitglied der Gemeinschaft geleitet“ (Nr. 23). Dies umfasst ausdrücklich etwa auch die Segnung einer Wohnung, eine Adventskranzsegnung oder Segensfeiern für Familienmitglieder in unterschiedlichen Lebenssituationen bzw. an Wendepunkten des persönlichen und familiären Lebens.

Bei der Feier am Heiligen Abend (Nr. 26) wird in den einführenden Sätzen explizit von „häuslicher Liturgie“ gesprochen. Wodurch ist diese konkret an Weihnachten charakterisiert? „Zu ihr zählen Lieder und Gebete, das Evangelium von der Geburt des Herrn und die weihnachtlichen Zeichen und Symbole. Die Krippe steht im Mittelpunkt dieser Feier, denn sie zeigt uns: Der Sohn Gottes wurde Mensch wie wir“ (Nr. 26,1). Alle Feiern in diesem Abschnitt sind nach folgendem liturgischen Schema, mit speziellen Segensriten oder auch ohne solche, aufgebaut:

- Eröffnung mit Lied (wenn möglich) und Kreuzzeichen
- evt. einführende Worte
- Lesung aus der Heiligen Schrift
- Lob- und Dankgebet
- [Segnung von Personen oder Gegenständen]
- Gesang/Lied
- Fürbittendes Gebet
- Vaterunser
- Abschluss, evt. mit Segensbitte
- evt. noch ein Lied oder Gebet

¹⁰ Vgl. Gotteslob 2013.

Was das neue Gotteslob hier bietet, ist erfreulich und beachtenswert. Immerhin unterstützt es die seit dem Zweiten Vatikanum angestoßenen Initiativen hauskirchlicher Liturgie, die in den letzten 25 Jahren von kirchlichen Autoritäten wenig gefördert schienen. Dennoch ist zu fragen, ob das neue Gotteslob mit seinem hauskirchlichen Konzept an jenen zahlreichen Orten familiären Lebens, die nicht den traditionellen binnenkirchlichen Gepflogenheiten folgen, rezipiert oder als praxistauglich empfunden wird; zu groß sind wohl bereits die sozialen und kulturellen Traditionsbrüche. Deshalb meine ich: Ja, es ist höchst erfreulich, dass es das neue Gotteslob mit seinem hauskirchlichen Akzent gibt, und es ist zu wünschen, dass es in möglichst vielen Häusern Verwendung findet; zugleich muss allerdings gesehen werden, dass damit der pastoralliturgische Auftrag familiärer gottesdienstlicher Feierkultur noch lange nicht erfüllt ist.

5 Gottes-Dienst diesseits und jenseits liturgischer Formulare

Daher noch einmal zum Kern der Sache und von dort in das Feld familiärer Beziehungs- und Lebenswelten, wie sie unsere Gesellschaft und auch die kirchliche Realität heute prägen.

Christliche Liturgie stellt in allen ihren Formen ein dichtes Gefüge elementarer gottesdienstlicher Vollzüge dar. Ihre Elementarteile sollen im Folgenden einigermaßen bündig benannt werden, um sie dann in doppelter Hinsicht zu kontextualisieren: mit Blick auf das Evangelium und mit Blick auf familiäre Lebenssituationen heute. Entscheidend ist, dass diese beiden Blickrichtungen nicht auseinanderfallen oder gar Entgegensetzungen implizieren. Um der wichtigen theologischen Einsicht zu genügen, dass familiäre Lebensgemeinschaften Subjekte der Familienpastoral sind, ist von einer Verschränkung oder Interferenz beider Blickrichtungen auszugehen: Durch familiäre Lebenssituationen und an ihren Orten gewinnt das Evangelium Gestalt, in ihnen beginnt auch Liturgie zu leben. Dies scheint übrigens von den neutestamentlichen Schriften selbst geradezu gefordert zu sein, weil sie die Botschaft und das Lebensbeispiel Jesu vorzugsweise in unterschiedlichen familiären oder gemeinschaftsbezogenen Kontexten anschaulich machen, die der Pluralität familiärer Lebenswelten heute sehr entgegenkommen. Es gehört ja zu den aufregenden und substantiellen Tatsachen des Evangeliums, dass es nicht in religiös abgesicherten Räumen verkündet und kommuniziert wird, sondern dass Jesus es gerade an solchen Orten verkündet und verkörpert, die sozial wie religiös durchaus umstritten waren. Diese Primärorte des Evangeliums aus Jesu Verkündigung und Leben könnten, ja sollten doch auch eine ergiebige Inspirationsquelle für kirchliches Leben und für den Gottesdienst heute sein. Hier kommt eine vermutlich überraschende These in Sichtweite: Basale Aspekte und Qualitäten familiären Lebens sind, wo sie mit Situationen und Inspirationen des Evangeliums interferieren, Liturgie in einem ganz ursprünglichen Sinn des Begriffs: sichtbares Werk der göttlichen Gnade im Dienst für die kirchliche und auch für die nicht-kirchliche Gemeinschaft oder die Gesellschaft insgesamt.

Elementarteile christlicher Liturgie:

- * Hören und Wahrnehmen des Wortes Gottes, aus der Heiligen Schrift, aber auch aus alltäglichen und festtäglichen Szenen des Lebens, aus denen das Evangelium ruft – als Ereignis einer Reich-Gottes-Erfahrung im Sinn der Botschaft und des Lebens Jesu, als prophetische Ansage oder als Schrei nach seiner noch schmerzlich fehlenden Güte und Gerechtigkeit – *Gottes Wort und Frohbotschaft*;

- * damit engstens verbunden: Gottes-Gedenken, Gebet und Verherrlichung / Doxologie – *Kommunikation mit Gott*;
- * Darstellung des Wirkens und der Liebe Gottes zum Heil des Menschen und der Schöpfung in symbolischen und sakramentalen Zeichenhandlungen – *Mysterium / Zeichen der Nähe Gottes*;
- * Bekenntnis und Vertrauen auf Gott und sein Kommen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft – *das Ja des Glaubens*;
- * Erwartung vollendeter Herrlichkeit und Darstellung der Hoffnung, die Gott schenkt – *Inspiration*;
- * damit wiederum engstens verbunden: solidarisches Mit- und Füreinander, Teilen von Lebensressourcen, fürbittendes Gebet, Segen und Hingabe – *Agape und Diakonie*.

Lediglich an einem Beispiel sollen diese Elementarteile christlicher Liturgie im Sinn familiär gelebter gottesdienstlicher Spiritualität konkretisiert werden: *Familien leben Liturgie durch die Pflege menschenfreundlicher Entfaltungs- und Hoffnungsräume*.

- * *Gottes Wort und Frohbotschaft*: „Lasst die Kinder zu mir kommen; hindert sie nicht daran! Denn Menschen wie ihnen gehört das Reich Gottes. Amen, das sage ich euch: Wer das Reich Gottes nicht so annimmt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen. Und er nahm die Kinder in seine Arme; dann legte er ihnen die Hände auf und segnete sie“ (Mk 10,14–16).
- * *Kommunikation mit Gott*: nach dem Vorbild von Kindern miteinander und mit Gott kommunizieren; in ihnen das Evangelium von der ungeschuldet geschenkten Gnade und vom Vertrauen in den je größeren Gott erkennen; das direkte und unverstellte Sprechen über Glück und Unglück schätzen und pflegen etc.; im „Vaterunser“ und anderen Formen des Gebetes das eigene Kind-Gottes-Sein realisieren.
- * *Zeichen der Nähe Gottes*: Zeichen des Gesegnetseins und des Segnens setzen.
- * *Das Ja des Glaubens*: sich zu Gott als Freund der Kleinen und Kinder bekennen, in der Art des Lebens und der Begegnung sowie in Worten und Gesten.
- * *Inspiration*: menschen- und kindergerechte Entfaltungs- und Hoffnungsräume bauen.
- * *Agape und Diakonie*: solidarisch und intergenerativ leben und feiern.

Dieses und andere Beispiele können ohne Mühe skizziert bzw. weiter entfaltet werden, etwa in Richtung einer gottesdienstlichen Spiritualität der Gastfreundschaft, des Abschieds, der Trauer und des Trostes, der existentiell bedeutsamen Kommunikation im Sinn von Umkehr und Versöhnung, des Wiedersehens oder der Hoffnung auf eine den Tod übersteigende Zukunft.

Alle hier angedeuteten lebenspraktischen und spirituellen Qualitäten werden zunächst und elementar in familiären Lebenskontexten erfahren, gelernt, praktiziert, gefeiert – oder auch nicht. Der Grad der Evangelisierung hängt nicht zuletzt daran, wie gerade diese Aspekte des Evangeliums gelebt werden. Familien unterschiedlichster Konstellationen und Prägungen leben Evangelium, leben Sakrament und leben Gottes-Dienst, sobald sie sich von den angedeuteten Handlungs- und Begegnungsoptionen leiten lassen.

6 Schluss

In familiären Kontexten symbolisiert wohl der gemeinsame Tisch die Qualität und auch den Sinn-Überschuss der Lebensgemeinschaft.

„Gemeinsame Mahlzeiten an einem Tisch sind elementare Ereignisse des Zusammenlebens, sie verbinden Menschen miteinander und erreichen alle ihre Sinne wie auch ihren Geist. Zur Tischgemeinschaft gehört das Tischgespräch. Miteinander zu essen ist ein leiblich-seelisch-geistiger Vollzug, bei dem Zeit, ‚Brot‘ und Wort miteinander geteilt werden. Eine alltägliche Situation des Zusammenlebens kann zu einer geheiligten werden. Wenn sich das Christentum als Erzähl- und Mahlgemeinschaft versteht, können Erzähl- und Mahlgemeinschaften vielfältigster Lebensformen an einfachen Tischen ‚Zeichen und Werkzeug‘ [und d. h. im weiten Sinn des Wortes: Sakrament] der Zuneigung Gottes zu den Menschen sein.“¹¹ – Auch hier beginnt Liturgie, Gottes-Dienst; und wir finden gerade hier, in jeder Tischgemeinschaft, die ihr Zusammensein mit einer dankbaren Geste zum Schöpfer und Geber aller Gaben verknüpft, eine erste und unverzichtbare Einübung in die eucharistische Existenz, aus der die Kirche lebt.

Literatur

- Direktorium für Kindermessen, in: Gottesdienst mit Kindern, hrsg. vom Deutschen Katecheten-Verein e.V. München und vom Deutschen Liturgischen Institut. Trier 1998.
- EBENBAUER, Peter: Segnen – Urakt des Glaubens in Judentum und Christentum, in: Heiliger Dienst 58. 2004, 80–82.
- Gotteslob. Katholisches Gebet- und Gesangbuch, Ausgabe für die (Erz-)Diözesen Österreichs, hrsg. von den (Erz-)Bischöfen Deutschlands und Österreichs und dem Bischof von Bozen-Brixen. Stuttgart / Wien 2013.
- KASPER, Walter Kardinal: Das Evangelium von der Familie. Die Rede vor dem Konsistorium. Freiburg / Basel / Wien 2014.
- KRANEMANN, Benedikt (Hg.): Die diakonale Dimension der Liturgie (FS Klemens Richter). Freiburg i. Br. 2006 (Quaestiones disputatae 218).
- DERS.: Christliche Feiern des Glaubens und religiöser Pluralismus in der modernen Gesellschaft, in: Liturgisches Jahrbuch 56. 2006, 181–201.
- PERNKOPF, Elisabeth: Heilige Familie, in: Bibel und Liturgie 87. 2014, 239–243.
- POCK, Johann: Gottesdienste „im Vorhof der Heiden“? Pastoraltheologische Überlegungen zur Liturgie zwischen gefeiertem Mysterium und Ritendiakonie, in: Heiliger Dienst 67. 2013, 246–258.
- Richtlinien für Kindermessen und Messfeiern kleiner Gemeinschaften, hrsg. von der Liturgischen Kommission für Österreich in Übereinstimmung mit der Österreichischen Bischofskonferenz, dritte verbesserte und erweiterte Auflage. Salzburg 1992.
- WALZ, Frank: Die Vielfalt der Liturgie als Antwort auf eine dialogische Anthropologie? Beispiel: Familienliturgie, in: Heiliger Dienst 59. 2005, 203–220.

¹¹ PERNKOPF: Heilige Familie, 242.

Buchbesprechungen

KIRCHSCHLÄGER, Walter: Christus im Mittelpunkt, Impulse für das Christsein. Wien/Graz/Klagenfurt 2014: Styria. Paperback (216 S.). ISBN 978-3-222-13446-3. € 19.99,-

Zu lange – und leider immer wieder – ist die Kirche sehr mit sich selbst beschäftigt. Das tut ihr nicht gut. Schon bei der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils sprach der nunmehr heilige Papst Johannes XXIII. deutlich aus, dass es uns um das Evangelium Jesu Christi gehen muss und um die Fragen, Hoffnungen, Ängste und Sorgen der Menschen von heute. Papst Franziskus betont neuerdings: „Die Dynamik der aktualisierten Lektüre des Evangeliums von heute, die dem Konzil eigen ist, ist absolut unumkehrbar.“

In 15 Kapiteln behandelt nun Walter Kirchschläger „die einzig notwendige Sache“: Christus für Christen und die vielen Gottsucher in den Mittelpunkt zu stellen. Es geht ihm ganz besonders darum, die „Zeichen der Zeit“ im eigenen Leben zu entdecken, Wege Gottes für mich und meine Berufung zu erkennen, die missionarische Aufgabe der Getauften herauszuarbeiten und den Christen Motivation und Mut zu geben, für die Neuevangelisierung wirksame Zeichen zu setzen und im Ausgestreckt-Sein nach der letzten Heimat (bei Christus) Festigkeit zu gewinnen.

Manche Ausdrücke – wie z. B. „Aggiornamento und Coraggio“ – sind nach dem Konzil nicht selten verzweckt nach Gutdünken gebraucht worden. W. Kirchschläger legt dar, wie sie wirklich gemeint sind. Manchmal liest sich das Buch wie eine Anleitung für Exerzitien, ein andermal führen ausführliche exegetische Betrachtungen in die Tiefe der Dimension, um die es geht: Dass Christus im Mittelpunkt steht und bleibt und unser Han-

deln in allem bestimmt. Wenn sich jemand einen „Vorsatz“ machen möchte, dann dies: täglich Gott loben und Jesu Liebe aus der Kraft des Heiligen Geistes in Wort und Tat leben.

P. Franz Lauterbacher OSB, Salzburg

Heid, Stefan (Hg.), Operation am lebenden Objekt. Roms Liturgiereformen von Trient bis zum Vaticanum II, Berlin 2014: be.bra Verlag. Paperback (392 S., 16 Abbildungen, ISBN 978-3-95410-032-3.

Am 4. Dezember 1563 fand das Konzil von Trient seinen Abschluss und nicht zufällig auf den Tag genau 400 Jahre danach wurde die Konstitution über die heilige Liturgie vom Zweiten Vatikanischen Konzil verabschiedet. Der Verbindung der beiden damit zusammenhängenden großen liturgischen Reformen widmet sich der Sammelband „Operation am lebenden Objekt“ von Stefan Heid. In den fünfzehn Beiträgen, die auf eine Tagung im Dezember 2012 im Vatikan zurückgehen, stellen sich die Autoren, sowohl Liturgie- als auch Musik- und Kunstwissenschaftler wie Dogmatiker und Kirchenhistoriker der Frage nach dem Verhältnis dieser Reformen: Setzt das Zweite Vatikanum fort, was Trient an liturgischen Reformen begonnen hat oder ist vielmehr ein Bruch zwischen beiden Konzilen zu sehen? Kritische Blicke auf die Liturgiereformen von Trient bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil zeigen Licht und Schatten, Unterschiede wie auch Gemeinsamkeiten auf, und auch vor oft ideologisch beladenen, „heißen Eisen“ wird nicht Halt gemacht.

Kurt Kardinal Koch liefert die Ouvertüre des Bandes. Der Präsident des Päpstlichen Einheitsrates sieht im Auseinanderklaffen

einer historisch und einer eher pastoral arbeitenden Liturgiewissenschaft einen Grund, dass dieser Disziplin bis dato in der Ökumene zu wenig Gehör geschenkt wird. Koch ruft in Erinnerung, dass die „Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils noch keineswegs abgeschlossen ist, dass es vielmehr auch heute einer liturgischen Erneuerung bedarf“ (24), die die ökumenische Perspektive mitbedenken muss.

Ein Beispiel für eine junge, ökumenisch relevante Entwicklung in der Liturgie der Lateinischen Kirche liefert der Wiener Ordinarius für Liturgiewissenschaft, Hans-Jürgen Feulner. Aufbauend auf die Darstellung der bereits bestehenden liturgischen Vielfalt innerhalb der Westkirche stellt er eine neue Form des Römischen Ritus vor, die auf der Tradition des Book of Common Prayer basierend, die liturgische Ordnung für die Personalordinariate für ehemalige Anglikaner bildet.

Auf die jüngste Liturgiereform geht Alcuin Reid näher ein und weist auf zwei Fundamentalprinzipien hin, die er in Sacrosanctum Concilium erkennt: die *actuosa participatio* und die *a priori*-Notwendigkeit liturgischer Ausbildung, wobei die tätige Teilnahme das zweite Prinzip voraussetzt. Die zentrale Bedeutung dieses Fundaments unterstreicht Reid durch die Aussage, dass eine „falsche Interpretation oder Missachtung [der Prinzipien] die wahre Absicht der konziliaren Liturgiereform verfehlen lässt“ (201). Absicht der Konzilsväter sei es nach Reid gewesen, durch die „langwierige Aufgabe liturgischer Bildung“, nicht durch eine „vereinfachte Liturgie“ die aktive Teilnahme zu fördern (218).

Die signifikante Entwicklung einzelner Elemente des Römischen Ritus zeichnen Helmut Hoving und Manfred Hauke nach. So macht der Freiburger Liturgiewissenschaftler auf einen Schwachpunkt der nachkonziliaren Messbuchreform aufmerksam,

den er im Eröffnungsteil der Messfeier sieht. Er fragt einerseits, „[...] ob mit dem gemeinsam gesprochenen Stufengebet nicht eine Errungenschaft aus der Liturgischen Bewegung verloren gegangen ist“ (314), und weist gleichermaßen auf den faktischen Verlust des Introitus hin. Beachtenswert sind Hoving's Vorschläge zu einer Gestaltung des Eröffnungsteils, mit denen er seinen Artikel schließt. Manfred Hauke beschreibt die Entwicklung des Offertoriums bis zum Vorabend des Zweiten Vatikanum und geht auf vor allem reformatorische, aber auch innerkirchliche Vorbehalte dagegen ein. Er kommt zum Schluss, dass auch die Gabenbereitung in der gegenwärtigen, ordentlichen Form des Römischen Ritus keine bloße Bereitstellung, sondern ein Darbringen der Gaben darstellt. Von der Bewertung der Gabenbereitung geht auch Johannes Nebel aus, der sich der Definition der Begriffe *religio*, *pietas*, *celebratio* und *actio* annimmt und schließlich in der erneuerten Liturgie eine Schwerpunktverschiebung von der *actio* zur *celebratio* erkennt, die weitreichende Auswirkungen auf die *participatio* hat. Auf indirekte Auswirkungen des Trienter Konzils auf den Kirchenbau geht Ralf van Bühren ein, der, illustriert durch zahlreiche Beispiele, die Vorwegnahme von aktiver Beteiligung der Gläubigen und eine Aufwertung des Laienraums in Renaissance und Barock nachweist. Hart fällt das Urteil des Kunsthistorikers Christian Hecht für Entwicklungen im Bereich der kirchlichen Kunst in den letzten Jahrzehnten aus. Für ihn habe nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil „keine Blütezeit der sakralen Kunst“ begonnen (138), denn man habe seit den 1960er-Jahren versucht, aktuellen Trends nachzufolgen, sei jedoch immer zu spät gewesen. Der Herausgeber Stefan Heid weist in seinem reich illustrierten Beitrag „populäre Thesen“, die den Altar von einem Speisetisch ableiten wollen, zurück und versucht dabei, Enrico Mazza zu widerlegen. Statt-

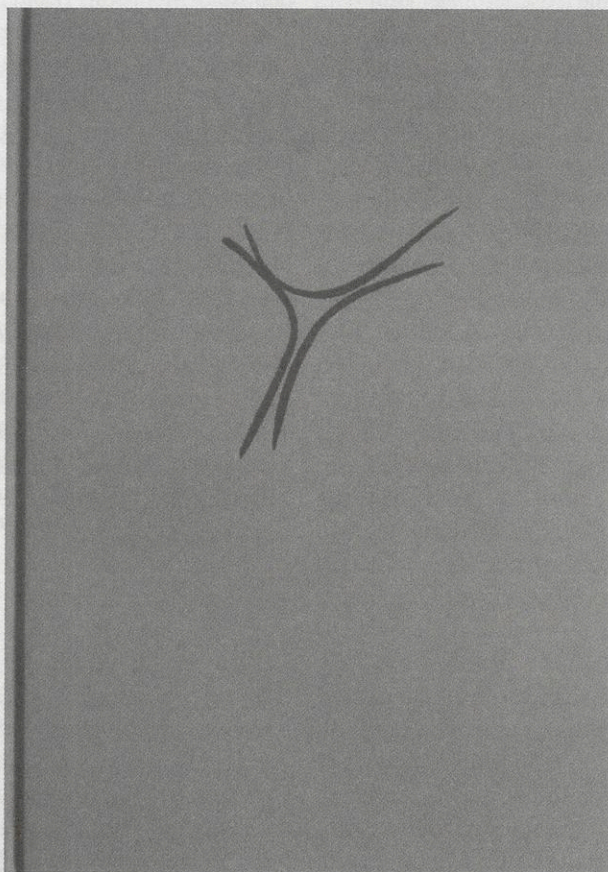
dessen legt er dar, dass die ersten Christen eigene Kulttische verwendeten und macht auf die damit verbundenen Auswirkungen auf die Interpretation des Mahl- und Opfercharakters der eucharistischen Feier und der Zelebrationsrichtung aufmerksam. Heid widerspricht der Gleichsetzung des frühkirchlichen freistehenden Altars mit dem heutigen Volkstaltar und räumt mit der „Chimäre eines frühchristlichen Volksaltares“ (366) auf. Hervorzuheben ist auch die Studie zur Osternachtliturgie von Harald Buchinger, zu der der Autor beachtenswerte Übersichten bereitstellt, wie auch die von Predrag Bukovec vorgelegte Übersetzung von *Rubricarum Instructum*, dem Herzstück liturgischer Reform am Vorabend des Zweiten Vatikanum. Uwe Michael Lang bietet in seinem Artikel eine Geschichte der Liturgiesprache der lateinischen Kirche und weist „gerade in einer von beispielloser Mobilität und Globalisie-

rung geprägten Epoche“ (237) auf das Potential einer gemeinsamen liturgischen Sprache, nämlich ein Zeichen für Einheit zu sein, hin.

Die Autoren sind in der Zusammenschau der Reformen von Trient und des Zweiten Vatikanums nicht der Versuchung erlegen, entweder eine unüberbrückbare Differenz zwischen beiden zu sehen oder harmonisierend deren Kontinuität zu beschwören, noch haben sie die Reformen des einen Konzils zu Lasten des anderen einseitig gelobt oder verurteilt. Nicht nur aufgrund der enthaltenen liturgiehistorischen Studien, sondern auch wegen der teils unkonventionellen Zugänge zu und Bewertungen von neuralgischen Punkten der posttridentinischen wie auch postvatikanischen Liturgiereformen ist der Sammelband, der im Anhang ein Autorenverzeichnis, ein hilfreiches Personen- und Sachregister bereitstellt, lesenswert.

Daniel Podertschnig, Wien

Dienstebuch zum Gotteslob



**Herausgegeben von Friedhelm Hofmann
unter Mitarbeit von Winfried Haunerland und Stephan Steger**

Das Dienstebuch ist sowohl Werkbuch als auch Rituale und zugleich liturgisches Rollenbuch. Es richtet sich an Priester, Diakone, pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und an die vielen Ehrenamtlichen, die sich im Bereich des Gottesdienstes engagieren.

17 x 24 cm, 281 Seiten | Bestell-Nr. 5297, EUR 24,80 | Bestelladresse:
VzF Deutsches Liturgisches Institut, Postfach 2628, 54216 Trier,
Fax 0651 94808-33; Telefon 0651 94808-50; Email: dli@liturgie.de

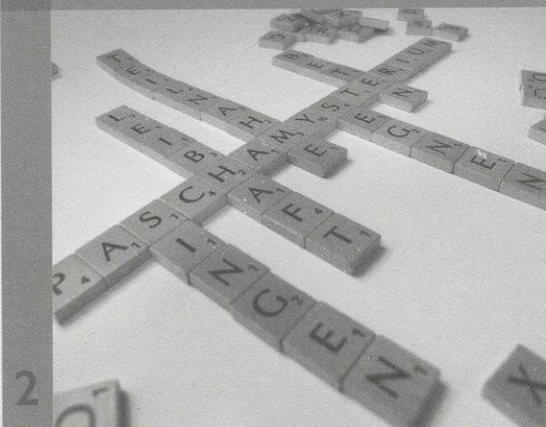
10

MODULE ZUR LITURGISCHEN BILDUNG

Herausgegeben von den Liturgischen Instituten
Deutschlands, Österreichs und der Schweiz

Leben deuten – Glauben feiern

Sechs Module für die liturgische Bildungsarbeit – Folge II



Herausgegeben von den Liturgischen Instituten
Deutschlands, Österreichs und der deutschsprachigen Schweiz.

21 x 30 cm. 148 Seiten | mit CD | 4502 | EUR 18,00

Folge 2

1. „Ehre, wem Ehre gebührt“ – Liturgisches Beten | 2. „Gesang wischt den Staub vom Herzen“ – Singen in der Liturgie | 3. Feiern bewegt – Körpersprache in der Liturgie | 4. Mitten drin und ganz dabei – Tätige Teilnahme | 5. Durch den Tod zum Leben – Die Feier des Pascha-Mysteriums | 6. „Sei um uns auf unsern Wegen“ – Segen und segnen in der Liturgie

Jedes Modul enthält ein vollständig ausgearbeitetes Konzept: eine Kurzbeschreibung, einen Verlaufsplan, mehrere Check-Listen für die Vorbereitung einer Veranstaltung und eine Fülle von Materialien. Alle Texte und Bilder sind zudem auf beiliegender CD enthalten. Die Materialien richten sich an spirituell suchende Menschen. Es geht nicht bloß um eine fachliche Weiterbildung, sondern vielmehr eine um geistliche Tiefen-Bildung: In der Liturgie mit dem Geheimnis von Gott und Mensch in Berührung kommen.

Aviso

Leben und Feiern in Vielfalt

Auf der Suche nach
christlich-muslimisch verantworteter Praxis

Symposium
der Liturgischen Kommission für Österreich
5.–6. Oktober 2015
Salzburg, St. Virgil

In der pastoralen und schulischen Praxis stellt sich immer öfter die Herausforderung, auf die gesellschaftlichen Veränderungen zu reagieren: In Schulen werden gemeinsame religiöse Feiern der ganzen Schulgemeinschaft gewünscht, in öffentlichen Einrichtungen wie Krankenhäusern und Altenheimen gilt es Lösungen zu finden für Gebetsräume, die den verschiedenen Religionen Beheimatung geben, bei öffentlichen Trauerfeiern im Katastrophenfall müssen Formen gefunden werden für das gemeinsame Trauern.

Welche Möglichkeiten gibt es, in der Vielfalt der Religionen im Gebet vor Gott zu stehen? Welche Grenzen gilt es zu respektieren und zu wahren?

Anliegen der Liturgischen Kommission für Österreich ist es, in Vorträgen, Workshops und Gesprächen Erfahrungen auszutauschen, zu sensibilisieren und eine verantwortete Praxis zu fördern. Referentinnen und Referenten sowie die Leitung der Workshops vertreten die Vielfalt in der christlichen Ökumene und der muslimischen Glaubensgemeinschaft.

Nähere Informationen unter: www.liturgie.at

Heiliger Dienst

2/2015
69. Jahrgang
ISSN 0017-9620

Herausgeber: Österreichisches Liturgisches Institut, Erzabtei St. Peter, Salzburg

liturgie@internet

Vorwort	65
Rainer Gelhot	
Beten mit Bits und Bytes	66
Henning Klingen	
45 Cent für ein Taufgeschenk	75
Liborius Olaf Lumma	
Meine Quicklist	80
Peter Spichtig	
Hinführung zu liturgischen Vollzügen übers Internet?	87
Hans Hütter	
Das Predigtforum der Redemptoristen	96
Gerd Häfner	
Bibel im Blog	102
Ewald Volgger	
Liturgische Bildung Hauptamtlicher	106
Noemi Honegger	
Sp(i)rit für den Glauben – Tagzeitenliturgie	124
Lea Herberg	
Berichte und Notizen	129
Buchbesprechungen und Büchereingänge	131

Autorinnen und Autoren in diesem Heft:

Rainer GELHOT, Beauftragter für Internetseelsorge im Bistum Osnabrück, Kirchplatz 1 D-49179 Ostercappeln; Prof. Dr. Gerd HÄFNER, Katholisch-Theologische Fakultät der Universität München, Geschwister-Scholl-Platz 1, D-80539 München; Dipl.-theol. Lea HERBERG, Stiftsplatz 8, A-3400 Klosterneuburg; Noemi HONEGGER, rte de Bertigny 15, CH-1700 Freiburg; P. Mag. Hans HÜTTER CSSR, Redemptoristenkolleg, Baptist-Stöger-Platz 1, A-373 Eggenburg; Dr. Henning KLINGEN, c/o Kathpress, Katholische Presseagentur, Singerstraße 7/6/2, A-1010 Wien; Dr. Liborius Olaf LUMMA, Universität Innsbruck – Institut für Bibelwissenschaften und Historische Theologie, Karl-Rahner-Platz 1, A-6020 Innsbruck; Univ.-Prof. Dr. Rudolf PACIK, Karschweg 7 / A2, A 5026 Salzburg; P. Peter SPICHTIG OP, lic.theol., Freiburg, Liturgisches Institut der deutschsprachigen Schweiz, Impasse de la Forêt 5A, Postfach 165, CH-1707 Freiburg; Univ.-Prof. P. Dr. Ewald VOLLGER OT, Katholisch-Theologische Privatuniversität Linz, Bethlehemstraße 20, A-4020 Linz

Mit kirchlicher Druckerlaubnis

HEILIGER DIENST erscheint bis auf weiteres viermal jährlich. – Preis: Einzelpreis pro Heft: € 7,-; Jahresabonnement: € 24,-; Abo für Studierende: € 16,- (zuzüglich Porto und Versandkosten)

Zahlungen erbeten:

Österreich: Postsparkassenkonto Wien, IBAN: AT 30 6000 0000 0715 8890; BIC OPSKATWW
Deutschland: Postscheckkonto München, IBAN: DE 92 7001 0080 01200 046803; BIC: PBNKDE33
Schweiz: Postscheckkonto Zürich, 80-47.078-1

Abbestellungen nur schriftlich zum Jahresschluss, Rücksendung von Heften kann nicht als Abbestellung anerkannt werden.

Herausgeber: Österreichisches Liturgisches Institut, Salzburg, in Zusammenarbeit mit der Liturgischen Kommission für Österreich und den universitären liturgischen Instituten.

Redaktionsteam: Mag. P. Winfried Bachler OSB, Salzburg; MMag. Albert Thaddäus Esterbauer, Salzburg; Mag. DDr. Ingrid Fischer, Wien; Dr. Christoph Freilinger, Salzburg; Dipl.-theol. Lea Herberg, Klosterneuburg; Univ.-Ass. Dr. Liborius Olaf Lumma, Innsbruck; Dr. Gabriele Max, Gmunden; Pfr. Dr. Michael Max, Neumarkt a. W.; Univ.-Prof. Dr. Rudolf Pacik, Salzburg; Univ.-Prof. Dr. Andreas Redtenbacher, Klosterneuburg / Vallendar; Ass.-Prof. Dr. Frank Walz, Salzburg
Schriftleitung: Mag. P. Winfried Bachler OSB zusammen mit Dr. Christoph Freilinger, Postfach 13, A-5010 Salzburg; Telefon: (0043) 662 84 45 76-84, Telefax: (0043) 662 84 45 76-85, E-Mail: oeli@liturgie.at, Internet: www.liturgie.at.

Verleger (Medieninhaber): Verlag St. Peter, Postfach 13, A-5010 Salzburg.

Titelgrafik: SAMT:GRAFIK:Glück, Salzburg.

Herstellung: Druckerei der Erzdiözese Salzburg, Kapitelplatz 2, A-5010 Salzburg.

Internationale Zeitschriftennummer (ISSN): 0017-9620
DVR-0029874 (047)

HEILIGER DIENST ist eine Fachzeitschrift, die sich mit den Themenbereichen Liturgiewissenschaft und liturgische Praxis beschäftigt.

Hinweise für die Gestaltung von Manuskripten:

http://www.liturgie.at/HID_Autorenhinweise.html

Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser!

Das Internet ist heute ein schier unerschöpfliches Reservoir für alles Mögliche – auch für Liturgisches. So reich und ergiebig das Medium einerseits ist, so flüchtig und vorläufig sind die dort verfügbaren Informationen und Inhalte. Was gestern noch ganz aktuell war, ist morgen schon veraltet und (technisch) überholt. Was kann da ein Themenheft zu „liturgie@internet“ bringen?

Unsere Zusammenstellung will als Momentaufnahme ausgewählte Angebote für Liturgie-Interessierte dokumentieren, Erfahrungen von Menschen vermitteln, die dieses Medium für Seelsorge und liturgische Bildung nutzen, und durch Beispiele sensibilisieren für die Möglichkeiten und Herausforderungen.

Rainer Gelhot, Beauftragter für Internetseelsorge im Bistum Osnabrück, stellt vor, wie das Internet im Dienst der Seelsorge genutzt werden kann. Überraschend dabei, wie auch im World-Wide-Web Ritualität und virtuelle „Versammlung“ wichtig werden können.

Wie präsentieren die Diözesen Österreichs sakramententheologische und liturgische Inhalte auf ihren Homepages? Henning Klingen, Redakteur bei der Katholischen Presseagentur Österreich, hat sich für uns umgesehen und die Inhalte analysiert. Einen Überblick gibt auch Liborius Lumma, Liturgiewissenschaftler in Innsbruck, indem er kommentierend eine Auswahl an persönlich genutzten Websites vorstellt.

Zur exemplarischen Vertiefung haben wir die Verantwortlichen von zwei Angeboten gebeten, Hintergründe und Konzepte zu erschließen: P. Hans Hütter, der das Predigtforum der Redemptoristen gründete und redaktionell betreut, und P. Peter Spichtig OP. Er ist Leiter unseres Schwester-Instituts für die deutschsprachige Schweiz und dort zuständig für den Webauftritt.

Worauf sich einlässt, wer das Internet als Forum zur inhaltlichen Diskussion nutzt, vermittelt der Münchener Neutestamentler, Prof. Gerd Häfner.

Außerdem bringen wir als freien Artikel Überlegungen des Linzer Ordinarius für Liturgiewissenschaft und Sakramententheologie, P. Ewald Volgger OT, zur liturgischen Bildung Hauptamtlicher, die er bei einem Studentag der österreichischen Liturgiereferenten und -referentinnen im November 2014 vortrug.

Der Bericht einer Tagung zur Tagzeitenliturgie in der Schweiz von Noemi Honegger und die Berichte aus Liturgie und Liturgiewissenschaft von Lea Herberg ergänzen das Heft, in dem auch aktuelle Bucheingänge und eine Rezension zum neuen Münchener Kantorale nicht fehlen dürfen.

Mögen etwas ruhigere Sommermonate Ihnen die Gelegenheit geben, ausgehend von diesem Heft auch das eine oder andere Angebot im Internet aufzusuchen und darin zu schmökern. Vor allem wünschen wir aber erholsame Urlaubstage!

Im Namen der Redaktion

P. Winfried Bachler OSB und Christoph Freilinger

Rainer Gelhot, Osnabrück

Beten mit Bits und Bytes

Kirche in digitalen Welten – St. Bonifatius in
www.funcity.de als Beispiel guter Internetseelsorge

Liturgie bzw. Gottesdienst hat vom Wesen her mit Versammeln und Gemeinschaft zu tun. Ein physisches Zusammenkommen ist im World-Wide-Web nicht möglich. Dennoch können hier Vergemeinschaftung und Ritualität erfahren werden – vor allem wo die Verbindung mit real Anwesenden einer analogen Gebetsgemeinschaft gelingt. (Redaktion).

Längst brauchen wir keinen Boris Becker mehr, der uns mit einer CD und ein paar Klicks zeigt, wie wir ins Internet kommen. Wir fragen nicht mehr wie er seinerzeit: „Bin ich schon drin?“ Das Internet ist ein fester Bestandteil des täglichen Lebens – ein „Überall-Medium“ geworden.

RAINER GELHOT
ist Gemeindeferent und
Beauftragter für Internetseelsorge
im Bistum Osnabrück.

Vom reinen Angebotsmedium der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts hat es sich zum Mitmach-Web entwickelt und entwickelt sich immer weiter. Niemand kann genau vorhersagen, welche Formen das Internet in den kommenden Jahren haben wird. Fakt ist, dass nicht mehr Einzelne über Webinhalte entscheiden, sondern dass alle Konsumenten auch Produzenten sind, weshalb man von Pro-Sumern (Producer und Konsumer) spricht, wenn man die eigentlichen Nutzer meint. Es gilt nicht nur „Wir sind Kirche“ sondern auch „Wir sind Internet“.

Auf den ersten Blick scheint es, dass Kirche und Glauben im World-Wide-Web keinen Ort haben und nicht vorkommen. Dominieren doch Angebote wie Youtube oder facebook zusammen mit Twitter und WhatsApp die Welt der sozialen Netzwerke. Bei genauerem Hinsehen wird deutlich, dass es zahlreiche Angebote gibt, die die zuvor genannten Dienste und unzählige weitere bewusst zur Glaubenskommunikation nutzen. Dabei sind die Akteure internetseelsorglicher Angebote völlig verschieden. Es gibt sowohl viele private Initiativen als auch diözesan oder gemeindlich verortete Angebote. Auch die Ausprägung ist je nach Akteur verschieden. Von reinen E-Mail- oder Website-Angeboten zur Glaubenskommunikation, wie sie z. B. Pfarreien oder Ordensgemeinschaften anbieten, reicht die Palette bis zu umfassenden Angeboten der Diözesen.

Die Grenzen zwischen Seelsorge und Public Relation ist dabei ebenso fließend wie die Abgrenzung zwischen glaubenskommunikativen oder spirituellen Angeboten. Es zeigt sich aber, dass bestimmte Angebotsformen sich fest etabliert haben und von großen Zielgruppen rezipiert werden. Hier sind beispielsweise Exerzitienangebote oder spirituelle Impulse zu nennen. Auch bestimmte Formen von Newslettern erfüllen neben reiner Glaubenskommunikation auch durchaus einen Anreiz, sich geistlich und geistig mit bestimmten Themen zu beschäftigen. Seit Jahren nutzen Anbieter von Internetseelsorge große Plattformen wie Youtube oder facebook, bei denen Menschen sich sowieso tummeln, um dort Seelsorge zu betreiben bzw. zur Glaubenskommunikation einzuladen. Dieses Prinzip hat sich schon gegen Ende der

1990er Jahre die Internetkirche St. Bonifatius zu eigen gemacht. Sie bietet seit 1998 in der kommerziellen und säkularen Community „www.funcity.de“ ein breit gefächertes Angebot an. Getragen und mit Leben gefüllt von echten Seelsorgern aus verschiedenen pastoralen Berufsgruppen der Diözesen Hildesheim und Osnabrück sowie Ordensleuten aus derzeit zehn Ordensgemeinschaften, lädt die wohl weltweit einzige Internet-Kirche zum persönlichen Austausch per Chat oder E-Mail ein. Darüber hinaus runden verschiedene andere Aktionen das Angebot ab.

Chat

Der Chat am Donnerstag von 20.30 bis 22.00 Uhr ist das erste Angebot der Onlinekirche. Von Anfang an waren zu dieser Zeit Seelsorger verlässlich im Kirchenchat (www.funcity.de/go-kirchenchat) zunächst einfach als Menschen persönlich vertreten. Die bloße Präsenz der Seelsorger führt immer wieder dazu, dass in der scheinbar anonymen Welt des Internets Menschen über ihren Glauben sprechen bzw. schreiben möchten und spirituelle Lebens- und Glaubensfragen stellen und Antworten auf ihre Fragen erbitten.

„Anonymität schafft große Nähe“, stellen wir immer wieder fest, wenn Menschen sich innerhalb kürzester Zeit öffnen und oft nach drei bis fünf Sätzen ihre persönlichen Anliegen ins Wort bringen. Darüber hinaus sind die verschiedenen Chat-Themen, die die moderierenden Seelsorger stets anbieten, auch Grund und Auslöser, gemeinsam über Glaubensfragen zu diskutieren und sich so der eigenen Religiosität zu vergewissern. Dabei ist es ein Trugschluss davon auszugehen, dass alle anwesenden User fest in der Kirche beheimatet sind. Viele haben eine große Entfernung zur Pfarrei vor Ort oder zur Kirche insgesamt – dafür aber eine mich immer wieder erstaunende Nähe zu Gott und zum Glauben.

So ist es zur guten Tradition geworden, dass jeder Chatabend mit einer kurzen Liturgie – bestehend aus einer Hinführung mit Tagesrückblick, Dankanliegen der User, Bitten der User, dem gemeinsam gebeteten Vaterunser und einem Segen – abschließt. Diese mittlerweile feste Form führt immer wieder dazu, dass User auch gezielt „zum Beten“ erst gegen 21.45 Uhr in den Chat kommen. Umgekehrt passiert es aber auch, dass User den Chat vor dem Gebet verlassen, weil sie meinen, nicht beten zu können oder beten zu dürfen. Interessanterweise bitten nicht wenige aus der Gruppe der „Nichtbeter“ die anwesende Gebetsgemeinschaft oder die Seelsorger sie ins Gebet mit hinein zunehmen.

Durch die lange und beständige Existenz des Chats haben sich feste Formen und feste Gruppen gebildet, die hier Kirche lebendig werden lassen und die durchaus dem Grundgedanken der Koinonia – entstehend aus den anderen Grunddiensten der Kirche – zuzurechnen sind.

Fürbitten

Wie in jeder gewöhnlichen Kirche landauf und landab gibt es auch in St. Bonifatius ein Fürbittbuch in Form eines Boards.

User und Gäste der Community können dort 24/7 (also rund um die Uhr zu jeder Zeit an jedem Tag) ihre Bitten eintragen. Das Team der Seelsorger nimmt diese ins persönliche Gebet mit auf und auch die beteiligten Orden nehmen diese sowie die Bitten der Fürbittkerzen, die im Oratorium des Bonifatius-Klosters (www.funcity.de/go-oratorium) platziert werden, in ihre Konventsgebete mit hinein. So entsteht eine unsichtbare Gebetskette, die online- und

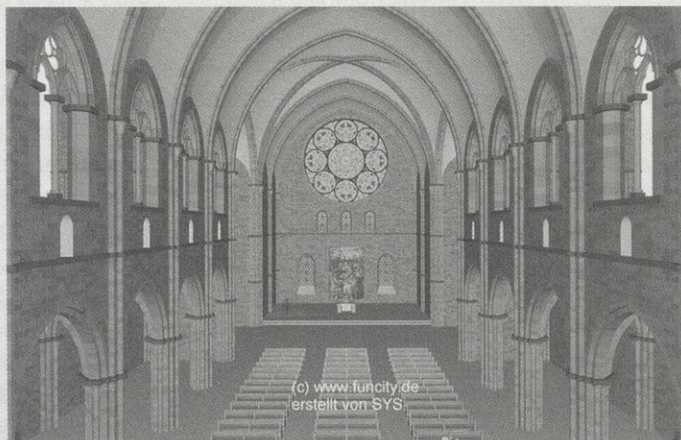
analog-Welt gut miteinander vernetzt. Interessant ist, dass die Sprache dabei ein Abbild des Betenden sein kann. Manche beten förmlich und sprachlich vollendet, manche Gebete werden auch in alltäglicher und drastischer Weise verfasst. Wir haben in den letzten 17 Jahren jedoch festgestellt, dass es nur sehr selten zu verbalen Entgleisungen kommt. Das spricht für die Qualität des Fürbittbrettes und die Sensibilität der User gegenüber dem besonderen liturgischen Raum der online-Kirche andererseits.

Komplet

Die Klosterkomplet am letzten Sonntag im Monat ist ein weiterer Baustein, wie Menschen ihrer spirituellen Sehnsucht in der online-Welt Ausdruck verleihen und wie wir als Kirchenteam den Grunddienst der Liturgie web-gerecht anbieten.

Ganz bewusst beginnt jede Komplet mit dem liturgischen Gruß „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Auf den die versammelte Gemeinde wie sonst auch mit einem getippten „Amen“ antwortet. Wie auch beim Chatgebet steht zunächst der Rückblick auf den gewesenen Tag und die vergangene Zeit mit Dank und Fürbitte im Mittelpunkt.

Ein durch den Liturgen getipptes und von den Usern mitzulesendes Gebet im Sinne eines Tagesgebetes ermöglicht die Besinnung auf das, was kommt und das Loslassen der Bitten und des Dankes. Im Anschluss wird ein Psalm versweise gepostet. Wie beim Bibelteilen auch erhalten die User dann die Möglichkeit ihren persönlichen Psalmteil oder ihr Psalmwort zu posten. Das Zeile für Zeile von allen getippte Vaterunser und der Segen runden die liturgische Online-Feier ab.



(c) www.funcity.de
erstellt von SYS

Die User berichten immer wieder, dass gerade diese andächtige und eher passivere Form ihnen hilft, vor dem PC ruhig zu werden und in eine meditative Stimmung zu kommen, die die Gedanken und Gebete hochkommen und kreisen lässt. Eine weitere Rückmeldung ist, dass die eigentliche Website des Kirchenchats, nachempfunden der Kirchenruine der ehemaligen Zisterzienserabtei von St. Galgano nahe Siena, Italien, ebenso einen wichtigen Beitrag leistet, dass man sich vor dem PC dennoch fast in einer Kirche wähnt.

Bibliolog

Eine andere Form gelebter Spiritualität ist der online-Bibliolog. Angestoßen durch die Bibliologsausbildung und die Aussage einer Trainerin, dass sie sich nicht vorstellen könne, dass online-Bibliolog funktioniert, haben wir im Leitungsteam der Bonifatius-Kirche entschieden, 2013 einen Versuch zu wagen. Bewusst als solcher beworben und nicht auf den Donnerstag als Chat-Tag gelegt, haben wir mit rund 15 Usern, von denen sich etwa sieben aktiv beteiligt haben, an das Experiment „Online-Bibliolog“ herangewagt.

Die überaus positiven Rückmeldungen aller Anwesenden haben uns ermutigt, diese Form der Bibelarbeit auszubauen und weitere Bibelstellen bibliologisch „zu beackern“. So hat es bisher drei Online-Bibliologe gegeben. Jeder Bibliolog verzeichnete dabei mehr aktive User. Für den 15. Oktober 2015 ist der vierte Bibliolog geplant.

Auf unsere gezielten Rückfragen nach der Stimmigkeit haben unsere User geantwortet, dass es ihnen gut tut, sich so anonym mit andererseits ihnen bekannten Personen aus dem Chat bzw. durch E-Mail-Kontakte bekannte Seelsorger über einen Bibeltext auszutauschen und so bisher unbekannte Facetten der Heiligen Schrift zu entdecken und zu bedenken.

E-Mail-Aktionen

Bewusst haben wir uns schon sehr früh entschieden, nicht nur innerhalb der Community „www.funcity.de“ präsent zu sein, sondern auch darüber hinaus als Menschenfischer aktiv zu werden. Da lag es nahe, die E-Mail als Medium in den Blick zu nehmen.

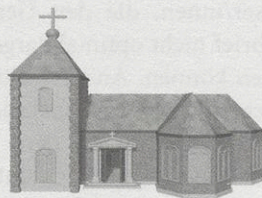
So gibt es mittlerweile fünf verschiedene Mailaktionen im Jahr, mit denen wir Glauben verkünden und die Menschen, die sie kostenlos abonnieren, im Jahreslauf spirituell begleiten.

Gemeindebrief

Eines der ersten Angebote im Bereich des spirituellen Mailings überhaupt ist der Gemeindebrief unserer Internetkirche. Ursprünglich von Stefan Lampe und Norbert Lübke im Wechsel ab Anfang 2000 verfasst, ist seit 2004 Rainer Gelhot als Ersatz für Stefan Lampe mit im Redaktionsteam.

Zu jedem Sonntag und vielen Feiertagen bietet der Gemeindebrief einen Impuls zum Tagesevangelium. Dabei wird von den Autoren der Fokus der Textauslegung bewusst auf ein „Querbürsten“ des Textes gelegt. So wollen wir die Leser dazu animieren, neue und ungewöhnte Perspektiven der biblischen Texte zu entdecken und einen lebensnahen Bezug zwischen Leserschaft und Text herstellen.

Ebenso wichtig ist es für uns, dass die Silvester-Ausgabe von einer besonderen Person verfasst wird. So wie das Jahr neu beginnt und eben Altes zurück gelassen wird, soll der Silvesterbrief bewusst neue und ungewöhnte Perspektiven seelsorglicher Arbeit aufzeigen. Diese Ausgabe wird genau deshalb nicht nur an die derzeit rund 1 400 Abonnenten, sondern auch an alle Einwohner der Community „www.funcity.de“ versendet. Ein Zeichen, dass Kirche in dieser Welt präsent ist und dass wir die Menschen immer mal wieder spirituell anregen wollen. Interessanterweise sorgt diese Form des Mailings dafür, dass nach jedem „Silvesterbrief“ einige neue Leser dazukommen. Selbstverständlich wird der Gemeindebrief in der Commu-



nity online angeboten und auch immer wieder bei twitter oder facebook auf die neue Ausgabe hingewiesen.

Mittlerweile sind 857 Ausgaben des Gemeindebriefes entstanden (Stand Pfingsten 2015), die per Datenbank automatisiert versendet werden. Der Versandzeitpunkt ist dabei bewusst auf Samstag 17.30 Uhr festgelegt. Entsprechend dem Vers „Alles hat seine Stunde. Für jedes Geschehen unter dem Himmel gibt es eine bestimmte Zeit“ (Koh 3, 1) ist der Gemeindebrief eben dicht dran am Sonntagsgeschehen, sowohl von der Formulierung her als auch von der Versandzeit. Dennoch erreichen uns immer wieder Anfragen – vor allem von Liturgen, die die Impulse gerne zur Predigtvorbereitung nutzen wollen. Hier haben wir die Entscheidung getroffen, dass wir mit dem Versand kurz vor der Vorabendmesse bzw. der Vesper-Zeit für die Leser, die oft eben aus dem Umfeld engagierter Christen kommen, einen Impuls schreiben wollen und keine Predigthilfe.

Technisch haben wir uns für eine möglichst einfache Variante entschieden. Deshalb verschicken wir bisher reine „nur-Text-Dateien“ ohne Layout und Bilder. Das bedeutet zwar einige ästhetische Einschränkungen, sorgt aber umgekehrt dafür, dass wir auf nahezu jedem Endgerät lesbare Texte anbieten können. Ein Versand per html mit Bildern und designtem Layout ist sicherlich ansprechender, jedoch ist damit die Fehlerhäufigkeit der Darstellungen um ein Vielfaches höher. Eine teure Mailing-Software wie z. B. cleverreach oder rapidmail ist für uns daher derzeit keine Option, da wir das gesamte Mailing inhouse mit einem eigenen ehrenamtlich tätigen Programmierer realisieren können. Mitte 2015 werden wir voraussichtlich auf einen html-Versand umsteigen, so dass dann auch Bilder mit versendet werden können. Damit erhöht sich zwar möglicherweise die Zahl der Leser/innen, die den Gemeindebrief nicht optimal dargestellt lesen können. Andererseits entwickeln wir den Gemeindebrief weiter und tragen dem stark von Bildern geprägten Internet Rechnung.

Besonders prägend für uns als Autorenteam war folgende Rückmeldung:

„Sehr geehrtes Redaktionsteam, seit Jahren lesen wir ihren Gemeindebrief. Dieser ist mittlerweile fester Bestandteil unseres sonntäglichen Gebetes. Denn wir sind alt und können die Messe in unserer Pfarrei aufgrund der Entfernung nicht mehr besuchen. Ihr wöchentlicher Impuls trägt regelmäßig zur Gestaltung unseres sonntäglichen Hausgottesdienstes bei. Ohne ihn würde uns etwas fehlen.“

Gedanken im Advent

Die Idee zum E-Mail-Adventskalender resultiert aus einem sehr einfachen Angebot, dass ich 2001 im Kollegenkreis gemacht habe. Jeden Tag eine kleines Gedicht, einen kurzen Satz, einen nachdenklichen Impuls. Schnell reifte die Idee, dieses Angebot auch für die Internetkirche St. Bonifatius in „www.funcity.de“ zu realisieren. So entstand 2003 der erste E-Mail-Adventskalender, den wir unter den Titel „Gedanken im Advent“ gestellt haben. Dieser Titel hat sich durchgetragen und wird seither immer um einen kurzen „Motto-Satz“ ergänzt.

Anfänglich haben wir auch hier reine Textimpulse versendet. Seit 2010 (Thema: Herberge finden) haben wir die Impulse auf folgendes Format umgestellt:

- ◇ Ein Wort, das neugierig machen will oder zum Nachdenken anregt,
- ◇ ein Bibelvers, der immer wieder neue und andere Sichtweisen der Bibel vermitteln will, gleichzeitig aber auch Wort, Bild und Impuls zu unterstreichen versucht,

- ◇ ein kurzer Impuls, der schnell zu lesen, aber lange zu bedenken ist und
- ◇ ein Bild, das aufwecken soll, weil es eine merk-würdige Situation zeigt.

DAS WORT

erwartet werden

DER VERS

Der Vater sah ihn schon von weitem kommen. (Lk 15,20)

DER GEDANKE

Das Gleichnis vom Vater und seinen beiden Söhnen, bekannter als das vom „verlorenen Sohn“, stellt den Vater in den Mittelpunkt, der sehnsüchtig darauf wartet, dass ein Mensch zurück findet, nach Hause kommt. Advent ist so etwas: Erwartet werden von Gott, der mit Jesus uns auffordert, Heim zu kommen zu ihm, seine Nähe zu genießen, die mehr ist als Geschenke und brennende Kerzen am Weihnachtsbaum. Er will, dass es in uns selbst „brennt“. Eine angezündete Kerze kann das deutlich machen: Ich möchte, dass es in mir ebenso brennt.

DAS BILD

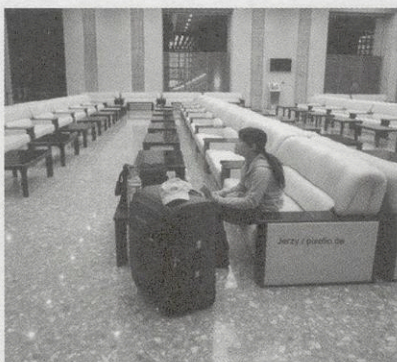


Bild: Jerzi, pixelio.de

Die zahlreichen Rückmeldungen sowie die jährlich steigenden Abonnenten-Zahlen haben uns verdeutlicht, dass wir mit dieser klaren, einfachen, bodenständigen und ehrlichen Form einen Nerv vieler Menschen getroffen haben, die keine langen theologischen Abhandlungen lesen wollen.¹ Aus dem Wunsch vieler Leser „Könnt ihr nicht jeden Tag einen solchen Impuls machen?“, sind dann die Osterwege entstanden.

Osterwege als Resultat

Wie der Adventskalender auch, bieten die Osterwege einen kurzen, komprimierten Morgenimpuls, der lebendig macht und nachhaltig wirken will. Allerdings eben in der Fastenzeit. Beginnend am Aschermittwoch und endend am Ostermontag nehmen wir die Leser mit auf die „Osterwege – Mail-Schritte auf Ostern hin“.

Beide E-Mail-Formen haben wir immer wieder durch so genannte Crowdsourcing-Aktionen versucht zu ergänzen. Besonders bemerkenswert ist die Mitmach-Aktion aus dem Jahr

¹ Die gesamten Gedanken aus 2010 können über diesen Link <http://www.funcity.de/start.php?page=php/elements.world.php?weid=172058> abgerufen werden.

2012: Zum Thema „Kreuz-Weise – Quer gedacht“ haben wir über die Community und die sozialen Netzwerke Menschen aufgerufen, uns Bilder und Gedanken zu ihren Lieblingskreuzen zu schicken. Konkret las sich das seinerzeit so:

„[...] Sie schicken uns per Mail ein Foto eines Kreuzes, dass Ihnen wichtig ist. Dabei ist es egal, ob es ein Kirchenkreuz, Wegekreuz, Schmuckkreuz usw. ist. Bitte ergänzen Sie das Bild um folgende Hinweise: Wo findet man das Kreuz? (Adresse oder Name und Ort der Kirche oder GPS-Koordinaten etc.). Nennen sie *ein* Stichwort zum Kreuz. Welcher Gedanke bewegt Sie, wenn sie das Kreuz ansehen (Max. 160 Zeichen). Aus allen Einsendungen werden wir die Osterwege 2012 erstellen.“

Innerhalb kürzester Zeit erreichten uns bewegende Geschichten zu und Bilder von Kommunion- und Wegekreuzen, Kreuzweg-Orten und Skulpturen. Eindrucksvoll war für uns vor allem diese Einsendung:



DAS WORT

Familie

DER GEDANKE

Bringt Trost und Zuversicht und
Hoffung an die Auferstehung!

DAS KREUZ

Holzkreuz

STANDORT

Dieses Kreuz hat mein Urgroßvater 1915 im ersten Weltkrieg geschnitzt, kurz bevor er schwer verwundet wurde und einen Arm verlor. Das Kreuz befindet sich seitdem im Familienbesitz D-32676 Lügde, gesehen und für uns entdeckt von Markus Scholz

[Bild OW 2012 – Scholz] ownCloud\RG-nl-Funcity\00-4-Oster-Wege\2012-Osterwege\Fotos-Schritte\Schritt 28-03-20-12 V34-ScholzMarkus-2012-02-03-250px-br.jpg

Spiritualität im Netz lebt immer auch von gelebtem Glauben der Anbieter. Dies haben wir mit der Pfingstnovene umgesetzt.

Pfingst-Novene

Verortet im Klosterteam St. Bonifatius, bieten wir an den neun Tagen vor Pfingsten seit 2005 ebensolche gestaltete Impulse an, die sich klar auf das Geist-Fest beziehen. So kamen verschiedene Gedanken zur Pfingstsequenz zum Tragen oder besondere Lieder oder andere Anregungen. Diese kleine Mail-Aktion hat im Lauf der letzten 10 Jahre enorme Bedeutung gewonnen, so dass wir in diesem Jahr mit ca. 1 300 Abonnenten die Pfingstnovene beginnen werden.

Die letzte Aktion im Kirchenjahr sind die Sommerimpulse. Als Kooperation mit dem Erzbistum Köln haben wir erstmals 2014 an jedem Tag der Sommerferien in Deutschland (ca. Mitte Juni bis Mitte September) einen Impuls geschrieben und versendet, der diese besondere Zeit im Jahr fokussiert. Damit wollten wir deutlich machen, dass auch in der Urlaubszeit,

wo Menschen vielleicht mehr Zeit für Glauben und Kirche, für Bibel und Spiritualität haben als an anderen Tagen des Jahres, die Kirche ein ortsungebundenes Angebot macht. Begleitet durch die Website „www.sommerimpulse.de“ und die facebook-Seite „www.facebook.com/sommerimpulse“ ließen sich etwa 2500 Menschen durch den Sommer 2014 begleiten. Derzeit arbeiten wir an der Ausgabe für den Sommer 2015, zu der man sich bereits auf „www.sommerimpulse.de“ anmelden kann.



Die Vielzahl an Mailaktionen in den letzten Jahren hat uns gezeigt, dass Menschen offen sind für Spiritualität im Netz, wenn sie gut gemacht und verlässlich angeboten wird. Außerdem haben wir festgestellt, dass es gut ist, mit festen Fotografen zusammenzuarbeiten, die mit den Textautoren „auf einer Wellenlänge“ liegen, weil so stimmige Text-Bild-Ensembles entstehen können. Bittet man Menschen, eigene Texte und Bilder einzusenden, hat man schnell viele Einsendungen. Diese sind jedoch qualitativ sehr unterschiedlich und fordern ein hohes Maß an Sensibilität, was die Verwendung der Texte und Bilder angeht, denn es sind meistens sehr persönliche Dinge, die Menschen uns mitteilen. Außerdem hat es sich bewährt, mit anderen Anbietern der Internetseelsorge zu kooperieren und auch so neue Wege zu gehen. Deshalb haben wir z.B. 2013 mit dem Bistum Feldkirch/Österreich kooperiert und per E-Mail und Telefon die Osterwege geplant oder 2012 den Adventskalender unter dem Leitwort „... es kommt eine (H)eilige(n) Zeit“ zusammen mit dem Bonifatiuswerk der Deutschen Katholiken in Paderborn zusammen erstellt.

Fazit

Es gibt viele spirituelle Angebote im Internet, von denen hier exemplarisch die Internetkirche St. Bonifatius vorgestellt wurde. Sie sind fester Bestandteil des Internet. Anders als die Türme der „echten“ Kirchen in den Dörfern und Städten fallen sie aber nicht immer auf den ersten Blick ins Auge. Es gibt jedoch viele unterschiedliche gute Angebote, die sich gesammelt auf www.internetseelsorge.de finden lassen.

Für die immer mobiler gewordene Gesellschaft ist das Internet dank diverser mobiler Endgeräte stets dabei und somit eine Onlinekirche eine logische Konsequenz aus der Mediennutzung. So wie ich andere Dinge „in der Cloud“ habe, habe ich die Kirche auch dabei und kann sie nutzen. Das trägt viele Menschen in ihrem Glauben, weil sie wissen, dass wir verlässlich da sind. Für viele Menschen ist es normal, die Zeitung morgens auf dem Tablet zu lesen. Somit ist es auch normal mit dem Tablet zu meditieren oder Morgenimpulse per Mail zu lesen. Die Nachfrage löst hier wie andernorts das entsprechende Angebot aus.

Weiterhin lebt Online-Spiritualität davon, die aufgebauten und nur per Mail oder Chat existierenden Beziehungen nicht nur als „Kontakte“, clicks, likes oder Interaktionen zu sehen, sondern als Menschen und Persönlichkeiten, die eben persönlichen Kontakt wünschen.

Der Mut, Dinge auszuprobieren und den eigenen Stil zu finden und zu behalten ist ein weiterer Faktor, der es erlaubt, längerfristig Menschen spirituell zu begleiten und für sie zu einer festen Größe im Leben und im Glauben zu werden. Das zeigt der Blick in die Adress-Datenbank unserer zahlreichen Mail-Aktionen, dass viele Abonnenten bereits seit Jahren dabei sind und immer wieder mitmachen.

Die Anonymität des Netzes schafft eine große Offenheit und Nähe, die schneller als in der Offline-Welt an den Kern der Sorgen und Nöte herankommen lässt, die schnell und offen Fragen, aber auch Rückmeldungen gibt. So schnell, wie man gefragt wird, wird der Kontakt oft auch wieder beendet. So offen wir gefragt werden, so offen sind eben auch die Rückmeldungen zu unseren kirchlichen Ansichten. Das muss man aushalten lernen.

Weiterhin braucht es trotz aller Technik einen menschlichen Support. So sind ca. 3–5% der E-Mail-Adressen in der Datenbank bei uns durch die User fehlerhaft eingetragen. Die Anfragen, warum man dann keine E-Mail bekommt, sind dann entsprechend hoch und wollen umgehend beantwortet werden. Das bindet Zeit und Kraft, ist manchmal gerade durch die Umsichtigkeit der Beginn eines seelsorgerischen Kontaktes. Hier wäre ein technisch leicht machbares trouble-shooting-System aus seelsorglicher Sicht eher kontraproduktiv.

Ebenso ist es eine Entscheidung, welche Kanäle man nutzen will. Nicht jedes Seelsorgeangebot kann und muss alle Social-media-Kanäle gleichermaßen füllen oder ist für alle Kanäle gleichermaßen geeignet. Das geben die personellen Ressourcen einfach nicht her. Vielmehr gilt es, vernetzt und offen die Menschen zu erreichen. Denn das Ziel aller Seelsorge im Netz sollte es sein, „stets bereit [sein]“ den Menschen, die uns anvertraut sind „Rede und Antwort zu stehen“ über die Hoffnung, „die uns erfüllt“ (nach 1 Petrus 3,15).

Die Internetseelsorge hat sich in den letzten 20 Jahren zu einem festen Bestandteil der Pastoral entwickelt und ist als gleichwertig gegenüber allen anderen Ausprägungen des pastoralen Alltags anzusehen. Jedoch spielen das Medium und das Verstehen dessen eine zentrale Rolle. Nicht alles, was technisch geht ist, auch für die Zielgruppe sinnvoll und angemessen. Andersrum erfordert das sich ständig verändernde Internet immer auch den Blick für technische und stilistische Neuerungen und eine abwägende Haltung, welchen Trend man mitmacht und wo man eher konservativ bei bewährten Dingen bleibt.

Nicht verhehlen darf man jedoch die folgenden Aspekte der Internetseelsorge: Durch die Aufhebung des Territorialprinzips – das Internet kennt eben keine Grenzen und schon gar keine kirchlichen – ist es schwer, die personellen und finanziellen Ressourcen, die für gute spirituelle Begleitung und intensive Online-Seelsorge nötig ist, bei den jeweiligen Diözesen bereit zu stellen.

Die Veränderungen in den pastoralen Feldern der Gemeinden vor Ort tragen ebenfalls dazu bei, dass engagierte Kollegen wenig bis keine Ressourcen – trotz der grundsätzlichen Bereitschaft – haben, sich auch noch zielgerichtet und vernetzt an der Internetseelsorge zu beteiligen. Andererseits ist die Zielgruppe der „kirchlichen Randgemeinde“ häufig im Netz aktiv und dort offen für ein kirchliches Engagement und nimmt dieses auch gern an.

Insofern gilt: „Wir sind längst schon drin!“ Auch ohne CD und Werbespruch. Wir müssen das World-Wide-Web nur gestalten und die Chancen nutzen! Die Verantwortlichen in den Diözesen jedoch die Rahmenbedingungen für gute Internetseelsorge schaffen.

Henning Klingen, Wien

45 Cent für ein Taufgeschenk

Liturgie und Sakramententheologie im Netz – eine Umschau in Österreich

Wer sich heute über Sakramente oder Liturgisches informiert, nutzt dazu in der Regel zunächst das Internet. Die kirchlichen Angebote sind inzwischen auch im Web vielfältig – allein: Es fehlt eine österreichweite Strategie.

Mit 1,32 Euro ist man bei Fürbitten dabei. 1,16 Euro muss man für Taufpaten auf den Tisch legen –, und für nur 45 Cent gibt's Taufgeschenke. Nein, hier geht's nicht um Schnäppchen aus dem Webportal „geizhals.at“, hier geht's um die harte Währung der Aufmerksamkeit

im Internet. Wer bei Suchanfragen zu den Begriffen „Fürbitten“, „Taufpaten“ oder „Taufgeschenke“ mit seiner Website in der Ergebnisliste ganz oben mitmischen möchte, wer also „sichtbar“ sein möchte im Internet, der muss zum Teil tief in die Tasche greifen und je nach aktueller Häufigkeit der Anfragen, also je nach Wert des Suchbegriffs, pro „Klick“ an Google Beträge von bis zu 1,32 Euro überweisen.

Das hört sich nach einem Schnäppchen an – tatsächlich können so jedoch z. B. beim Begriff „Taufgeschenk“ bis zu 1.600 Euro pro Monat zusammenkommen. Denn aktuell weist Google eine Anfrageintensität von rund 3 600 Suchanfragen nach dem Begriff „Taufgeschenk“ pro Monat aus. Will man kirchlicherseits alle Suchanfragen auffangen und in „Klicks“ auf die eigenen Websites lenken, kann's teuer werden.

Willkommen in der schönen neuen Welt der Online-Kommunikation, die auch vor kirchlichen Angeboten und also kirchlichen Websites nicht Halt macht. Gewiss, man muss in der kirchlichen Kommunikationsarbeit nicht jedem (Online-)Trend hinterherlaufen – wenn man aber den Glauben als kommunikatives Geschehen begreift und die Sendung der Kirche in der Welt als Angebot an alle Menschen versteht, so wird man nicht umhin kommen, diese modernen Marktplätze der Öffentlichkeit, diese „digitale Agora“ mit ihren eigenen Gesetzen und Regeln als „Zeichen der Zeit“ ernst zu nehmen.

Orientierung an den „Usern“

Eine Umschau zu liturgischen und sakramententheologischen Online-Angeboten auf kirchlichen bzw. diözesanen und überdiözesanen Websites muss daher zum einen stets fragmentarisch bleiben, da der Bereich der Online-Kommunikation in ständiger Bewegung und Entwicklung ist – und zweitens muss er für den Experten und theologisch Versierten ernüchternd wirken. Denn – so eine erste Beobachtung – es überwiegt eine stark vom „User“ her gedachte Aufbereitung der Themen. Diese „User“ splitten sich in der kirchlichen Online-Kommuni-

DR. HENNING KLINGEN

ist Redakteur (Schwerpunkt Online/Webredaktion) bei der Katholischen Presseagentur Kathpress (Wien), hier auch Leiter von Projektentwicklung & IT, er ist redaktionell verantwortlich für das Portal der Katholischen Kirche in Österreich und Chefredakteur der Zeitschrift „miteinander“ des Canisiuswerkes.

kation in derzeit drei verschiedene Gruppen auf: Die Kirchennahen und religiös Affinen, die interessiert Fernstehenden sowie die der Kirche überwiegend kritisch Gegenüberstehenden.

Es werden die Fragen dieser Gruppen im Blick auf die Themen Liturgie und Sakramente antizipiert und auf dieser Basis Antworten gegeben. Angenommen wird dabei ein Sakramenten- und Liturgie-Verständnis, das sich vornehmlich am „Service-Charakter“ von Kirche orientiert. Sakramente und Gottesdienste werden – so entsprechend eine zweite Beobachtung – als kirchliche Handlungsakte in der Welt verstanden, den öffentlichen Angeboten anderer großer Institutionen wie etwa den Volkshochschulen nicht unähnlich. Bestätigt wird dieser Befund im Übrigen durch die Anfragen, die auf diözesanen wie auf überdiözesanen Webportalen einlaufen. Diese betreffen zum großen Teil konkrete sakramententheologische Fragen – allerdings stets mit einem durch und durch praktischen Impetus: „Ich möchte mein Kind taufen lassen, mein Mann und ich sind aber schon vor Jahren aus der Kirche ausgetreten. Geht das?“ oder aber: „Wir möchten kirchlich heiraten, allerdings nicht in unserer Heimatpfarre, sondern in der Toskana. Was müssen wir tun?“

Ansatzpunkte: „Leben“ und „Theologie“

Beim Versuch, diese Zielgruppen gleichermaßen mit Informationen zu Sakramenten und/oder Liturgischem zu bedienen, wählen die Diözesen – grob gesagt – zwei verschiedene Zugänge: Die Mehrheit wählt den „lebensweltlichen“ Zugang und erschließt die Themen „anthropologisch“, d.h. ausgehend von der jeweiligen Lebenssituation. So eröffnet etwa die Diözese Feldkirch das Thema Taufe unter dem Titel „Start ins Leben“ mit folgendem Satz: „Ein Kind kommt zur Welt, eine Lebensgeschichte beginnt. Wünsche und Hoffnungen, aber auch Sorgen und Ängste stehen am Beginn dieses Lebens, von dem wir nicht wissen, was es bringen wird. Dieser Lebensstart ist unweigerlich auch mit der Frage verbunden, in welchem Glauben das Kind hineinwachsen kann“ (<http://www.kath-kirche-vorarlberg.at/themen/taufe/willkommen>).

Einen ähnlichen Zugang wählt auch das offizielle Portal der Katholischen Kirche in Österreich, „katholisch.at“, wo es zu den Sakramenten heißt: „Schenkt man jemandem eine Rose, so sagt dies dem Beschenkten ‚Ich liebe Dich‘ oder ‚Ich wünsche Dir baldige Besserung‘, vielleicht auch einfach ‚Es ist schön, dass es Dich gibt‘. Die Rose drückt etwas aus: Liebe und Zuneigung, die sonst unsichtbar sind. Ihre Botschaft gilt. Ähnlich ist es auch mit einem Sakrament [...]. Sakramente bringen die Liebe und die Nähe Gottes zu uns Menschen zum Ausdruck“ (<http://www.katholisch.at/site/glaubenfeiern/article/105003.html>).

Die Diözese Innsbruck hingegen wählt einen theologischen und damit stärker auf das „interne“ bzw. kirchenaffine Publikum zugeschnittenen Einstieg und formuliert:

„Die Taufe ist eines der sieben Sakramente der Katholischen Kirche. Durch sie wird ein Mensch in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen“ (<http://www.dibk.at/index.php?id=8&language=1&portal=1&detail=71>).

Ähnlich die Erzdiözese Wien, wo es zum Thema Taufe heißt:

„Jeder Mensch ist ein geliebtes Kind Gottes. Dem einzelnen Menschen mag dies langsam bewusst geworden sein, er vertraut darauf und glaubt daran. In der Feier der Taufe bekennst du nun deinen Glauben – bei Säuglingstufen tun das stellvertretend die Eltern und Paten“ (<https://www.erzdiocese-wien.at/taufe>).

Die gewählten Begriffe und Bilder („geliebtes Kind Gottes“, „bekennt nun seinen Glauben“) machen dabei deutlich, an wen sich dieser Text und die folgenden Service-Elemente auf der Website richten: An bereits informierte und in kirchlichen Sprachspielen bewanderte User/innen.

Einen Sonderfall stellt indes das neue Portal „www.meinefamilie.at“ der Erzdiözese Wien dar. Es tritt nach außen hin gänzlich „unkirchlich“ auf und orientiert sich ausschließlich an der Zielgruppe junger Familien und ihren Bedürfnissen. Angenommen wird dabei, dass die überwiegende Mehrheit eben dieser Zielgruppe eher zu den interessiert Fernstehenden als zu den kirchlich sozialisierten Usern / Userinnen gehört. Ziel ist ein niederschwelliger Zugang zu jenen Inhalten, die junge Familien interessieren – vom Kinderflohmarkt bis zu Ferienangeboten für Kinder, vom Leih-Oma-Service des Familienverbandes bis zum Eisprungrechner. Unter dem Keyword (Top-Begriff für Suchmaschinen) „Spirituelles“ finden sich Informationen zu den Sakramenten ebenso wie eine Übersicht zu speziellen „Kindergottesdiensten“ im Bereich der Erzdiözese Wien.

Interessant, welcher Zugang hier gewählt ist – wiederum dargelegt am Beispiel des Sakraments der Taufe. So heißt es in dem entsprechenden Eintrag:

„Wenn man im kirchlichen Bereich arbeitet, dann erhält man manchmal die erstaunlichsten Anrufe von Menschen, mit denen man mehr oder weniger bekannt ist. So auch der Anruf einer ehemaligen Studienkollegin, die mir empört berichtete, dass sie nicht Taufpatin sein dürfe [...]. Was sich der Pfarrer da einbilde, sich in eine Familienfeier einzumischen. Auf meine zaghafte Frage, ob sie denn aus der Kirche ausgetreten sei, kam ein erzürntes: ‚NÄTÜRLICH, seit Jahren.‘ Vielen ist heute nicht mehr ganz klar, was die Taufe eigentlich ist. [...] Um es vorweg klar zu stellen: So sehr die Taufe auch eine Familienfeier sein kann, [...] so ändert das alles nichts daran, dass sie an erster Stelle die Aufnahme in die Katholische Kirche ist“ (<http://www.meinefamilie.at/was-ist-die-taufe/>).

Aufschlussreich ist dieser Zugang in zweifacher Hinsicht: Zum einen spricht hier kein Theologe, keine theologische Redaktion oder gar ein Priester, sondern vielmehr eine Redakteurin in direkter Rede, in „Ich-Form“. Die Form des „Blog-Eintrags“ erzeugt eine gänzlich andere Form der Aufmerksamkeit, sie evoziert Empathie und ein zustimmendes „Ja, das kenne ich...“ beim User der Zielgruppe Fernstehend-Interessierter. Zum zweiten folgt das Portal und der Zugang zum Thema Sakramente und Liturgie damit streng der „Netzlogik“, insofern Aufmerksamkeit nur dann entsteht bzw. generiert wird, wenn Inhalte nicht nur nüchtern-informativ sind, sondern den User/ die Userin „abholen“. Konsequenz heißt es in diesem Sinne etwa zum Thema „Mit Kindern in die Kirche gehen“:

„Oft denken Eltern, sie könnten mit kleinen Kindern nicht in die Sonntagsmesse gehen, weil die Kleinen in der Kirche nicht ruhig sitzen oder weil sie ‚doch nichts davon haben.‘ Je früher man aber damit beginnt, ihnen die Messe als ‚sonntägliches Ritual‘ zu präsentieren, umso lieber wird es ihnen werden. Natürlich können Sie auch zunächst 10 Minuten mitfeiern oder am nächsten Sonntag 15 Minuten und den nächsten immer ein bisschen länger“ (<http://www.meinefamilie.at/mit-kindern-in-die-kirche/>).

Kontrastreich hingegen die Zugänge der Diözesen St. Pölten und Gurk-Klagenfurt, die zur Frage „Was ist Liturgie?“ ausführen:

„Das Wort ‚Liturgie‘ kommt aus dem Griechischen und bedeutet ‚öffentliches Werk‘, ‚Dienst des Volkes‘, ‚Dienst für das Volk‘. Die christliche Überlieferung versteht darunter, dass das

Volk Gottes teilnimmt am ‚Werk Gottes‘ (Epheser 3,4). Das Wort ‚Gottesdienst‘ hat einen zweifachen Sinn. Es bedeutet zuerst: Gott dient uns Menschen. Und dann: Wir dienen Gott“ (<http://www.dsp.at/glaubeundleben/was-ist-liturgie>).

bzw. in Gurk-Klagenfurt:

„Die Heilige Messe ist der in der römisch-katholischen und von ihr abstammenden katholischen Kirchen gebräuchliche Name für den die Wortverkündigung und Eucharistiefeier umfassenden Haupt-Gottesdienst. Nach katholischem Verständnis ist die Eucharistiefeier nicht nur eine Erinnerung an das letzte Abendmahl Jesu Christi, sondern auch das gegenwärtigende Gedächtnis seines Kreuzestodes (daher auch Messopfer genannt) und seiner Auferstehung, in die die Mitfeiernden aktiv mit einbezogen werden und durch die sie die eine Kirche sind“ (http://www.kath-kirche-kaernten.at/themen/detail/C666/der_aufbau_der_heiligen_messe).

Am profundesten erscheinen im Übrigen sowohl in sakramententheologischer als auch in liturgischer Hinsicht die Ausführungen des Grazer Pastoralamtsleiters Karl Veitschegger. Auf einer eigenen Plattform der steirischen Kirchenzeitung „Sonntagsblatt“ informiert er unter dem Label „Frag den Festprofi“ über kirchliche Feste im Kirchenjahr (<http://www.sonntagsblatt.tv/festprofi>). Bei den Sakramenten wählt die Diözese Graz-Seckau ebenfalls Beiträge aus Veitscheggers breiter Publikationsliste (<http://members.aon.at/veitschegger/artikel.htm>).

Indes: Wenn es dort heißt „Sakramente sind wirksame Zeichen der Liebe und Nähe Gottes. Sie haben ihren Ursprung in Jesus Christus. Die katholische Kirche feiert sieben Sakramente“, so ist dies gewiss theologisch korrekt, es zeigt sich jedoch ein großer werdender Graben zu den Leserinnen- und Nutzer-Gewohnheiten der wachsenden Masse an nicht mehr kirchlich sozialisierten Usern, aber auch zu interessiert Fernstehenden, die – obgleich interessiert – nicht mehr in den kirchlich-theologischen Sprachspielen beheimatet sind.

Neue Herausforderung: Internetgottesdienste

Eine steirische Besonderheit stellt weiters das Angebot sogenannter „Internetgottesdienste“ der Pfarre Hartberg dar. Seit 2008 „streamt“ die Pfarre ihre Gottesdienste Woche für Woche live im Internet. Großen Wert legt man dabei auf eine pastoraltheologische Grundlegung des Angebots, heißt es doch auf der Website der Pfarre Hartberg:

„Dieses Projekt Internetgottesdienste entspricht den Grundsätzen kirchlich pastoraler Handlungsfelder, wie dies in den Leitlinien der Diözese Graz-Seckau zum Ausdruck kommt: Zeitbezogene Vermittlung von Spiritualität, Wertschätzung des Sonntags und der Liturgie, Missionarische Pastoral, Glaubensverkündigung ‚Junger Erwachsener‘ und der Kirche fernstehende Zielgruppen“ (<http://hartberg.graz-seckau.at/internetgottesdienst>).

Die Erfolgsgeschichte der Fernsehgottesdienste möchte man auf diese Weise weiterschreiben und jene Menschen erreichen, „die nicht zur sonntäglichen Messfeier kommen können oder wollen“ – von Alten und Kranken bis hin zu im Ausland arbeitenden Menschen, die am Wochenende gerne über das Internet den Kontakt zur Heimat aufrecht erhalten.

Entwicklungen und Trends

Damit stellt sich nach dieser notwendigerweise im Allgemeinen und Unscharfen bleibenden Umschau die Frage nach künftigen Entwicklungen und Trends: Tatsächlich nämlich wird der Frage der Optimierung kirchlicher Web-Angebote gerade auch im Bereich liturgischer und sakramententheologischer Fragen große Aufmerksamkeit geschenkt – allerdings mit der Einschränkung, dass diese Themen in zwei Richtungen weiterentwickelt werden: In Richtung eines am User orientierten „lebensweltlichen“ Zugangs und in Richtung eines niederschweligen Zugangs zu Service-Angeboten.

Dabei wird gerade die Entwicklung von österreichweiten Plattformen und einer österreichweiten Kommunikationsstrategie über Erfolg und Misserfolg in einer immer stärker internetaffinen und internet-gewöhnten Gesellschaft entscheiden. Denn selbst wenn Kirche stets Kirche vor Ort ist und dort in den Gemeinden lebt, so machen Suchanfragen und Interesse von Menschen doch nicht vor Pfarr- oder Diözesangrenzen Halt. Anders gesagt: Wenn eine Person in Vorarlberg nach Erläuterungen zum Thema Taufe sucht, die diözesanen Angebote jedoch nicht auf der ersten Seite der Ergebnisliste von Google aufscheinen, ist die Suchanfrage und ein etwaiger Erstkontakt zu einem interessiert Fernstehenden verloren.

Technisch gesprochen geht es um eine österreichweite kirchliche „SEO-Strategie“ (Search Enginge Optimization). Gelungen ist dies in Ansätzen etwa bereits beim Thema Kirchenbeitrag, wo Suchanfragen auf die österreichweite Domain www.kirchenbeitrag.at führen, von der aus dann Anfragen auf die Diözesen gezielt weiter verteilt werden. Ähnliches soll künftig etwa in Form einer österreichweiten Gottesdienst-Suche umgesetzt werden. Zunehmend wichtiger wird in diesem Kontext auch die Form der Darbietung der gesuchten Informationen: So weisen alle Statistiken derzeit in Richtung immer intensiverer mobiler Internetnutzung. Entsprechend werden alle Websites für mobile Anwendungen – also die Nutzung via Smartphone oder Tablet-PC – optimiert. Dieser Trend soll weiter aufgegriffen werden in Form einer österreichweiten kostenlosen „Kirchen-App“, die radikal auf Service-Funktionen hin optimiert ist und der simplen Frage gehorcht: „Hier stehe ich; welche kirchlichen Angebote gibt es in meiner Umgebung?“

Kirche und Theologie sollten diese Entwicklungen im Sinne eines neuen missionarischen Aufbruchs nicht unterschätzen – aber gewiss auch nicht blindlings jedem Trend nachlaufen. Gerade der Bereich etwa des „Streamings“ und des Wachsens von Online-Video-Plattformen könnte künftig die alte Diskussion wieder entfachen, ob ein medial vermittelter Gottesdienst einer aktiven Teilnahme an einem Gottesdienst gleichzusetzen ist. Verschärft werden könnte diese Diskussion, die im deutschen Sprachraum Mitte der 1950er Jahre zum Teil vehement geführt wurde, durch die neuen Möglichkeiten, Gottesdienste nicht nur live zu streamen, sondern „on demand“, also etwa über Youtube oder andere Videoplattformen zum zeitversetzten und wiederholten Ansehen anzubieten.

Solche Fragen sollte die Kirche gewiss mit dem notwendigen Ernst verfolgen und diskutieren – bei all dem aber stets nicht aus den Augen verlieren, für wen sie ihre Angebote online aufbereitet und welche Sprache sie im Web sprechen muss, um überhaupt noch gehört zu werden.

Liborius Olaf Lumma, Innsbruck

Meine Quicklist

Ein persönlicher Streifzug durch Internet-Angebote zu Liturgie und Liturgiewissenschaft – und darüber hinaus

Das Angebot im Internet für Liturgie-Interessierte ist vielfältig und unüberschaubar. Der Innsbrucker Assistent für Liturgiewissenschaft gibt an Hand seiner persönlichen Nutzungsliste einen kommentierten Überblick und regt so an zur Entdeckungsreise. (Redaktion).

Wie in allen Bereichen menschlichen Lebens, Forschens und Handelns wird auch in Sachen Liturgie das Internet ein immer bedeutenderes Medium.

DR. LIBORIUS OLAF LUMMA
ist Universitätsassistent im Fachbereich Liturgiewissenschaft
an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität
Innsbruck und Autor von Büchern zur Vermittlung
liturgiewissenschaftlicher Inhalte an Interessierte.

Das bringt erhebliche Vorteile mit sich: Was im Internet publiziert wird, kann über Suchmaschinen schnell gefunden werden, anhand von Stichworten kann man sich leicht einen Überblick über den Inhalt verschaffen. Internetseiten lassen sich schnell und kostengünstig speichern (den gewaltigen Energieverbrauch, den das Internet weltweit verursacht, verliert man allerdings leicht aus dem Blick, wenn man in diesem Zusammenhang das Wort „kostengünstig“ verwendet) oder auch einfach nur am Bildschirm überfliegen und auswerten.

Als digitales Medium bietet das Internet zudem eine Fülle von Chancen, die Bücher bisher nicht bieten konnten: Datensätze lassen sich systematisch zu neuen Einheiten verbinden, die optische oder akustische Aufbereitung kann den Bedürfnissen der Rezipientinnen und Rezipienten, den Vorgaben elektronischer Endgeräte oder auch einfach nur den persönlichen Vorlieben angepasst werden.

Andererseits drohen im scheinbar so frei verfügbaren Datenaustausch auch neue, leicht übersehene Gefahren und nicht zu unterschätzende Einseitigkeiten: Wer sich den Anschluss an die weltweite Kommunikation über private oder öffentliche Computer finanziell nicht leisten kann (und das sind weite Teile der Weltbevölkerung!), bleibt ausgeschlossen, kann sich nicht einbringen und wird auch kaum vermisst. Wer kein Englisch kann, dem bleiben weite Teile des Netzes und der damit verbundenen Technologie unzugänglich. Wer die neu entstandenen und entstehenden Spielregeln von Diskussions- und Informationsforen nicht kennt, kann schnell durch technische Maßnahmen vom Dialog ausgeschlossen werden. Wer nicht die Algorithmen der großen Suchmaschinen sachgerecht bedient, bleibt weitgehend unentdeckt. Und für Laien wird es zunehmend unmöglich, inhaltliche Qualität zu identifizieren, da Internetseiten schnell erstellt und erstaunlich leicht mit einer auf den ersten Blick hochprofessionellen Aufmachung präsentiert werden können.

Als einen Vorschlag zur Orientierung für andere Liturgieinteressierte möchte ich hier eine höchst subjektive, aber hoffentlich doch durch das geschulte Auge eines Fachwissenschaftlers und Liturgiepraktikers entstandene Liste von Internetseiten (zum Teil auch damit zusam-

menhängenden Apps) vorstellen und dabei Vorzüge und Schwächen einiger von mir häufig genutzter Angebote im Internet darstellen. Das meiste davon sind Angebote in deutscher Sprache, alle hier vorgestellten Daten sind kostenlos verfügbar.

www.perikopen.de

Hier handelt es sich um ein Projekt des Münchner Theologen Thomas Schumacher. Schumacher ist es gelungen, eine Fülle hochkarätiger Theologinnen und Theologen – meist aus der neutestamentlichen Exegese – für exegetische Kommentare zu den Sonntagsevangelien aller drei römisch-katholischer Sonntagslesejahre zu gewinnen. Die Artikel haben in der Regel eine Länge von etwa 6–7 DIN A4-Seiten – manche auch kürzer, andere länger –, lassen sich als PDF-Datei herunterladen und bewegen sich in einem Umfang, der sich im Rahmen einer wöchentlichen Predigt- oder Gottesdienstvorbereitung gut bewältigen lassen sollte. Dass hier nur die Evangelien, nicht aber die anderen Schrifttexte ausgelegt werden, ist ein Desiderat, aber nicht notwendigerweise ein Kritikpunkt: Prinzipiell lässt sich ein solches Projekt ja jederzeit erweitern.

Dass bei der Seite Optik und Barrierefreiheit nicht im Vordergrund stehen, ist verzeihlich: Letztlich handelt es sich nur um ein Register, aus dem man dann auf die einzelnen PDFs stößt, die die entscheidende Arbeitsleistung darstellen. Dass die Seite allerdings Frames verwendet (also aus mehreren unabhängigen Fenstern zusammengebaut wird), ist ein erhebliches technisches Manko, zum Beispiel für Suchmaschinen oder für Aufrufe übers Smartphone. Hier sollte möglichst bald Abhilfe geschaffen werden.

www.theologie-und-kirche.de

Nicht unbedingt auf Liturgie spezialisiert, sondern eher engagiert in aktuellen kirchenpolitischen Auseinandersetzungen sowie in den Grenzgebieten der Theologie zur Philosophie, zur Politik, zum Zeitgeschehen, zu Kunst und Kultur ist das von Gunnar Anger seit über 15 Jahren betriebene „Münsteraner Forum für Theologie und Kirche“. Es handelt sich hier um eine in erstaunlicher Häufigkeit aktualisierte Linkliste mit jeweils ganz kurz kommentierten Verweisen auf andere Web-Seiten. Zum Teil sind die Links auch in eigenen Kapiteln zusammengefasst, die dann sowohl über das Hauptfenster als auch über das Menü gefunden werden können. Gelegentlich werden auch „Eigenproduktionen“ veröffentlicht, zum Beispiel Interviews mit Theologinnen und Theologen zu deren neuesten Publikationen. Es ist höchst bemerkenswert, wie man eine derart aktuelle Fundgrube für theologisch-philosophische Diskussionen über so lange Zeit so umfassend betreiben kann.

Leider sieht man der Seite an, dass an ihrer Programmierung und Optik seit den Anfängen nichts mehr geändert wurde. Das hat einen gewissen Retro-Charme und schafft einen eindeutigen Primat des Inhalts gegenüber der Form, auf Dauer stellt aber auch hier die Konstruktion mit Frames eine erhebliche technische Schwäche dar, die unbedingt behoben werden sollte (und sich auch leicht beheben ließe).

www.lectiobrevior.de

Lectio Brevior ist der Blog des Münchner Neutestamentlers Gerd Häfner, der an anderer Stelle in dieser Zeitschrift über seine Erfahrungen berichtet.¹ Für Liturgieinteressierte dürften die jeweils aktuellen exegetischen Kommentare zu den Sonntagsevangelien von besonderer Relevanz sein.

www.catena-aurea.de

Unter anderen war die heutige Wiener Universitätsprofessorin für Theologie der Spiritualität, Marianne Schlosser, für den Aufbau der „Catena Aurea“ („goldene Kette“) verantwortlich. Hier finden sich zu allen Sonntagsevangelien kommentierende Texte aus der patristischen und frühmittelalterlichen Überlieferung. Diese Texte sind Vers für Vers entlang der Evangelienperikope nach Art von Glossen aufgelistet – eben eine modernisierte Fassung dessen, was im Mittelalter unter einer catena aurea verstanden wurde.

Der Schwerpunkt liegt auch bei dieser Seite nicht gerade auf der Ästhetik. Für eine so hilfreiche Textsammlung für die homiletische oder spirituelle Praxis, die zugleich Anstöße für die theologische und theologiegeschichtliche Forschung liefern kann, wirkt die Aufmachung erstaunlich lieblos. Würde etwas mehr in die optische Wirkung und Übersichtlichkeit investiert, könnte die Catena Aurea deutlich leichter Aufmerksamkeit erreichen.

www.erzabtei-beuron.de/schott

Zum „Schott“ muss nichts eigens gesagt werden. Dass hier alle Texte der römisch-katholischen Eucharistiefeier tagesaktuell und über ein Menü auch für alle anderen Tage abgerufen werden können, ist für die liturgische Praxis mehr als hilfreich – noch dazu verzichtet die Erzabtei Beuron für dieses Angebot sogar auf mögliche Einnahmen aus dem Buchverkauf (was leider in Sachen Liturgie nicht selbstverständlich ist). Der Auftritt ist vor einiger Zeit technisch aktualisiert worden, das neue „Gotteslob“ ist eingearbeitet. Diese Seite dürfte wohl zu den unverzichtbarsten für die liturgische Praxis gehören.

stundenbuch.katholisch.de

Was der Schott für die Messe ist, das war bislang das „Kleine Stundenbuch“ für die Tagzeitenliturgie. Lange Zeit musste auf eine Internetausgabe gewartet werden, seit einiger Zeit ist sie da. Es finden sich Laudes, Vesper und Komplet zum jeweiligen Tag. Andere Tage können über Hin- und Zurück-Pfeile einzeln angesteuert werden. Die kleinen Horen Terz, Sext und Non werden nach und nach eingearbeitet, die Lesehore gehört nicht zum Funktionsumfang; stattdessen sind die Tageslesungen der Eucharistiefeier abrufbar.

Neben der Website gibt es auch die kostenlose App („Stundenbuch“), mittlerweile nicht mehr nur für Android-Geräte, sondern auch für WindowsPhone und iOS. Unter Beterinnen und Betern der Tagzeitenliturgie könnte damit wohl bald nicht nur das ohnehin unhandliche Stundenbuch, sondern auch dessen gedruckte Kleinausgabe weitgehend abgelöst werden – auch wenn es derzeit noch irritierend oder gar anstößig erscheinen mag, mit dem Smart-

¹ Vgl. unten Seite 102–105.

phone in der Hand zu beten. Für die App sind der Katholische Pressebund und das Deutsche Liturgische Institut als Verantwortliche genannt. Auf der Website, die an das Angebot „www.katholisch.de“ angebunden ist, fehlen diese Angaben.

www.domradio.de

Das Kölner Domradio hat im Laufe der letzten Jahre eine umfassende Internetpräsenz aufgebaut. „domradio.de“ ermöglicht nicht nur, die Rundfunksendungen live mitzuhören, sondern auch die täglichen Gottesdienstübertragungen (in der Regel aus dem Kölner Dom) in Bild und Ton im Livestream mitzuverfolgen. Das Internetangebot geht aber weit darüber hinaus und bietet derzeit die vielleicht beste kostenlos zugängliche kirchliche Nachrichtenagentur, die über aktuelle Themen aus katholischer Kirche, Ökumene, Politik und Gesellschaft berichtet. Es gelingt, der Gefahr einer kritiklosen „bischöflichen Hofberichterstattung“ aus dem Weg zu gehen, die manche andere kirchliche Internetseite ähnlich wie die PR großer Unternehmen prägt. Stattdessen finden sich viele kritische Kommentare zu einzelnen Themenfeldern, ohne dass diese nur einer einzigen kirchenpolitischen Tendenz zuzuordnen wären.

Der Blickwinkel ist naturgemäß in erster Linie „deutsch“, weniger „österreichisch“, aber insgesamt ist „domradio.de“ als kirchliches Informationsmedium mindestens so hilfreich wie das stärker international ausgerichtete Radio Vatikan.

www.praytellig.com

Zumindest dieser eine englischsprachige Blog (mit Kommentarmöglichkeit, die auch ausführlich genutzt wird) soll hier vorgestellt werden. Federführend betreut durch den amerikanischen Liturgiewissenschaftler und Kirchenmusiker Anthony Ruff OSB ist das „PrayTellBlog“ ein Forum für Diskussionen, Glossen, Meinungsbildung in den Themenfeldern Liturgiewissenschaft, Kirchengeschichte, Bibelwissenschaft, Kirchenmusik, Sakramententheologie, Kirchenrecht. Manche Diskussionen werden in der Sache hart geführt, andere eher ironisch-humorig. Für derart emotional besetzte Themen, wie es Fragen der Liturgie nun einmal sind, ist der Tonfall insgesamt erstaunlich entspannt (oder vielleicht auch einfach nur typisch amerikanisch). Der Untertitel des Blogs kann programmatisch gelesen werden: „Worship, Wit, & Wisdom“ (deutsch etwa: „Gebet, Witz und Weisheit“).

www.liturgie.de

Dem Deutschen Liturgische Institut gelingt auf seiner Website große Aktualität beim eigenen Veranstaltungskalender, bei Nachrichten von größerer Bedeutung für die liturgische Praxis und die Fachwelt sowie bei Hinweisen auf Publikationen aus dem eigenen Haus oder verwandten Einrichtungen. Das Design der Seite ist allerdings schon lange veraltet, neben einer Einbettung von Google und Freefind existiert keine eigene Suchfunktion, viele der angebotenen „Liturgie-Links“ führen ins Leere usw. Hinter den Kulissen ist zu hören, dass ein Relaunch in Erarbeitung ist, aber wegen der wenigen verfügbaren Arbeitskapazitäten noch auf sich warten lassen muss. Einen Vorgeschmack bietet möglicherweise die Informations-Seite des Instituts zur Neuauflage des „Gotteslob“ unter „gotteslob.liturgie.de“. Hier sammeln sich

zahlreiche Materialien zum neuen katholischen Einheitsgesangbuch, und diese Seite wird auch sehr regelmäßig redaktionell auf den neuesten Stand gebracht.

www.liturgie.at

Die Internetseite des Österreichischen Liturgischen Instituts darf nicht fehlen. Die Seite bleibt zwar vorerst ebenfalls noch hinter den Gestaltungsmöglichkeiten professionell kreierter und redigierter Internetseiten zurück, aber Veranstaltungshinweise des Instituts (Kursangebote, Studientage usw.) sind dort immer aktuell zu finden, ebenso Einblicke in den „Heiligen Dienst“ sowie Kontaktadressen des Instituts, diözesane Direktorien, erhältliche Publikationen (zum Teil zum freien Download) und anderes mehr.

Ein neuer Auftritt in der Redaktionslinie von „katholisch.at“, dem Webportal der Katholischen Kirche Österreichs, ist in Arbeit. Interessierte können die „Baustelle“ schon besuchen unter: www.katholisch.at/liturgie.

www.liturgie.ch²

Einen gewaltigen Sprung vorwärts machte vor einiger Zeit die Internetpräsenz des Liturgischen Instituts der deutschsprachigen Schweiz in Fribourg. Die Seite bietet in professioneller und moderner Gestaltung umfangreiche Materialien vor allem zur liturgischen Praxis und deren theologischer und pastoraler Reflexion. Auffällig sind die vielen Vernetzungen: Ruft man eine einzelne Seite auf, wird man dort gleich auf thematisch verwandte Seiten, auf Downloads oder bestellbare Publikationen weiterverwiesen. Aktuelle Fürbitten für den jeweils nächsten Sonn- oder Festtag stehen bereit, es gibt ein eigenes Portal zur Kirchenmusik und selbstverständlich auch Hinweise auf Veranstaltungen des Instituts. Auch auf Facebook ist das Institut vertreten: Hier wird die Gelegenheit genutzt, kleine Anregungen, Fragen, Zitate oder persönliche Beobachtungen zu publizieren oder auf neue Angebote auf der Website hinzuweisen: „www.facebook.com/liturgie.ch“.

Unter den deutschsprachigen liturgischen Instituten kommt den Schweizer Kolleginnen und Kollegen derzeit unzweifelhaft eine Vorreiterrolle zu, an der sich Neugestaltungen werden messen lassen müssen.

populocongregato.over-blog.com

Der privat betriebene Blog „populo congregato“ des Hamburger Pfarrers und an der römischen Benediktinerhochschule Sant' Anselmo lehrenden Liturgiewissenschaftlers Markus Tymister dokumentiert kurz gehaltene fachwissenschaftliche „Gedanken zur Liturgie am Schnittpunkt von Wissenschaft und Pastoral“ (so der Untertitel des Blogs). Tymister behandelt in seinen Artikeln scheinbar zufällig ausgewählte, aber oft durch praktische Erfahrungen oder die Gegebenheiten des Kirchenjahres oder päpstliche Verlautbarungen ausgelöste Detailfragen der Liturgie. Grundlage der Artikel sind vor allem patristische und andere historische Quellen der Liturgiegeschichte. In den letzten Monaten fanden sich beispielsweise Überlegungen dazu, an welcher Stelle im Hochgebet der heilige Josef am sinnvollsten ein-

² Vgl. dazu den Beitrag von Peter SPICHTIG, in diesem Heft 87–95.

zufügen wäre (wenn er denn unbedingt eingefügt werden soll), ob Sakramente „gespendet“ oder „gefeiert“ werden und wer eigentlich einen Bischof weihen kann.

www.maria-laach.de/tedeum

Die monatlich erscheinende Zeitschrift „Te Deum“, die ein täglich neu zusammengestelltes vereinfachtes Stundengebet (Morgenlob, Abendlob) veröffentlicht – und dies in katholisch-evangelischer Zusammenarbeit –, bietet auf ihrer Website die Möglichkeit, die jeweils aktuellen Tagestexte auch auf dem Bildschirm abzurufen. Es gibt darüber hinaus nähere Erklärungen zur Zeitschrift, Kontaktmöglichkeiten zur Redaktion, natürlich auch Bestellmöglichkeiten für die gedruckte Ausgabe. Sogar ein Einbetten der Tagestexte in andere Websites ist möglich – auch hier scheint man also nicht primär den Verkaufserfolg der Druckausgabe im Blick zu haben. Die verschiedenen Impulse zum Tag können auch als Anregung für Eucharistiefeier, Andachten, Gebetsgruppen usw. von großer Hilfe sein.

www.erzdioezese-wien.at/liturgie

Das Liturgiereferat im Pastoralamt der Erzdiözese Wien hat das derzeit wohl am professionellsten aufgemachte und am umfangreichsten gepflegte diözesane Liturgieportal in Österreich, das in seiner Gesamtgestaltung das klare Webdesign der Erzdiözese Wien übernimmt. Das Wiener Team hat ein Angebot an Informationen und Materialien für die Gottesdienstgestaltung erarbeitet, das dem Umfang des Schweizer Liturgischen Instituts vergleichbar ist. Die meisten Veranstaltungshinweise und aktuellen Nachrichten sind naturgemäß auf die Erzdiözese Wien konzentriert, der übrige Teil des Portals kann aber auch unabhängig von einer solchen diözesanen Bindung verwendet werden. Zugleich kann ein Newsletter abonniert werden, der über Neuerungen auf der Seite und aktuelle Angebote auf dem Laufenden hält.

www.youtube.com/user/bistumosna

Ein kleiner persönlicher Geheimitipp: Der youtube-Kanal der deutschen Diözese Osnabrück veröffentlicht in lockerer Folge Videos unter der Überschrift „Achtung! Kann Spuren von Glauben enthalten!“ Hier wird die Entstehung alltagssprachlicher Begriffe und Bräuche erläutert, deren christlicher Ursprung vielfach schon längst vergessen ist. Erstellt werden diese Videos durch Urs von Wulfen, der nicht nur langjähriger Freund des Autors dieser Zeilen, sondern auch Hausmann, Kabarettist und nebenbei Facebook-Beauftragter des Bistums Osnabrück ist. Dank moderner Aufnahme- und Schnittechnik sowie der medialen Erfahrung des Präsentators sind schon einige Videos entstanden, die unterhaltsam und informativ in die christlichen Wurzeln mancher kultureller Phänomene der Gegenwart einführen, ohne dabei handwerklich so dilettantisch daherzukommen, wie man es sonst oft bei Menschen erlebt, die zwar den Mut, aber nicht unbedingt die Fähigkeiten haben, vor einer Kamera zu stehen und Filme zu drehen.

www.predigtforum.at³

Das „Predigtforum“ der österreichischen Redemptoristen dürfte eines der meistgenutzten Portale in der Gottesdienstvorbereitung sein. Zu den Sonn- und Feiertagen des Kirchenjahres erscheinen – immer erst einige Tage im Voraus – verschiedene Materialien als Behelf für die Gottesdienstvorbereitung: angefangen von den Tageslesungen über mehrere ausgearbeitete Homilien, Fürbitten, Liedvorschläge usw. bis hin zu „Kontexten“, also Impulsen zum Tag in Form von Gedichten, kurzen Meditationen u. Ä., vielfach entnommen aus Buchpublikationen bekannter Schriftstellerinnen und Schriftsteller. Das Predigtforum ist im Design an die Website der deutschsprachigen Redemptoristen angebunden.

www.iBreviary.org

Das „iBreviary“ bietet Stundengebet, Messbuch, Lektionar sowie weitere liturgische Texte in mehreren Sprachen. Die zugehörige App für Smartphone und iPhone bietet derzeit die Einstellungen Italienisch, Englisch, Spanisch, Französisch, Rumänisch, Latein und Portugiesisch sowie den römischen Ritus von 1962 und den ambrosianischen Ritus; außerdem sind schon einige Proprien von Ordensgemeinschaften eingearbeitet. Auch wenn sich das vom italienischen Priester Paolo Padrini entwickelte iBreviary ausdrücklich nicht als Ersatz für die gedruckten liturgischen Bücher versteht, sondern nur als Hilfestellung für Reisende, stellt es doch den derzeit umfassendsten Schritt in Richtung einer vollständigen Digitalisierung der liturgischen Texte dar. Einzige Einschränkung ist, dass immer nur die Texte der jeweiligen Woche, aber nicht die Inhalte ganzer liturgischer Bücher heruntergeladen werden können. Gäbe es das iBreviary auf Deutsch, wäre es vermutlich konkurrenzlos.

www.vatican.va

Die Internetpräsenz des Heiligen Stuhls soll den Abschluss bilden, zumal diese Website in letzter Zeit nach und nach zahlreiche technische und optische Veränderungen erfährt (die auch dringend nötig waren). Eine wirklich übersichtliche Struktur ist allerdings bisher ebenso wenig erreicht wie ein einheitliches Design für alle einzelnen Seiten, auch die angebotene Suchfunktion braucht dringend Optimierungsmaßnahmen. Wie es dem Wesen des Heiligen Stuhls entspricht, ist auch die Website sehr auf die Person des jeweils amtierenden Papstes fokussiert, alles andere aufzufinden kann bisweilen ein eher mühsames Unterfangen sein.

Die reine Datenmenge als solche macht die vatikanische Internetpräsenz aber zu einem hilfreichen Werkzeug für die theologische Arbeit, denn hier findet sich eine verlässliche Quelle für kirchenamtliche Texte, päpstliche Ansprachen usw., und zwar in allen verfügbaren Sprachen. Seit Leo XIII. (1878–1903) ist für jeden Papst eine eigene Seite eingerichtet, auf der die jeweiligen Verlautbarungen abgerufen werden können.

³ Vgl. dazu den Beitrag von Hans HÜTTER, in diesem Heft 96–101.

P. Peter Spichtig OP, Freiburg

Hinführung zu liturgischen Vollzügen übers Internet?

www.liturgie.ch und www.die-messe.org im Portrait

Die Inhalte des World-Wide-Web stehen allen offen. Die Vermittlung von Inhalten muss freilich passgenau auf bestimmte Zielgruppen hin aufbereitet werden. Wer aber sind die Zielgruppen, die Informationen über Liturgie suchen? Neben Insidern, die mit Vorbereitung und Gestaltung von Liturgie befasst sind, können dies durchaus auch Gelgenheitspassanten sein. Wie kann es gelingen, auch sie anzusprechen und Liturgie als Glaubensquelle zu erschließen? Dominikanerpater Peter Spichtig erläutert vor dem Hintergrund solcher Fragen das Konzept der Homepage des Liturgischen Instituts der Schweiz. (Redaktion).

Mit Trockenübungen allein lernt keiner schwimmen. So wenig für Liturgieleitende eine ausführliche Rubrikenkunde die praktische Aneignung und Einübung einer Ars

P. PETER SPICHTIG OP, LIC. THEOL.,
ist Leiter des Liturgischen Instituts der
deutschsprachigen Schweiz in Freiburg / Schweiz.

celebrandi ersetzen kann, so wenig vermögen schriftliche Erläuterungen irgend jemanden wirklich in liturgische Vollzüge einzuführen. Klar ist aber ebenso, dass die komplexe, synästhetische Gestalt gottesdienstlichen Handelns nicht in all ihren Aspekten selbsterklärend ist. Es braucht also auch Hinführungen. Allein die Gattung der mystagogischen Predigt eines Cyril von Jerusalem oder eines Chrysostomos macht dies deutlich. Auch die erneuerte Liturgie, obschon in vielen Vollzügen zu jener noblen Einfachheit zurückgeführt, wie es die Konzilsväter gewünscht hatten, bedarf in vielem der Einführung.

Und dies umso dringender, da immer mehr getaufte Brüder und Schwestern immer seltener im Gottesdienst anzutreffen sind. Wo und wie immer diese ihren Sonntag verbringen, eines ist sicher: Ein sehr großes Segment von jungen Erwachsenen (v. a. Männer) surft täglich länger im Net als andere beten. Es kann deshalb nicht erstaunen, dass auf einschlägigen Internet-Video-Foren inzwischen jede Menge von religiöser Apologetik zu finden ist. Messfeiern auch. Oft genug begegnet einem dort irgend eine ausserordentliche Form des römischen Ritus.

Das enorm große und niederschwellige Verbreitungspotential des neuen Mediums Internet wurde allenthalben schnell erkannt. Mit relativ wenig Mitteln aber viel Eifer lässt sich auf diesem weltumspannenden Marktplatz schnell etwas an- und ausrichten. Das ist der Vorteil von privaten Initiativen. Sie sind strukturell schlank, idealistisch motiviert und bisweilen finanziell stark unterstützt durch Gleichgesinnte. Anfänglich rudimentär „selbstgestrickte“ Auftritte kommen ganz schnell professionell relounched daher, wenn der nötige finanzielle Support da ist. Als Kirche (Bistum, kirchenamtliche Dienststelle, Pfarrei etc.) ‚dabei sein oder nicht‘, ist von daher nicht mehr die Frage. In diesem Netz klug und möglichst attraktiv mitzuspinnen, ist längst keine Option mehr, sondern missionarisches Gebot der Stunde.

Von da her war es dem jungen Team, das 2004 in Fribourg das Liturgische Institut der deutschsprachigen Schweiz neu konzipierte, von Beginn an klar, dass das Internet als ein wichtiges Kommunikations- und Bildungsmedium aktiv genutzt werden soll.¹

Im Folgenden werden zwei Projekte liturgischer Bildung im Internet kurz portraitiert: der Online-Auftritt des Liturgischen Instituts „www.liturgie.ch“ und das Projekt einer interaktiven virtuellen Messerklärung „die-messe.org“, das der katholische Mediendienst in Zusammenarbeit mit dem Liturgischen Institut erarbeitet hat. Beide Angebote sind reich an Informationen und für die Besucher gänzlich frei zugänglich.

1 www.liturgie.ch: Gott feiern – Mensch werden

Eine erste, sehr einfach gehaltene Website des Instituts mit basalen Informationen konnte nach zweieinhalbjähriger Arbeit zu Ostern 2007 einem ambitionierten Auftritt weichen. Kernstück der professionell gestalteten Site war das Liturgieportal, eine Sammlung von Artikeln, die zu liturgischen Themen heranzuführen. Dieses Liturgieportal ist bereits schon einmal in

Liturgisches Institut

Institut Newsletter Kontakt Impressum

Home News Liturgiepraxis Liturgieportal Kirchenmusik Veranstaltungen Buchshop Suchen

Gott feiern – Mensch werden

Liturgiepraxis

Zum Ferienbeginn: Wort-Gottes-Feier 15. Sonntag im Jahreskreis B

Der Ferienbeginn kann ein Anlass sein, die Wort-Gottes-Feier mit dem Zuspriech eines biblischen Wortes für die Reisezeit zu verbinden ...

[> weiterlesen](#)

Liturgiepraxis

Wortkarte "Das Wort ist ganz nah bei dir"

Beim Zuspriech eines biblischen Wortes wird eine Karte abgegeben. In der Grösse einer Visitenkarte hat sie überall Platz ...

[> weiterlesen](#)

Liturgiepraxis

Frage und Antwort: Bussakt nach dem Evangelium in der WGF

Frage: Warum kommt im neuen Schweizer Wort-Gottes-Feier-Buch der Bussakt erst nach dem Evangelium?

Antwort: Das neue Feierbuch ...

[> weiterlesen](#)

Liturgiepraxis

Frage und Antwort: Tiere segnen

Frage: Seit einiger Zeit werden Hunde, Katzen in die Kirche gebracht, um für sie den Segen Gottes zu erbitten. Was ist davon zu halten? Antwort: Tiere ...

[> weiterlesen](#)

Screenshot: <http://liturgie.ch/>

¹ Dies umso mehr, als es in den Schweizer Bistümern keine diözesanen Referendariatsstellen gibt und dem Liturgischen Institut somit ein umfassender Bildungsauftrag obliegt. Zu den partikulären Kirchenstrukturen in der Schweiz vgl. SPICHTIG: Liturgische Bildung, 282–285.

dieser Zeitschrift portraitiert worden,² weshalb ich mich hier auf die seitherige Entwicklung konzentrieren will.

Die 50-Jahr-Feier des Liturgischen Instituts war (nebst technischen Unabwendbarkeiten) Ansporn, seinen Internetauftritt zu erneuern. Seit Ostern 2014 ist die neue Version von „liturgie.ch“ in Betrieb und in ständiger Weiterentwicklung. Sie zeichnet sich zunächst durch eine völlig neue graphische Gestaltung aus. Über den wechselnden suggestiven Fotos im Hauptblickfeld der Eingangsseite bleibt der rote Streifen mit der Aufschrift „Gott feiern – Mensch werden“ stehen. Das Motto ist Frucht eines internen Leitbildprozesses des Liturgischen Instituts, der seine pastoralliturgische Arbeit im Jubiläumsjahr 2013 neu profilierte. Dies sollte sich auch direkt in seiner Online-Präsenz abbilden. Noch stärker als bisher sollen unsere zur Verfügung gestellten Inhalte Ausdruck eines „MIT und FÜR“ sein. Die Artikel, Tipps und Angebote sind natürlich für eine Zielgruppe vorgeschlagen. Zugleich soll auch deutlich werden, dass all dies in Zusammenarbeit mit vielen Menschen in den pastoralliturgischen Handlungsfeldern vor Ort entstanden ist und weiter entstehen soll. Dieser partnerschaftliche Ansatz ist Ausdruck eines bewusst gelebten subsidiären Kirchenverständnisses. Die einzelnen Navigations-Oberbereiche sind denn auch jeweils mit einem Untertitel charakterisiert, der mit „Kirche sein [...]“ beginnt:

1.1 Liturgieportal – Kirche sein im Feiern und Verstehen

Das Konzept des bisherigen Liturgieportals mit den inzwischen über 120 Artikeln wurde nicht wesentlich verändert. Ein Haupttext versucht in einer anspruchsvollen, aber allgemein verständlichen Sprache ein liturgisches Thema zu vermitteln, wobei die gottesdienstpraktische Prägung des Autors / der Autorin durchscheinen soll. Möglichst nahe am liturgischen Vollzug werden Zusammenhänge eröffnet. Verschiedene Rubriken in den Randspalten ergänzen das Dargestellte mit anderen Zugängen („Stichwort“; „Brauchtum“; „Geistlicher Impuls“; „Links“ etc.) oder setzen es bisweilen auch Spannungen aus („Wider-Worte“). Jedem Artikel wird ein Bild zugeordnet. Dieses bringt ein weiteres, eigenständiges Deutungsmoment zum Thema bei und bietet in der Regel zeitgenössische bildende Kunst bzw. Fotografie: Kirche-Sein und die Feier des Glaubens ereignet sich im Hier und Heute.³

1.2 Liturgiepraxis – Kirche sein mit aktiver Beteiligung

Neben dem „Liturgieportal“ ist ein neuer großer Bereich „Liturgiepraxis“ eingerichtet worden, der stetig ausgebaut werden soll. Hier sind Hilfestellungen, Anregungen, Feiernermodelle und weiteres für die Praxis zu finden. Einige Titel der Unterordner sind identisch mit dem Liturgieportal. Hier sind also die korrespondierenden Praxistipps zu suchen („Kirchenjahr“, „Lebenslauf“, „Wort-Gottes-Feier“). Hinter „Unterschiedliche Mitfeiernde“ finden sich Feiernermodelle für verschiedene Zielgruppen (z. B. „Gottsuchende“), unter „Liturgische Dienste“ reiht sich neben den Lektoren- und den Kommunionhelferdienst auch jener der Ministranten-

² Vgl. BRÜSKE: Liturgische Bildung, 310–312.

³ Geändert haben wir indes die Benennung der Unterordner. Vom Konzept, verbal statt nominal zu formulieren sind wir einer größeren Eindeutigkeit wegen weggekommen. Die Systematisierung folgt aber auch jetzt nicht klassisch liturgiewissenschaftlichen Kriterien, sondern eher „user“-freundlichen, anthropologischen. So bildet zwar die Eucharistiefeier einen eigenen Unterordner, die übrigen Sakramente eröffnen sich dann aber unter „Lebenslauf“.

ten/Ministrantinnen, der Sakristane und Sakristaninnen sowie der Liturgievorbereitungsgruppen ein, wozu es Hilfestellungen gibt, oft einfach auch in Form von Internetlinks auf andere gute Angebote. „Direktorium“, „Fürbitten“, „Kunst und Kirchenbau“, „Regeln, Infos, Orientierung“ und „Dokumente zur Liturgie“ sind weitere Unterordner mit vielen praktischen Inhalten.

The screenshot shows the website of the Liturgisches Institut. The header includes the logo and name 'Liturgisches Institut' on the left, and navigation links 'Institut', 'Newsletter', 'Kontakt', and 'Impressum' on the right. Below the header is a main navigation bar with links: 'Home', 'News', 'Liturgiepraxis', 'Liturgieportal', 'Kirchenmusik', 'Veranstaltungen', and 'Buchshop'. A search bar is also present.

The 'Liturgiepraxis' section is highlighted in the left sidebar. The main content area features several articles:

- Kirche sein mit aktiver Beteiligung**
- Gottes Gegenwart im Wort ernst genommen**
Artikel aus der Zeitschrift "Gottesdienst" vom 05.01.2015 von Dr. Eduard Nagel, Deutsches Liturgisches Institut, Trier
> Weiterlesen...
- Wort-Gottes-Feier – ein neues liturgisches Buch**
Artikel in der Schweizerischen Kirchenzeitung vom 13.11.2014 von Gunda Bröske, Mitarbeiterin des Liturgischen Instituts
> Weiterlesen...
- Ämliche Mitteilung zur Einführung der Wort-Gottes-Feier in der SKZ vom 13. Nov. 2014**
„Die Wort-Gottes-Feier am Sonntag“ - Approbation und Einführung eines neuen Feierbuchs
Die Bischöfe der deutschsprachigen Schweiz haben mit Datum vom 15.9.2014 das Feierbuch „Die Wort-Gottes-Feier am Sonntag“ approbiert.
> Weiterlesen...
- „Und Gott gab uns das Wort“**
Medienmitteilung zur Buchpräsentation "Die Wort-Gottes-Feier am Sonntag"
Liturgisches Institut Freiburg, 10.11.2014
> Weiterlesen...
- Eine Feier mit eigenem Profil: die neue Wort-Gottes-Feier**
Medienmitteilung zum neuen liturgischen Buch für die Wort-Gottes-Feier
Liturgisches Institut Freiburg, 7.11.2014
> Weiterlesen...

The left sidebar contains a list of links: Kirchenjahr, Lebenslauf, Wort-Gottes-Feier (highlighted), Das neue Feierbuch, Hilfen für die Einführung, Tipps für die Gestaltung, Teutgedächtnis, Dokumentische Gottesdienste, Unterschiedliche Medienräume, Liturgische Dienste, Direktorium, Fürbitten, Kunst und Kirchenbau, Regeln, Infos, Orientierung, and Dokumente zur Liturgie.

Screenshot: <http://liturgie.ch/liturgiepraxis/wort-gottes-feier/das-neue-feierbuch>

1.3 Kirchenmusik – Kirche sein in symphonischer Gemeinschaft

Die musikalische – insbesondere gesangliche – Gestaltung ist derart bestimmend für das Erleben gottesdienstlicher Vollzüge, dass der Kirchenmusik ein eigener Navigations-Oberbereich eingeräumt wird. Hier verbergen sich neben Liedplänen, Phonetikregeln für Sänger/innen, GL-KG-Konkordanz etc. auch Verlinkungen zum kirchenmusikalischen Verbandswesen.

1.4 Kirche sein – mit Insidern bloß?

Die weiteren Navigations-Oberbereiche bieten Inhalte, die wir vorher auch schon hatten: unsere Veranstaltungen („Kirche sein im Geben und Nehmen“), den Buchshop („Kirche sein im Weitergeben von Erfahrungen“) und den Bereich News („Kirche sein in Ereignissen und Entwicklungen“).

Eine schwierige Frage, die als Unschärfe bereits im eingangs Geschilderten hervortritt, ist jene nach den Adressaten. Wen meinen wir mit liturgischer Bildung im Internet zu erreichen, wen würden wir gern damit erreichen, und wen erreichen wir tatsächlich?

Unsere Analysen der Webstatistik und der immer wieder eintreffenden individuellen Rückmeldungen bestätigen uns in der Grundannahme, dass unsere Besucher/innen zum überwiegenden Teil Mitarbeitende im kirchlichen Dienst sind. Dazu kommen viele Laien, die sich vielfältig in der Pfarreiarbeit engagieren. Die Journalistin, die irgendwas Kirchliches googelt oder der gelangweilte Jugendliche, der beim Surfen bei uns landen würde, seien als Ausnahmen, welche die Regel bestätigen, nicht ausgeschlossen. Kirchlich wirklich Fernstehende erreichen wir aber sicher bloß in den seltensten Fällen. Aber auch ein binnenkirchliches Besuchersegment will gepflegt werden.

Der Herausforderung, kontinuierlich Aufmerksamkeit zu generieren, begegnen wir mit einer gestuften Strategie. Wichtigstes Instrument hierfür ist sicher der Newsletter, der in unregelmäßigen Abständen (durchschnittlich alle fünf Wochen) auf neue Artikel im Portal oder neue Beiträge im Praxisteil hinweist. Voraussetzung ist einerseits, dass auch tatsächlich neue Inhalte da sind und andererseits, dass eine E-Mail-Adress-Datenbank systematisch und sorgfältig aufgebaut wird, was wir seit nunmehr zehn Jahren tun. Eine zweite Ebene dieser Aufmerksamkeitsstrategie ist unsere Präsenz auf Facebook. Dort posten wir im Schnitt alle ein bis zwei Wochen einen kleinen Hinweis, ein Zitat, eine Frage. Mit den jeweiligen paar „Likes“ und Kommentaren ergeben sich in der Kontinuität und zunehmenden Vernetzung von „friends“ durchaus auch andere Stammbesucher.

Viel ergiebiger jedoch ist unser wöchentlicher Fürbittdienst, und zwar in zweifacher Hinsicht. Zum einen ist es für die Liturgievorbereitenden attraktiv, neben den Angeboten in Büchern und Periodika (wie z. B. die Zeitschrift Gottesdienst) auch ein taufrisches, einheimisches Angebot an Fürbitten für den kommenden Sonntag konsultieren zu können. Zum anderen ziehen wir für dieses Angebot wechselnde Autoren aus Pfarreien, kirchlichen Dienststellen, Klöstern, Ordinariaten usw. heran, was die Aufmerksamkeit auf unsere Website seinerseits sukzessive weiter erhöht.⁴

2 „www.die-messe.org“ – „Messerklärung“ im Internet

Ein gänzlich anders gelagertes Projekt liturgischer Bildung im Internet ist vom damaligen Bischöflichen Beauftragten für Radio und Fernsehen, Willi Bühler, 2011 lanciert worden. Ausgehend von der Feststellung, dass heute Heranwachsende in überwiegender Mehrzahl

⁴ Freilich stellen wir uns damit dem in der *Allgemeinen Einführung in das Römische Messbuch* 45 geschilderten Ideal selber in den Weg, wonach insbesondere in den Fürbitten „die Gemeinde durch ihr Beten für alle Menschen ihr priesterliches Amt“ ausübt. Sollten die Laien nicht auch in der Vorbereitung der Fürbitten aktiv einbezogen und eben nicht bloß zum Vorlesen der von Klerikern formulierten Bitten angeheuert werden? Es ist noch viel zu tun.

überhaupt keine liturgische Sozialisierung mehr mitbringen und infolge dessen die Eucharistiefeier nicht mehr kennen und sie nicht mal mehr als Kulturgut einordnen können, schwebte ihm eine Art interaktive, virtuelle Messerklärung vor, die sich in erster Linie an Menschen mit Mittelschulniveau richtet.

Warum sich nicht des Mediums dieser Zielgruppe bedienen und eine Messerklärung anbieten, die User nicht zwingend von Seite 1 zum Epilog führt, sondern eher über ästhetische Andockstellen funktioniert, wo sie vom neugierigen Hin und Herklicken motiviert werden, nach tieferen Informationen zu graben?

In Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen katholischen Mediendienst⁵, dem Bischöflichen Beauftragten für Radio und Fernsehen und dem Liturgischen Institut wurde ein entsprechendes Pilotprojekt aufgezogen.⁶ Dies erforderte bald einen weiteren Partner in einer professionellen Webdesign-Firma und dementsprechend erhebliche Finanzierungs-Anstrengungen.⁷



Screenshot: <http://www.die-messe.org/>

⁵ Heute: Katholisches Medienzentrum; www.kath.ch.

⁶ Im Folgenden teildidentisch mit SPICHTIG: „Messerklärung“, 85–86.

⁷ Der Auftrag zum Projekt wurde von der DOK, der Deutschschweizerischen Ordinarienkonferenz, erteilt. Finanziert wurde es aus den dafür gesprochenen Beiträgen von sieben kantonalkirchlichen Körperschaften.

2.1 Ziel und Methode

Von der Vorstellung einer „ideal“ nachgestellten Messe im Studio kam man schnell weg. Authentizität war gefragt. Aber auch Varietät. Heißt es nicht dauernd, die Messe sei doch irgendwie immer dasselbe? Positiv gewendet heißt das aber auch: Jede Art Messerklärung begegnet der Herausforderung, die große Kraft zu vermitteln zu versuchen, die von einem religiösen Ritual ausgeht, das ja nichts weniger behauptet als eine umfassende Weltdeutung zu bieten, die den Menschen angesichts Gottes und Kraft seines Geistes zu seinem wahren Selbst finden lässt.

Das Ziel bestand also darin, das immer gleiche – eigentlich ja dasselbe – wirkmächtige Mysterium in je neuer Aktualisierung virtuell zur Darstellung bringen – ohne auch nur den Hauch einer Illusion aufkommen zu lassen, eine online-Messe ersetze das reale Mitfeiern einer Eucharistiefeier.



Screenshot: <http://www.die-messe.org/de?3#ankommen>

2.2 Wie geht „die-messe.org“?

Dieser Zielsetzung folgend wird der User/die Userin auf „die-messe.org“ von Beginn weg damit konfrontiert, das es die Messe nur je konkret, (phänomenologisch) kontingent und von daher auch ästhetisch nie zweimal gleich gibt. Schon auf der Eingangsseite wird ihm/ihr spielerisch ein Entscheid abgerungen: Er/sie muss eine Kirche wählen, um die Messe (neu) kennen zu lernen. Üppiger Barock oder nüchterne Betonskulptur oder ländliche Roman(t)ik?

Aber nach erfolgter Wahl des virtuellen Kirchenraumes als Bildschirmhintergrund erkennt der User/die Userin erst recht, wie „bunt“ die Messe daherkommen kann. Aus mehreren Fernsehgottesdiensten sieben verschiedener Pfarreien stammen die Video-Clips, die, nacheinander angeschaut, die ganze Messe zur Darstellung bringen.⁸ Verschiedene Kirchenräume, unterschiedliche musikalische Gestaltungsästhetiken, unterschiedliche Zelebrationsstile der Liturgen und je anders zusammengesetzte Fei ergemeinden: Auf dieser ersten Ebene des Angebots werden User/innen vor allem auf seiner intuitiven Ebene angesprochen.

Die junge Theologin Andrea Meier führt mit kurzen Intros durch die Kapitel der Messe und personalisiert damit das sonst „kalte“ Medium. Sie vertieft zudem im Gespräch mit dem (diesen Beitrag schreibenden) Liturgie-Fachmann gewisse Themen in Hintergrund-Clips, verteilt über die Messesequenzen. Auf dieser zweiten Ebene wird den Interessierten mehr abverlangt. Scholastische Terminologie wird zwar weitgehend vermieden und dafür mehr auf biblische und anthropologisch nachvollziehbare Argumentation gesetzt. Trotzdem sind die Gespräche recht anspruchsvoll. Auf dieser Ebene siedeln sich auch Textdateien an, die den entsprechenden Teil der Messe erläutern und auch Gebetstexte wiedergeben. Wem diese Erklärungen wiederum zu einfach sind, findet hier Verlinkungen zu einschlägigen Artikeln auf dem oben portraitierten „Liturgieportal“: die z. T. recht ausführlichen Artikel und noch weiterführendes Material von „www.liturgie.ch“ führen tiefer hin zu einem differenzierten Verständnis von Liturgie.

Die Rubrik „Hinter den Kulissen“ liefert weitere Informationen zur Messe. Grundsätzliche Themen werden hier im schon bekannten Setting zwischen Theologin und Liturgiker diskutiert.

Der Kirchenmusik kommt in der Gestaltung der sonntäglichen Eucharistiefeier und in der Liturgie überhaupt eine wesentliche Rolle und den Zuständigen eine entsprechende Verantwortung zu. Das zeigen schon die Videos mit den Fernsehgottesdienstsequenzen gut auf. Den Usern wird hier ein breites Repertoire auf hohem Niveau präsentiert. Hinter den Kulissen gibt ein eigenes Unterkapitel Einblick in kirchenmusikalische Fragestellungen, in Probearbeit mit verschiedenen Chören nebst Interviews und Orgelklangbouquet.

Im wörtlichen Sinn hinter den Kulissen finden die Interessierten sich schliesslich im Video Sakristei vor, wo liturgische Geräte und Paramente erklärt werden.

2.3 Ein totes Medium am Leben erhalten

Anfangs Februar 2013 ging „die-messe.org“, vom Mediendienst professionell begleitet, online. In einem Gymnasium wurde sie Site getestet, und die interviewten Schüler/innen haben es über das daraus erstellte Portrait-Video auf Youtube geschafft. Nach einem sehr großen (kirchlichen) Medienecho wurde es allerdings rasch wieder ruhiger. Rückmeldungen ergaben zwar auch vereinzelte Nutzungen, an die wir damals nicht dachten. So wird dieses Tool da und dort am Elternabend der Kommunionvorbereitung vorgestellt, damit die Eltern sich auf ihrem intellektuellen Level selbständig erarbeiten können, worauf ihr Kind im Religionsunterricht grad vorbereitet wird.

Die Schwäche dieser Internetadresse ist indes offensichtlich. Wenngleich mit der Verlinkung von „die-messe.org“ auf das facebook-Konto des Liturgischen Instituts mindestens ein

⁸ Die schematische Gruppierung der Teile der Messe wurde aus didaktischen Gründen sehr niederschwellig formuliert: Ankommen – Wort des Lebens – Brot des Lebens – Segen und Sendung.

konkretes Gesprächsangebot signalisiert ist, kommt doch kaum jemand von selbst auf diese Seite, die redaktionell in sich abgeschlossen ist und bleibt. Solch ein Medium lebt ausschließlich vom steten neu Bewerben von dritter Seite, von „www.liturgie.ch“ oder katechetischen Dienststellen und dergleichen.

2.4 Alles über die katholische Messe?

Die-messe.org ist sicher nicht *das* ultimative Konzept der Neuevangelisierung. Es ist ein Pilotprojekt, das Angebot einer Andockstelle mitten im Kommunikationsgestrüpp World-Wide-Web. Eine unaufdringliche Pädagogik des Accueils führt User/innen vom Einfachen ins Profundere bis hin zu den Fragen nach Realpräsenz, Trinität und Zulassung zur Kommunion. Die differenzierte Verlinkung auf Artikel unseres „Liturgieportals“ garantiert, dass bewusst einfach gehaltene Erklärungen theologisch verantwortet aufgefangen werden. Früher oder später sucht jede/r www-Surfer/in wieder die Realpräsenz. Es ist zu hoffen, dass er/sie dann weiß, wo sie zu finden ist. Eine unserer kleinen Hoffnungen ist, dass wer dereinst „messe“ googelt, weil er eine Warenmesse sucht, bei der wahren Messe landet: „die-messe.org“!

Literatur

- BRÜSKE, Gunda: Liturgische Bildung im Internet, in: Heiliger Dienst 63. 2009, 307–312, v. a. 310–312.
- SPICHTIG, Peter: Liturgische Bildung in der (deutschsprachigen) Schweiz, in: Heiliger Dienst 63. 2009, 282–285.
- SPICHTIG, Peter: „Messerklärung“ im Internet: www.die-messe.org, in: Schweizerische Kirchen Zeitung 181. 2013, 85–86.

P. Hans Hütter CSSR, Eggenburg

Das Predigtforum der Redemptoristen im Internet

„Eine Gruppe engagierter Laien und Priester stellt auf dieser Website am Beginn jeder Woche Texte für die Liturgiefeier des kommenden Sonn- oder Feiertages und Anregungen für die Verkündigung bereit.“ Mit dieser Einleitung begrüßt das Internetportal „www.predigtforum.at“, bzw. „www.predigtforum.com“ seine Besucherinnen und Besucher. Der verantwortliche Redakteur stellt das Konzept und seine Erfahrungen vor.

P. MAG. HANS HÜTTER CSSR
arbeitet in verschiedenen Projekten
der Gemeinde- und Glaubensmission.
Seit 1996 redigiert er das
Predigtforum der Redemptoristen.

Das Angebot des Predigtforums der Redemptoristen besteht seit dem 1. Fastensonntag des Jahres 1996. Im Jahre 2013 (die Daten von 2014 wurden durch eine technische Panne leider nicht erfasst) wurden 713.809 Besucher/innen, 5.590.331 Zugriffe auf einzelne Seiten und 156,93 GB Datendownload gezählt. In diesen Zahlen sind zwar auch die Zugriffe auf die Ordenshomepage der Redemptoristen enthalten, doch ich vermute, dass das Interesse der Besucher/innen vor allem dem Predigtforum gilt. Die Website wurde von Pater Hans Hütter initiiert und wird seitdem – bis auf eine Unterbrechung von etwa zweieinhalb Jahren – von ihm redigiert.

Internetangebote, die Predigten und Elemente für die Liturgie zur Verfügung stellen, gibt es mehrere. Doch nicht alle bieten die Texte in dieser Regelmäßigkeit und im Voraus an. Eine Besonderheit dieser Website ist auch, dass eine Ordensgemeinschaft dahinter steht. Für nach liturgischem oder homiletischem Material Suchende ist dies ein Anhaltspunkt, dass das dargebotene Gedankengut nicht theologischen oder spirituellen Sondertraditionen folgt. Denn evangelikale Gruppen und Einzelkämpfer nutzen das Internet mit großem Eifer, um auf diesem Weg ihre Anliegen zu verbreiten. Und es ist nicht immer leicht zu erkennen, wer hinter einer Internetseite steht und die Inhalte verantwortet.

Zwanzig Jahre Lernprozess

Erste Überlegungen für ein öffentlich zugängliches Angebot mit Predigtgedanken und Texten für die Gottesdienstgestaltung kamen bei mir auf, als auf einer Tagung der Arbeitsgemeinschaft der Homiletiker (AGH) 1984 in Ludwigshafen das Medium BTX (Bildschirmtext) vorgestellt wurde. Damals arbeitete ich an einer Predigtzeitschrift mit, die von meinem geschätzten Homiletiklehrer Prof. Dr. Winfried Blasig ins Leben gerufen wurde. Als sich der Verlag vom Begründer der Zeitschrift trennte, beendete auch ich die Mitarbeit und wagte den Sprung ins Internet. Ich legte meine Idee der Provinzleitung vor und bat um die Erlaubnis, unter der „Schirmherrschaft“ der Ordensgemeinschaft das Predigtforum starten zu dürfen. Die Provinzleitung legte Wert darauf, dass es ein für alle zugängliches Gratisangebot ohne Werbung sein solle. Es solle keine Predigtzeitschrift im Internet werden, sondern vielmehr eine Initiative der Verkündigung im Sinne der missionarischen Sendung unserer Ordensge-

meinschaft. „Umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben“ (Mt 10,8). Ich konnte in meinem Bekanntenkreis schnell eine beachtliche Zahl von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen finden, die bereit waren, von Zeit zu Zeit unentgeltlich Beiträge zu verfassen.

Technisch haben wir uns selbst enge Grenzen gesetzt: Unser Angebot soll mit den einfachsten damals im Umlauf befindlichen Computern genutzt werden können. Die Datenmengen sollten so gering als möglich sein, denn die handelsüblichen Modems arbeiteten noch sehr langsam. Das bedeutete, dass wir auf grafische Elemente völlig verzichteten und die Darstellung so wählten, dass sie auch auf Geräten, die nur 16 Farben darstellen konnten, genutzt werden konnten. Nach acht Jahren war dann im Jahre 2003 der Umstieg auf ein professionelles Datenbanksystem mit einem professionellen Design überfällig. Bald sollte auch dieses System nicht mehr ausreichen. 2007 wechselten wir in ein flexibleres System, das von einem Berufsprogrammierer für uns entwickelt wurde und von ihm seitdem betreut wird. Spätestens bis zu unserem 20. Geburtstag am Beginn der Fastenzeit 2016 möchten wir auch mit einer „App“ für Tablets und Smartphones aufwarten. Den technischen Aufwand konnten wir bis jetzt durch Spenden finanzieren. Die Autoren schreiben nach wie vor gratis.

Inhalte des Predigtforums

Die Inhalte des Predigtforums werden in vier Kategorien dargeboten: Predigtgedanken, Lesungskommentare, Kontexte und Texte für die Liturgie.

Predigtgedanken zu jedem Sonn- und Feiertag des Kirchenjahres

Im Mittelpunkt stehen Predigtgedanken zu jedem Sonn- und Feiertag des Kirchenjahres. Ca. 20 Autorinnen und Autoren arbeiten derzeit daran und schicken sie mir bis spätestens eine Woche vor dem Termin, für den sie verfasst sind. Mit dieser Vorgangsweise möchten wir möglichst nahe an den Termin herankommen, für den die Texte geschrieben werden. Dahinter steht der Anspruch, eine Predigt solle das Evangelium den Menschen „heute“ verkünden. Ein niedergeschriebener Text ist wie ein Foto. Dieses ist immer „historisch“ und bestenfalls von gestern. Auch wenn die Frohe Botschaft eine zeitlose Dimension hat und zu allen Zeiten gültig ist, muss sie ins Heute hineingesprochen werden.

Diesbezüglich kommt uns das Medium Internet sehr entgegen, da es eher flüchtig ist. Ich selbst kann z. B. eine Predigt, die ich eine Woche zuvor geschrieben habe, in dieser Form nicht mehr halten; einerseits, weil sich die gesprochene Rede von der geschriebenen unterscheidet, andererseits, weil ich im Akt des Predigens mit meinen Hörerinnen / Hörern in einen Dialog treten will, und das vor einer Woche Geschriebene Gedanken von gestern sind. Beim Schreiben erlebe ich mich in einem inneren Dialog mit dem potentiellen Leser. Geschriebene Predigtgedanken haben ihre eigene Bedeutung. Ich möchte damit zum Nachdenken und Nachmachen anregen.

Kurzkomentare zu den liturgischen Lesungen des jeweiligen Sonn- oder Feiertages

Neben den Predigtimpulsen bieten wir auch Kurzkomentare zu den liturgischen Lesungen des jeweiligen Sonn- oder Feiertages. Die Auseinandersetzung mit den biblischen Texten der Heiligen Schrift ist Grundlage jeder Verkündigung. Meine Rolle und Aufgabe als Verkündiger sehe ich weniger im Auslegen der Heiligen Schrift als vielmehr im Zugang-Verschaffen zu

diesen Quellen des Glaubens. Dies ist insofern ein schwieriges Feld, als die Bandbreite der möglichen Zugänge sehr groß ist. Sie reicht von persönlichen Anmutungen bis zu hoch komplexen historisch-kritischen Kommentaren, die eine fundierte wissenschaftliche Ausbildung voraussetzen. Da man von verschiedenen Ausgangspunkten an die Heiligen Schriften herangehen kann, bieten wir meist mehrere Kurzkommentare, die einander ergänzen.

Mit unseren Kommentaren möchten wir in einer allgemein verständlichen Sprache jenes Vorwissen vermitteln, das zum Verständnis der jeweiligen Schriftlesung nötig ist. Als Adressaten habe ich Personen vor Augen, die zwar über ein biblisches Grundwissen verfügen, jedoch kein einschlägiges theologisches Fachstudium absolviert haben. Mein heimlicher Wunsch ist, dass der eine oder die andere Lektorin mit Hilfe der Kommentare besser versteht, was sie oder er im Gottesdienst als Lesung vorträgt. Von einem professionellen Prediger erwarte ich, dass er sich gründlicher in die vorliegenden Schrifttexte vertieft.

Kontexte

Eine weitere Textart, die wir im Predigtforum anbieten, sind sogenannten Kontexte. Hier sammeln wir Texte, die einen Aspekt eines Lesungstextes von einer anderen Seite her beleuchten, einen Gedanken weiterführen, manchmal eine Gegenposition einnehmen und zu einem „Kontrasttext“ werden. Manche dieser Texte eignen sich, dass sie in einer Predigt zitiert oder in der Liturgie als Meditationstext vorgetragen werden. Diese Textesammlung will vor allem inspirieren, Brücken zu Zeitereignissen schlagen und zum Nachdenken anregen.

Gerne verlinke ich zu Zeitungsartikeln oder zu Fundstücken im Internet. Eine ergiebige aber zeitintensive Quelle sind lyrische Texte.

Einige Bischöfe veröffentlichen ihre Ansprachen, Predigten, Hirtenbriefe oder sonstigen Texte, die sie in der Ausübung ihres Amtes verfasst haben, in Büchern. Darauf greife ich gerne zurück, vor allem wenn sich die Predigtgedanken eines Autors mit einem singulären Aspekt auseinandersetzen, um auf diesem Wege eine gewisse Balance herzustellen.

Die Kontexte verstehen sich als Zitate. Daher lege ich Wert auf detaillierte Quellenangaben. Vielleicht wird der eine Leser/die andere Leserin dadurch animiert, das Buch, aus dem zitiert wurde, zu erwerben. Zitate aus Predigtzeitschriften oder Publikationen zum liturgischen Gebrauch lehne ich mit Ausnahme der offiziellen liturgischen Bücher ab, um nicht jenen zur Konkurrenz zu werden, die mit anderen Mitteln ähnliche Ziele verfolgen wie wir.

Bausteine für die Liturgie

Eine vierte Rubrik stellen schließlich Bausteine für die Liturgie dar. Hier möchte ich Formulierungsvorschläge für jene Teile der Liturgie bieten, die von den Mitwirkenden entlang der liturgischen Regeln frei gestaltet werden können: Eröffnung, Bußakt, Kyrie, Fürbitten u. a. m. Ein gedanklicher Roter Faden durch die liturgische Feier, der auch mit der Predigt zusammenhängt, ist für das Mitfeiern hilfreich, ist zugleich aber auch eine Gratwanderung. Die Versuchung zum Indoktrinieren, Moralisieren, Propagieren usw. ist auf Schritt und Tritt gegeben. Nach meinem Dafürhalten kann ich dieser Versuchung nicht entgehen, indem ich eine liturgische Ideallinie vorgebe. Für mich ist Liturgie ein aktuelles Geschehen in einem je eigenen Raum und in einer je eigenen Zeit. Dazu braucht es ähnlich der Verkündigung zeitgerechte Formulierungen, die nicht einfach aus einem Behelf vorgelesen werden können. Hier

finde ich gerade die technischen Möglichkeiten der Textverarbeitung und Textbearbeitung sehr hilfreich. Jeder Nutzer / jede Nutzerin kann sich aus dem vorhandenen Textangebot ohne großen Aufwand sein eigenes Textheft erstellen. Die in der Liturgie gesprochenen Texte muss aber jeder Mitwirkende und jeder Liturge selbst verantworten. Diese Verantwortung kann ihm/ihr kein Autor und kein Redakteur abnehmen.

Manchmal begegne ich „im wirklichen Leben“ Menschen, die die Angebote des Predigtforums nutzen und meinen, sich entschuldigen zu müssen, dass sie die dargebotenen Elemente für den eigenen Gebrauch adaptieren oder dass sie sich davon „nur“ anregen lassen und dann ihre eigenen Texte schreiben. Gerade das möchte ich, und gerade darin liegen die Chancen dieses Mediums. Wenn ich selbst Woche für Woche die zugesandten Beiträge für die einzelnen Sparten redigiere, nehme ich daraus den einen oder anderen Gedanken für meine eigene Predigt und Liturgie mit. Oft weiß ich aber auch nur, wie ich es nicht machen werde. Meine persönliche Predigt zu entwickeln und Texte für die Liturgie vorzubereiten, bleibt auch mir nicht erspart.

Für wen schreiben wir?

Auch wenn das Predigtforum zunächst wie eine Predigtzeitschrift aufgebaut ist, will es diesen keine Konkurrenz machen und kann diese auch nicht ersetzen. Von Anfang an suchten wir nach einem Weg der Verkündigung, der möglichst viele Menschen erreicht. Die „ausdrückliche Verkündigung“ gehört zum Profil der Kongregation der Redemptoristen. Vom Beginn an waren wir uns wohl bewusst, dass das Medium Internet eigentlich ein „Produkt“ verlangt, das die ganze Bandbreite der modernen Medien einschließlich Bild und Ton beinhaltet, dass ich zusammen mit meinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern diese Bandbreite aber nicht abdecken kann. Die Arbeit mit Bild und Ton verlangt Kompetenzen, über die wir nicht verfügten und noch immer nicht verfügen, und ein Budget, das für uns außer Reichweite ist.

Warum warten und nicht mit dem beginnen, was wir gelernt und geübt haben? In der Seelsorge arbeiten wir mit vielen Menschen zusammen, die sich mit dem, was sie können, in Verkündigung, Liturgie, Erwachsenenbildung einbringen. Dieses Potential einem größeren Kreis zur Verfügung zu stellen, war und ist unser Anliegen. Und es soll ein Gratisangebot bleiben. Wir schreiben für alle, die das, was wir zu den biblischen Texten des jeweiligen Sonn- oder Feiertages zu sagen haben, für lesenswert finden. Dabei haben wir in erster Linie nicht jene im Auge, die Woche für Woche vor der Frage stehen, was predige ich am kommenden Sonntag.

Mittlerweile weiß ich aus feedbacks, dass diese Rechnung auch aufgeht. Vor einigen Jahren schrieb mir am späten Sonntagvormittag eine Ordensschwester in einer Email: „Wie froh bin ich, dass ich im Internet auf Ihre Predigt gestoßen bin. Denn das, was mir in unserem Konvent heute von unserem Zelebranten zugemutet worden ist, ist für mich nur schwer zu ertragen“. Des Öfteren habe ich auch schon Rückmeldungen von Bekannten bekommen, die – aus welchen Gründen auch immer – keinen Gottesdienst mitfeierten, aber im Internet nach spirituellen Impulsen zum Sonn- oder Festtag gesucht hatten und sich für eine Predigt bedanken, die sie bei uns fanden. Zahlenmäßig ist diese Gruppe nicht der größere Teil der Leser/innen, aber es lohnt sich meines Erachtens, diese vor Augen zu haben.

Inhaltliche feedbacks erhalten wir interessanterweise verhältnismäßig selten. Ab und an hat sich bei mir oder beim Provinzoberen jemand beschwert, dass ich diese oder jene kritische

Passage redaktionell habe durchgehen lassen. Ich verstehe diesen Dienst als Forum, dem eine Vielfalt von Gedanken guttut, auch wenn ich persönlich nicht alle teile.

Eine andere nicht uninteressante Gruppe von regelmäßigen Besuchern – in Zahlen kann ich sie nicht fassen – sind fremdsprachige Priester, die sich mit Hilfe unserer Texte über ihre sprachlichen Hürden hinweghelfen. Gut bekannt ist das Predigtforum auch bei Leiterinnen und Leitern von Wort-Gottes-Feiern. Priesterkollegen hingegen erzählen mir immer wieder, dass sie es anregend finden, die Kontexte zu lesen oder liturgische Texte herunterzuladen und für den eigenen Gebrauch anzupassen. Die Predigtgedanken seien für sie manchmal anregend aber in gewissem Maße tabu, denn sie möchten nicht mit dem feedback konfrontiert werden: Ihre Predigt habe ich schon im Internet gelesen. Das freut uns, denn eines wollen wir nicht sein: eine Notlösung für einfallslose Kollegen. Verhindern werden wir es aber nicht können.

Dankenswerterweise erhalten wir immer wieder Spenden von Personen, die unser Angebot nutzen, und nicht selten auf dem Überweisungsformular einen ausdrücklichen Dank für das Angebot hinterlassen.

Die Autoren und Autorinnen

Die Beiträge für das Predigtforum werden von derzeit ca. 20 freien Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen verfasst. Einige von ihnen – leider immer weniger – kommen aus der Ordensgemeinschaft der Redemptoristen. Der Mitgliederrückgang der deutschsprachigen Ordensprovinzen macht sich auch hier bemerkbar. Es kommen kaum jüngere Mitbrüder nach, die bereit wären, ihre Predigtstätigkeit auch in diese Richtung auszuweiten. Einige langjährige Mitarbeiter kommen aus anderen Ordensgemeinschaften oder sind Diözesanpriester. Einer ist sogar evangelischer Pfarrer. Das erweitert die theologische und spirituelle Bandbreite und gibt uns ein wenig einen ökumenischen Touch.

Die ersten Jahre des Predigtforums wurden stark von Laientheologen, Pastoralassistentinnen und -assistenten, mitgetragen. Seit ihnen jedoch das Predigen mit immer mehr Nachdruck untersagt wird, wurde das Verfassen von Predigtgedanken für sie unattraktiv. Einige sind uns aber trotzdem erhalten geblieben. Schade ist, dass sich aus diesem Grund nur mehr wenige Frauen beteiligen. Frauen schreiben anders. Vermutlich predigten sie auch anders, wenn man sie ungehindert predigen ließe.

Jede Autorin, jeder Autor bringt seinen eigenen Stil und seine eigene theologische und spirituelle Ausrichtung mit. Diese Vielfalt ist ausdrücklich erwünscht. Alle Autoren arbeiten unentgeltlich.

Ausblick

Wie lange wir bei so viel Freiwilligkeit diesen Dienst aufrechterhalten können, kann ich noch nicht abschätzen. Ein Generationensprung wäre dringend notwendig. Dass dieser sich noch nicht abzeichnet, hat wohl auch damit zu tun, dass die jüngere Generation anders kommuniziert. Ich vermute, dass sich die Formen der Verkündigung in Zukunft grundlegend verändern werden (müssen).

Wenn ich beobachte, wie junge Menschen sich etwa auf der Internetplattform Youtube mitteilen, wie sie kreativ mit Texten, Bildern und Musik umgehen, kann ich mir nicht vorstellen,

dass dies spurlos an den kirchlichen Kommunikationsformen vorbei gehen wird. Dabei geht es aber um mehr als nur um Versuche, das Vorhandene ein wenig mit Bild und Ton aufzupeppen oder ein bisschen moderne Technik in die Kirchen zu holen. Dazu braucht es neue Initiativen.

Wenn Sie das Predigtforum der Redemptoristen unterstützen möchten:

Österreich: „Provinzialat der Redemptoristen“

Zahlungsgrund: „Predigtforum“

Bankverbindung: LIGA Bank, Regensburg

IBAN DE 77 750903 000002145057

BIC: GENODEF1M05

Gerd Häfner, München

Bibel im Blog

Theologie treiben im weltweiten Netz

Das Internet bietet Chancen und Möglichkeiten, aktuelle theologische Inhalte zu vermitteln – und zwar weit über den engen Kreis derer hinaus, die einschlägige Fachzeitschriften lesen. Eine wesentliche Voraussetzung ist die Bereitschaft, auf die Fachsprache zu verzichten und Gedanken ungewohnt zu formulieren. Der Beitrag eines Exegeten mag als Beispiel dienen und auch für Liturgiefachleute sowie Seelsorgerinnen und Seelsorger anregen. Er zeigt aber auch: Wer sich so engagiert, setzt sich aus. (Redaktion).

Am Anfang stand ein fast entsetztes Staunen:

Gibt es tatsächlich so viel Unkenntnis, ja geradezu Misstrauen gegenüber der universitären Theologie, wie es sich in manchen Debattenbeiträgen unmittelbar nach dem Memorandum „Kirche 2011: Ein notwendiger

Aufbruch“¹ gezeigt hat? Und daraus folgend die Frage: Kann man etwas dagegen tun? Schon zuvor hatte ich überlegt, ob man mittels eines Blogs Fragen aus dem Studienalltag aufgreifen und in etwas lockerer Form einen Austausch mit Studierenden initiieren könnte. Die Erfahrung nach dem Memorandum gab den Anstoß, es nicht bei der Idee zu belassen, und sie hat dem Projekt eine andere Richtung gegeben als ursprünglich geplant. Eine Verbindung zum Universitätsalltag besteht höchstens am Rand, eine größere Rolle spielen aktuelle Debatten oder Fragen zur Bibel, auf die ich als Neutestamentler stoße oder gestoßen werde und die für ein größeres Publikum interessant sein könnten. Nicht im Rahmen des akademischen Betriebs zu bleiben, ist durch die digitalen Publikationsmöglichkeiten heute kein größeres Problem. Angesichts meiner Vorkenntnisse schien mir das Buch „Bloggung für Dummies“ genau das Richtige. Dessen Lektüre und ein Nachmittag mit einem frei zugänglichen und anwenderfreundlichen Programm genügten, um die technische Seite zu bewältigen. Die Hürden auf diesem Gebiet sind nicht hoch, die Schwierigkeiten liegen andernorts.

PROF. DR. GERD HÄFNER

ist Professor für Biblische Einleitung an der
Kath.-Theol. Fakultät der Universität München
sowie Mitglied der Schriftleitung der
Münchener Theologischen Zeitschrift.

Schreiberfahrungen

So muss man sich zwingen, einigermaßen verständlich zu schreiben und den Fachjargon nach Möglichkeit zu lassen. Ein solcher Versuch löst recht gegensätzliche Empfindungen aus. Einerseits kann er sehr anstrengend werden und schmerzlich die Nützlichkeit der Fachsprache vor Augen führen, wenn man mehr Zeit als zuvor gedacht damit verbringt, einen Gedanken anders als gewohnt zu formulieren. Wenn es gelingt, stellt sich andererseits durchaus das Gefühl der Befriedigung ein. Mathematiker und Chemiker brauchen kein schlechtes Gewissen

¹ http://de.wikipedia.org/wiki/Kirche_2011:_Ein_notwendiger_Aufbruch (1.6.2015).

zu bekommen, wenn sie sich nur ihresgleichen mitteilen können. Bei Theologen liegt der Fall anders: Den dauerhaften Aufenthalt im sprichwörtlichen Elfenbeinturm darf sich die Zunft im Ganzen nicht leisten. Die digitalen Medien zu nutzen kann dabei helfen, den Ausgang aus jenem Rückzugsgebäude zu finden.

Dabei ist eine zweite Hürde zu überwinden: das ungewohnt aktuelle Publizieren. Schreibt man in einem Blog, hat man in den meisten Fällen keinen längeren Vorlauf für Planung, Recherche und Ausarbeitung in mehreren Stufen. Häufig muss man schneller reagieren – und sich zugleich davor hüten, es zu schnell zu tun. Dies gilt vor allem, wenn man sich in Debatten stürzt, bei denen es unmöglich ist, emotional unberührt zu sein. Ich habe deshalb nicht selten trotz der geforderten Aktualität mit dem Schreiben etwas gewartet und fast immer das Geschriebene wenigstens noch eine Nacht abhängen lassen, um danach unnötige Spitzen, Fehler oder Ungenauigkeiten zu entfernen. Manchmal sind einer solchen Korrektur ganze Absätze zum Opfer gefallen. Der Knopf „Veröffentlichen“ mahnt zur Vorsicht: Ehe man darauf klickt, muss man sich klar darüber werden, dass ein Text hinausgeht, der dauerhaft auffindbar bleibt.

Leserschaft

Im Blick auf die Leser/innen liegt ein entscheidender Unterschied zum wissenschaftlichen Publizieren nicht nur darin, dass sie kein Fachpublikum sind, sondern auch in ihrer Zahl. An Goethes Rat darf man sich zwar nicht orientieren: „Wer nicht eine Million Leser erwartet, sollte keine Zeile schreiben.“ Aber wer sich ins Netz hinauswagt, kann damit rechnen, dass mehr als die 1,4 bis 7 Leser/innen zusammenkommen, die unterschiedlichen Angaben zufolge ein wissenschaftlicher Artikel durchschnittlich findet. Und dies gründet in der Natur des Netzes: Es produziert Vernetzung. Auch wenn man sich selbst nicht besonders darum kümmert, entstehen Links und Likes (oder auch Empörung), die für Verbreitung sorgen. Am Anfang hatte ich nur einigen Freunden und Bekannten die Internet-Adresse des Blogs geschickt. Nach einiger Zeit fand sich ein Link auf dem „Münsteraner Forum für Theologie und Kirche“, wohl von dort ausgehend auch auf anderen Blogs, schließlich in Wikipedia-Artikeln, in einem Fall auf bildblog.de, also außerhalb des theologischen und kirchlichen Milieus.

Das Netz entfaltet eine Dynamik, die sich nicht steuern lässt. Zu ihr gehört die direktere Rückmeldung. Beteiligt man sich mit einem wissenschaftlichen Aufsatz an der Fachdiskussion, dauert es gewöhnlich eine nicht unerhebliche Zeit, bis eine Reaktion in der Fußnote eines anderen Aufsatzes erfolgt – wenn sie denn überhaupt erfolgt. Die Kommentarfunktion eines Blogs bietet Lesern die Möglichkeit, sich zu Wort zu melden. Wer sich nicht öffentlich äußern will, schreibt eine E-Mail. Selbstverständlich provoziert nicht jeder Beitrag ein Feedback, aber immer muss man damit rechnen. Auch in dieser Hinsicht unterscheidet sich das Schreiben auf einem Blog vom üblichen wissenschaftlichen Publizieren, das im Normalfall viel mehr Zeit lässt, um auf Einverständnis oder Einspruch zu reagieren.

Die Art des Feedbacks ist breit gefächert, reicht von bestärkender Zustimmung über ernsthafte und weiterführende Anfragen bis zu nicht weiter begründeten negativen Statements und skurrilen Formen der Kommunikation (bzw. Nicht-Kommunikation), für die das Netz ja auch bekannt ist. Im Ganzen aber empfinde ich die direkten Kontaktmöglichkeiten, die das Schreiben im Blog bietet, als Ermutigung. Es ist immer wieder überraschend, von welchen Seiten Rückmeldungen kommen: vom Freund aus der gemeinsamen Studienzeit, vom 80-jährigen Pfarrer, der die Beiträge zum Sonntagsevangelium liest, von Mitarbeitenden in

Verlagen, Ordinariaten und Gemeinden vor Ort, von Kolleginnen und Kollegen aus den Fakultäten.

Auseinandersetzungen

In diesem zuletzt genannten Kreis wurde ich einmal gefragt, ob ich noch keine Schwierigkeiten wegen der Bloggerei bekommen habe. Gemeint waren offensichtlich Schwierigkeiten mit der Kirchenleitung. Ehrlich konnte ich die Frage verneinen. Einen Angriff habe ich bisher nur von anderer Seite erlebt. Dass man nicht nur mit Samthandschuhen angepackt wird, muss nicht verwundern, wenn man sich auf Kampfplätze begibt. Wie die Attacke geführt wurde, war dann allerdings ein deutlicher Hinweis darauf, dass das Niveau innerkirchlicher Auseinandersetzungen steigerungsfähig ist. Ausgangspunkt des Streits war ein Beitrag, in dem ich eine historische Argumentation Michael Hesemanns kritisiert hatte. Er hatte in einem Zeitungsgespräch behauptet, man könne die beiden Stammbäume im Matthäus- und im Lukas-Evangelium (Mt 1,2–17; Lk 3,23–38) miteinander in Einklang bringen. Dagegen wollte ich zeigen, dass eine solche Harmonisierung historisch nicht gelingt, u. a. weil legendarische Erzählungen als zuverlässige Quellen ausgewertet wurden. Hesemanns Erwiderung beschränkte sich nicht auf historische Argumentation, sondern stellte mich als unzuverlässigen Theologen dar, den er als Historiker tragischerweise an die Lehre der Kirche erinnern müsse.

Bemerkenswert ist ein Vergleich der beiden Veröffentlichungsorte seiner Reaktion. Auf seiner eigenen Internetseite steht sie bis heute unter dem Titel „Wer Glauben und Geschichte zwanghaft trennt, der bestreitet das Wirken Gottes“². Zugleich hat Hesemann seine Replik auch als Gastkommentar auf „kath.net“ publiziert. Dort lautete die Überschrift: „Wer war Jesu Vater? War Maria wirklich Jungfrau?“ Und der Anrisstext: „Der Münchner Theologieprofessor Gerd Häfner ‚macht Josef zum leiblichen Vater Jesu, obwohl der Text das Gegenteil erklärt‘“³. So mussten die Leser den Eindruck gewinnen, ich hätte mich zu biologischen Vaterschaftsfragen geäußert. Thema und Anliegen meines Beitrags kamen völlig unter die Räder. Dass man aufgrund einer Auseinandersetzung in einer historischen Detailfrage plötzlich als Häretiker dasteht, ist eine aufschlussreiche Erfahrung. Auch für die Frage, wie solche Diskussionsbeiträge wahrgenommen werden, war Hesemanns Replik erhellend.

Nicht untypisch für jenes Nachrichtenportal war den meisten Kommentatoren in den „Lesermeinungen“ fraglos klar, dass der Häretikervorwurf zutrifft. Häfner finde „Glaube doof“, war da zu lesen; er müsse aus Lehrbetrieb und Glaubensgemeinschaft entfernt werden; ein Berufswechsel würde die Ansteckungsgefahr mindern; der Glaube müsse „vor Geistlichen und hochmütigen ‚Professoren‘ verteidigt“ werden.

Wo alles als Analyse gilt, was das eigene Vorurteil bestätigt, zementiert der Ruf nach dem Einschreiten der kirchlichen Autorität („wo blieb denn der Episkopus?“) die bestehenden Lager. Denn wenn der Episkopus in dieser Sache dann untätig bleibt, erscheint dies als weiterer Beleg für den verlotterten Zustand der Kirche in unseren Breiten, in denen besorgte Laien ernsthaft daran zweifeln, dass ihre Bischöfe katholisch sind. Auch dies ist eine Folge digitaler Vernetzung: Es hat sich eine Art privates Lehramt entwickelt, das nach selbstgewählten Informationsquellen die Grenze dessen festlegt, was als katholisch gelten kann.

² Vgl.: <http://michaelhesemann.info/13.html> (5.5.2015).

³ <http://www.kath.net/news/44700> (5.5.2015).

Auf der anderen Seite bieten die Möglichkeiten digitaler Publikation auch die Chance, sich besser zu informieren und Gräben zu überwinden. Nachdem ein Kollege an der Münchener Fakultät durch eine verzerrende Wiedergabe eines Vortrags attackiert worden war, erhielt er einige unfreundliche Mails. Einer der Absender hat allerdings im Nachhinein den Text des ganzen Vortrags gelesen, der im Internet veröffentlicht war. Daraufhin entschuldigte er sich in einer weiteren Mail bei dem Kollegen: Er hatte erkannt, dass er mit den Inhalten des Vortrags übereinstimmte. Es ist in der Tat förderlich, die Position zu kennen, die man angreift – und das Netz macht es häufig recht einfach, an die nötigen Informationen zu kommen.

Lohnt sich der Aufwand?

Auseinandersetzungen strengen an, das Bloggen ist häufig Nacharbeit. Lohnt sich das? Von einem, der diese Form des Schreibens pflegt, darf man erwarten, dass er die Frage bejaht. Es stellt sich ein befriedigendes Gefühl ein, wenn ein Beitrag für den Blog fertig ist; es macht Freude, sich an Debatten zu beteiligen. Die Sinnhaftigkeit des Tuns steht nicht zur Diskussion. Allerdings stellt sich bisweilen die Frage nach den Kräften.

In der letzten Zeit fehlen mir die Freiräume, um die frühere Taktung von Beiträgen beizubehalten: Nach vier Jahren ist es ein wenig ruhiger geworden auf meinem Blog. Zum Teil liegt es daran, dass es – um ein Beispiel zu nennen – nicht sinnvoll scheint, die gefühlte 27. Erwiderung zur Behauptung zu schreiben, die Kirche sei in der Frage des Umgangs mit wieder-verheirateten Geschiedenen an das Wort Jesu gebunden und dürfe von ihm nicht abweichen.

Die Themen bleiben, aber zum Teil fehlt der Eindruck, noch etwas Neues beitragen zu können. Grundsätzlich aber sollten sich die Theologen/Theologinnen in den Debatten außerhalb des akademischen Rahmens nicht zurückhalten. Vielleicht könnte man das Blog-Format auch so einsetzen, dass sich mehrere aus verschiedenen Fächern zusammentun. Meistens haben die öffentlich verhandelten Themen ja einen Zuschnitt, der den Beitrag unterschiedlicher theologischer Disziplinen verlangt. Und um den Bogen zum Beginn zu schlagen: Das Entsetzen über das Misstrauen der Theologie gegenüber hat im Verlauf der Arbeit am Blog der Erfahrung Platz gemacht: Es gibt genügend Leute, die das Wort der Theologie nicht als bedrohlich empfinden, sondern als aufbauend. Sie warten darauf.

Ewald Volgger OT, Linz

Liturgische Bildung Hauptamtlicher – *ars liturgica* als bleibende Aufgabe¹

1 Liturgische Bildung im Allgemeinen

Die Erneuerung der Liturgie nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil und die vorausgegangene Liturgische Bewegung haben sich um das Verständnis und die Vermittlung der Liturgie bemüht. Ihr Anliegen war es, dem ganzen Volk Gottes, also allen Getauften, die Möglichkeit zu geben, „aktiv, bewusst, voll und mit geistlichem Gewinn“ (vgl. SC 14) Liturgie feiern zu können. Die verantwortlichen Kleriker – heute auch alle anderen verantwortlichen hauptamtlichen Mitarbeiter/innen in Pastoral und Liturgie – müssen durch Studium und gelebte Praxis in den Geist der Liturgie eingeführt werden, um die erneuerte Liturgie gemäß den Vorstellungen des Konzils vermitteln zu können.

Das gesamte Studium der Fachtheologie mit seinen Fächern stellt eine wesentliche Voraussetzung dar, um der Aufgabe in Verkündigung und Liturgie nachkommen zu können. Die einschlägigen Lehrveranstaltungen im Fach Liturgiewissenschaft und den zugeordneten Inhalten der Sakramententheologie haben die Aufgabe, die Liturgie zu erschließen und die Basis zu legen für die Übernahme der Verantwortung, Gottesdienste vorzubereiten und zu feiern. Dazu gehören auch Inhalte der Homiletik, der liturgischen Musik bzw. des liturgischen Gesangs, der Kunst, der vielen Aspekte der Pastoraltheologie und der Humanwissenschaften, der soziologischen und historischen Wissenschaften. Nicht unerwähnt bleiben dürfen auch hilfreiche Aspekte der Theaterpädagogik und der Kommunikationswissenschaften und weiterer Disziplinen wie etwa der Kulturanthropologie.

In diesem Beitrag werden zunächst die kirchenamtlichen Voraussetzungen für die Ausbildung dargestellt und bedacht. Anschließend kommen deren Umsetzung im Studium und die praktischen Herausforderungen in Blick. Dann ist zu fragen, wie sich im Hinblick auf die Verantwortung und die Kompetenz im Vorstedherdienst Anspruch und Wirklichkeit verhalten.

2 Kirchenamtliche Aussagen zur liturgischen Ausbildung

2.1 Konstitution über die heilige Liturgie „Sacrosanctum Concilium“ (1963)²

Kapitel I der Liturgiekonstitution über *Allgemeine Grundsätze zur Erneuerung und Förderung der Liturgie* verhandelt in einem ersten Teil *Das Wesen der heiligen Liturgie und ihre Bedeutung im Leben der Kirche* (SC 5–13). Teil II widmet sich der *Pflege der liturgischen Ausbildung und der tätigen Teilnahme* (SC 14–20).

¹ Der Beitrag entstand als Arbeitsbericht für den Studientag der österr. Liturgiereferenten am 17.11.2014. „Ars liturgica“ meint hier die Kunst des liturgischen Feierns im umfassenden Sinn (gegenüber der „ars celebrandi“, die sich meist enggeführt auf Vorsteher bzw. Leitende bezieht).

² Vgl. SC sowie KACZYNSKI: Kommentar.

UNIV.-PROF. P. DR. EWALD VOLGGER OT
ist Lehrstuhlinhaber für Liturgiewissenschaft und
Sakramententheologie an der
Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz.

Die volle, bewusste und tätige Teilnahme (*participatio actuosa*) aller Gläubigen an den liturgischen Feiern (vgl. SC 14) gehört zum Wesen der Liturgie. Sie gründet in der Taufe und ist Recht (*ius*) und Amt/Pflicht³ (*officium*) der Gemeinde. Die Hinführung zur tätigen Teilnahme ist für die Konzilsväter bei der Erneuerung und Förderung der Liturgie aufs stärkste zu beachten, weil die Liturgie wesentliche Glaubensquelle ist. Deshalb müssen die Seelsorger die Getauften gewissenhaft und gebührend unterweisen. Die Konzilsväter sahen sehr deutlich: Das ist nur umzusetzen, wenn die Seelsorger selbst durchdrungen sind vom Geist der Liturgie, Lehrmeister in der Liturgie und durch die Liturgie werden. Als Multiplikatoren liturgischer Bildung müssen sie entsprechend unterwiesen werden.

Deshalb sollen die Dozenten für Liturgie an allen Ausbildungsstätten in entsprechenden Einrichtungen eine gediegene Ausbildung dafür erhalten (vgl. SC 15). Das Fach wird nach dem Willen der Konzilsväter akademisiert. Liturgiewissenschaft soll in den Seminaren, Ausbildungsstätten der Orden und an den theologische Fakultäten als Hauptfach in der Ausbildung angesehen und unter „theologischem und historischem wie auch unter geistlichem, seelsorglichem und rechtlichem Gesichtspunkt“ (SC 16) behandelt werden. Darüber hinaus werden auch die Dozenten der anderen Fächer – ausdrücklich genannt sind Dogmatik, Bibelwissenschaften, Theologie des geistlichen Lebens und Pastoraltheologie – angehalten, „von den inneren Erfordernissen je ihres eigenen Gegenstandes aus das Mysterium Christi und die Heilsgeschichte so herausarbeiten, dass von da aus *der Zusammenhang mit der Liturgie und die Einheit der priesterlichen Ausbildung* deutlich aufleuchtet“ (SC 16, Hervorhebung E.V.).

Kleriker in den Seminaren sollen sich eine liturgische Formung des geistlichen Lebens aneignen (vgl. SC 17):

- ◊ durch eine *geeignete Anleitung*, um Riten und Vollzüge zu verstehen und aus ganzem Herzen teilnehmen zu können;
- ◊ durch die Beobachtung der liturgischen Gesetze.

Das Leben in Ausbildungsinstitutionen soll insgesamt vom Geist der Liturgie geprägt sein. Welt- und Ordenspriester, *die bereits in der Pastoral tätig sind*, sollen mit „*allen geeigneten Mitteln*“ (SC 18) unterstützt werden,

- ◊ damit sie das eigene liturgische Tun besser verstehen,
- ◊ selbst ein liturgisches Leben führen und
- ◊ dieses mit den anvertrauten Gläubigen teilen.

Die Konzilsväter bezeichnen die liturgische Bildung zur Förderung der umfassenden tätigen Teilnahme aller Gläubigen als Hauptaufgabe, des „treuen Verwalters der Mysterien Gottes“ (vgl. SC 19). Dabei gilt es deren Alter, Verhältnisse, Art des Lebens und Grad der religiösen Entwicklung zur berücksichtigen und nicht nur durch das Wort zu unterweisen, sondern gerade auch durch das eigene Beispiel (vgl. SC 19).

Teil IV des grundlegenden ersten Kapitels der Liturgiekonstitution befasst sich mit der Förderung des liturgischen Lebens in der Diözese und in der Pfarrei (Nr. 41–42).

Die Liturgiekonstitution hebt den Vorbildcharakter der Liturgie in der Kathedralkirche hervor, weil dort der Bischof – als erster Hirte seiner Diözese – umgeben von seinem Presbyterium zusammen mit dem „ganzen heilige Gottesvolk“ feiert, wodurch auf vorzügliche Weise Kirche sichtbar wird. In den einzelnen (Pfarr-)Gemeinden vertreten Priester den Bischof, weil er „nicht immer und nicht überall in eigener Person den Vorsitz über das gesamte Volk

³ Übersetzt wird *officium* gemeinhin mit „Pflicht“. Zur Übersetzung und Verwendung von *officium* im Sinn von „Amt“ vgl. PACIK: Laien und Liturgie, 465–466.

seiner Kirche führen kann“ (SC 42). Dem Wunsch des Konzils gemäß soll diese Beziehung des Bischofs zu seinen Gemeinden ebenso wie der Sinn der Pfarrgemeinden und ihrer Versammlung zur Sonntagseucharistie im Denken und Tun des Klerus und der Gläubigen gefördert werden.

Teil V des einführenden Grundsatzkapitels der Liturgiekonstitution enthält die Beschlüsse des Konzils zur Förderung der pastoralliturgischen Bewegung (vgl. SC 43–46): Es sollen regionale Liturgische Kommissionen berufen werden, in denen Fachleuten aus Liturgiewissenschaft, Musik, sakraler Kunst und Pastoralwesen vertreten sind. Zu deren Unterstützung sollen pastoralliturgische Institute errichtet werden. Ihre Aufgabe ist es, die pastoralliturgische Bewegung zu leiten „und die Studien und nötigen Experimente zu fördern, wenn immer es um Anpassungen geht, die dem Apostolischen Stuhl vorzulegen sind“ (SC 44). In der gleichen Intention gilt es in den Bistümern diözesane liturgische Kommissionen einzurichten ebenso wie diözesane Kommissionen für Kirchenmusik und für sakrale Kunst, deren Zusammenarbeit von den Konzilsvätern ausdrücklich hervorgehoben wird (vgl. SC 46).

2.2 Rahmenordnung für die Priesterbildung (1978)

Die Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz vom 19.–22.9.1977 gab dem Antrag auf 8 Semesterwochenstunden [SWS] Liturgiewissenschaft für die Ausbildung der Priesteramtskandidaten statt.⁴ Die *Rahmenordnung für die Priesterbildung* von 1978 formulierte auch die Studienziele für die Liturgiewissenschaft, dabei wurde festgehalten, dass das

„Studienziel die Kenntnis von Sinn, Wesen und Vollzug kirchlicher Liturgie“ sei. „Dabei sollen die Bedingungen, Strukturen, Elemente, Inhalte und Ausprägungen der Liturgie in ihrem geschichtlichen Werden und ihrer gegenwärtigen Gestalt erschlossen werden. Es soll auch jene sprachliche, kommunikative und ästhetische Kompetenz vermittelt werden, die für die Feier von Gottesdiensten erforderlich ist. Die künftigen Priester sollen befähigt werden, ihren liturgischen Dienst als Leiter gottesdienstlicher Versammlungen verantwortlich zu vollziehen, in den verschiedenen Bereichen priesterlicher Tätigkeit das Verständnis liturgischen Handelns zu erschließen und die Gläubigen zur Wahrnehmung ihrer Aufgaben in der gottesdienstlichen Feier hinzuführen.“ (Nr. 99)⁵

Die für die Priester konzipierten Inhalte und Ziele für das Studium der Liturgiewissenschaft gelten hier – wenngleich nicht ausdrücklich gesagt – faktisch auch für die Laien, die den Diplomstudiengang/das Magisterstudium Theologie wählen. Es ist das Jahrzehnt, in dem vermehrt Laien an die Fakultäten zur Ausbildung kommen und für die sich die hauptamtliche Aufgabe in den Gemeinden als Pastoralassistent/in bzw. Gemeindeferent/in u. ä. etabliert. Weniger deutlich ist die Aufgabe der Ausbildung im Bereich der Liturgie für die Lehramtsstudien.

Bereits in den 1960er Jahren stellte die Kommission „Curricula in der Theologie“ grundsätzliche Überlegungen für das *Studium Katholische Theologie* (SKT) an, die dem Westdeutschen Fakultätentag 1973 vorgelegt wurden. Es ist dies ein nach wie vor programmatischer und idealer Entwurf, auch wenn heute weitere Disziplinen einbezogen werden müssen, die damals für den Bereich des interdisziplinären Arbeitens nicht genannt worden waren, wie

⁴ Vgl. RICHTER: Liturgiewissenschaft, 56.

⁵ RICHTER: Liturgiewissenschaft, 56–57.

z. B. Linguistik, Judaistik, Kommunikationswissenschaften, Theaterwissenschaften und Theaterpädagogik, Rhetorik und Phonetik, Religionswissenschaft und religiöse Volkskunde u. ä.⁶

2.3 Instruktion über die liturgische Ausbildung der Priesteramtskandidaten (Kongregation für das katholische Bildungswesen, 1979)⁷

Nachdem das Zweite Vatikanische Konzil die Ausbildung der künftigen Priester neu in Blick genommen hatte, entfaltete sich im deutschen Sprachraum die angesprochene Diskussion um Inhalt und Umfang der Liturgiewissenschaft in der Ausbildung der Priesteramtskandidaten, anschließend auch der Lehramtsstudierenden.⁸ Die Kongregation für den Gottesdienst legte am Pfingstfest, dem 3. Juni 1979, eine sogenannte Hilfestellung für die Bischofskonferenzen vor, die in dieser Diskussion [noch] nicht berücksichtigt werden konnte. Beabsichtigt sind darin „Hinweise“ und „Leitsätze“, nach denen in den Bildungsinstitutionen *Verständnis und Studium der Liturgie den heutigen Bedürfnissen angepasst* werden sollten. Klemens Richter bemerkt in der damaligen Diskussion: „Dieses Dokument ist bislang hierzulande wohl kaum zur Kenntnis genommen worden.“⁹

In der *Einleitung* wird die *Grosse Bedeutung der Liturgie in der Ausbildung der Priester* angesprochen und der Sinn des vorliegenden Dokumentes unter den aktuellen Umständen beschrieben und der Zweck der Instruktion erläutert. Es geht um den doppelten Sinn der liturgischen Ausbildung: (a) die praktische (mystagogische) Hinführung zur geordneten Feier; (b) den wissenschaftlichen Unterricht der Liturgiewissenschaft als wichtige theologische Disziplin.

Im I. TEIL wird (1.) die *Bedeutung des liturgischen Lebens im Seminar* unterstrichen und den Seminaren die Pflege desselben aufgetragen ebenso wie die Hinführung dazu und die Vorbereitung der Alumnus für die zukünftige liturgische Aufgabe als Seelsorger. Daran schließen sich (2.) *Richtlinien für die einzelnen liturgischen Handlungen* an: Messe und Verehrung der Eucharistie, Stundengebet, Sonntag und Kirchenjahr, Bußsakrament, Weihen und ihre Vorbereitungsriten.

Im II. Teil wird *Die Liturgiewissenschaft als theologisches Fach* dargelegt. In der (a) *Allgemeinen Richtschnur* wird erinnernd festgestellt, dass „das Lehrfach Liturgie zu den notwendigen und wichtigen Fächern an den theologischen Fakultäten zu den Hauptfächern zu rechnen ist. Dann werden (b) *Gegenstand und Ziel des Lehrfaches Liturgik* erörtert, wo es um den Zusammenhang von Liturgie und Glaubenslehre gehen soll, um die pastoralen Gesichtspunkte und nicht zuletzt um den zu fördernden ökumenischen Dialog. Im Abschnitt (c) *Umfang und Lehrmethode der Liturgik* wird den Bischofskonferenzen die Aufgabe zugeteilt, die Studienordnungen näher zu bestimmen, und zugleich gefordert, dass den Alumnus die liturgischen Handlungen anschaulich dargestellt werden sollen nach ihren Texten, Riten und Zeichen. Es müssen die Gebetstexte erklärt werden nach geistlichen und theologischen Gesichtspunk-

⁶ Vgl. RICHTER: Liturgiewissenschaft, 59.

⁷ SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hg.): Instruktion. Im Anhang zu diesem Dokument wird ein Verzeichnis der beim Liturgiestudium zu behandelnden Fragen vorgelegt, das der oben dargestellten Übersicht entspricht.

⁸ Vgl. dazu die Beiträge RICHTER: Liturgiewissenschaft, 46–63; DERS.: Struktur und Aufbau, 89–107.

⁹ RICHTER: Liturgiewissenschaft, 52. Hervorstreichen ist, dass auch das *Dekret über die Ausbildung der Priester* des Zweiten Vatikanischen Konzils in den Nrr. 4, 8, 16, 19 auf diese Aspekte Bezug nimmt.

ten – auch in der Originalsprache – und unter Berücksichtigung literarischer Aspekte. Die *Allgemeinen Einführungen* sind zu erläutern und der entsprechende Umgang mit den Hinweisen zum verantwortungsvollen „freien“ Umgang mit den Vorlagen. Der wichtige historische Aspekt dürfe nicht zu kurz kommen, da er ein Zeugnis für die Anpassungsnotwendigkeit der Liturgie im Laufe der Zeit sei und Anregungen gebe für Fragen der Inkulturation. Die Ostkirchen dürften nicht außer Acht gelassen werden, da diese vor allem Traditionen überliefern, die bis in die apostolische Zeit zurückreichen. Schließlich erkennt die Instruktion eine Hauptaufgabe darin, das Wesen der ganzen Liturgie theologisch darzulegen, wobei Paschamysterium und Heilsgeschichte sowie die Frage nach den sichtbaren Zeichenvollzügen von entscheidender Bedeutung sind. Darüber hinaus gelte es, das Verständnis der Gemeinde als Volk Gottes zu fördern, das Verbunden-Sein in Einheit und die Differenzierung in verschiedene Dienste.

Hier erfolgt auch ein Verweis auf die Humanwissenschaften (Anthropologie, Soziologie, Linguistik, vergleichende Religionsgeschichte u.a.). Dabei geht es weniger darum, neue Fächer einzuführen, vielmehr sollen in die bestehenden Fächer neue Fragestellungen aufgenommen werden.

Im Anschluss daran werden (d) *die Eigenschaften des Professors der Liturgik und das Verhältnis der Liturgik zu anderen Lehrfächern* angesprochen, die Bedeutung (e) *der Kirchenmusik und der kirchlichen Kunst* unterstrichen und auf die Notwendigkeit einer Ausbildung im Bereich der Rhetorik und der Kommunikation hingewiesen. Gefordert werden auch (f) *die praktische pastorale Einführung in den liturgischen Dienst* (Ausbildungspraktikum) und eine (g) *gründliche Ausbildung einiger Alumnus in der Liturgiewissenschaft*, angeregt wird h) *die liturgische Fortbildung der Priester nach dem Studium*, da während des Studiums nicht alle Inhalte aus dem reichen Schatz der Liturgie entfaltet werden können. Der rasche Wandel der gesellschaftlichen Bedingungen stellt ein weiteres Argument dar.

Das SCHLUSSWORT merkt an, dass alle diese Bemühungen dazu führen, dass die Priester nachahmen können, was sie vollziehen.

In der Folge dieses Dokuments der Bildungskongregation reflektierte Klemens Richter *Struktur und Aufbau des Studiums der Liturgiewissenschaft* und legte eine Übersicht vor, die im Wesentlichen bis zur Überarbeitung aufgrund des Bologna-Prozesses Vorbild war.¹⁰

2.4 Rahmenordnung für die Priesterbildung von 2003¹¹

(Deutschen Bischofskonferenz)

Die Rahmenordnung der deutschen Bischöfe legt für die Ausbildung in Liturgiewissenschaft 8 Pflichtstunden fest, 3 für Homiletik.¹² Natürlich gilt es im Blick zu haben, dass auch die anderen Fächer, insbesondere die biblischen, die Sakramententheologie, die Pastoraltheologie und das Kirchenrecht, ihren Beitrag für die liturgische Bildung leisten. In der Übersicht des Dokuments wird eine zweite Bildungsphase als Hinführung zur Ordination und als Einführung in Leben und Dienst des Priesters vorgestellt¹³: ein Praxisjahr, in dem sich menschliches

¹⁰ Vgl. RICHTER: *Struktur und Aufbau*.

¹¹ Vgl. SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hg.): *Rahmenordnung*.

¹² Vgl. SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hg.): *Rahmenordnung*, 77 (Art. 132).

¹³ Vgl. SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hg.): *Rahmenordnung*, 82–91 (Art. 145–162).

Reifen, theologische Bildung und pastorale Befähigung wechselseitig bedingen sollen. Für diese Zeit wird unter den besonderen Aufgaben die Liturgie betreffend lediglich genannt, *täglich die Eucharistie mitzufeiern und das Stundengebet zu verrichten, nach Möglichkeit in Gemeinschaft*. Unter den pastoralen Befähigungen sind die *Einführung in den Dienst der Leitung liturgischer Feiern*, die *Einweisung in die Aufgaben des Beichtvaters*, *vertiefende Einführung und Einübung in das Stundengebet*, *religionspädagogische und homiletische Übungen* sowie die *Vorbereitung auf Tauf- und Ehevorbereitungsgespräch* angeführt. Im praktischen Einsatz stellt sich u. a. die Aufgabe der *regelmäßigen und verantwortlichen Beteiligung an der Vorbereitung, Durchführung und Nachbesprechung von liturgischen Feiern*.

Die weitere Entwicklung beschreibe ich hier nicht mehr, weil sie der österreichischen Situation nicht entspricht.

3 Wesen und Aufgabe der Liturgiewissenschaft

Den heutigen Stand der Diskussion um Wesen und Aufgabe der Liturgiewissenschaft fasst Reinhard Meßner zusammen in seiner 2009 in zweiter überarbeiteter Auflage erschienenen *Einführung in die Liturgiewissenschaft*.¹⁴ Meßner berücksichtigt ergiebig auch die ökumenischen Aspekte und Sichtweisen. Er charakterisiert Liturgiewissenschaft dabei als historische, systematische und kritische Wissenschaft, deren Thema der Glaube ist, deren Zugang die vielen liturgischen Traditionen in Ost und West sind, und deren wesentliches Vorgehen der Kommentar ist. Der Aspekt der Liturgiewissenschaft als praktisches theologisches Fach und als praktische Reflexionswissenschaft ist hier weniger ausgefaltet, darf aber in dieser Hinsicht nicht unterbelichtet bleiben.¹⁵

3.1 Das Fach Liturgie bzw. Liturgiewissenschaft an Fakultäten und Hochschulen: am Beispiel der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz

Die *Studienplanreform 2008* an der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz hat zum folgenden *Studienplan im Bereich Liturgiewissenschaft und Sakramententheologie* geführt. Die Auflistung entspricht der von der Kongregation für das Katholische Erziehungswesen approbierten Studienordnung für katholische Fachtheologie, die Vorgaben für die Priesteramtskandidaten. Die Werte der Bildungseinheiten werden in CP angegeben¹⁶.

LITURGIEWISSENSCHAFT UND SAKRAMENTENTHEOLOGIE

LEHRVERANSTALTUNG LT. STUDIENPLAN	KURZBESCHREIBUNG DER BILDUNGSZIELE
3 VL: Einführung in die Liturgiewissenschaft und Sakramententheologie (Grundkurs)	Theologische Grundlagen und Grundstrukturen des christlichen Gottesdienstes; Grundzüge der Liturgiegeschichte; Liturgieverständnis des II. Vatikanischen Konzils; liturgischer Raum

¹⁴ MESSNER: Einführung, 19–34.

¹⁵ Vgl. dazu den auch bei Meßner berücksichtigten Beitrag von ZERFASS: Gottesdienst als Handlungsfeld, 30–59.

¹⁶ Eine Lehrveranstaltung mit 2 SWS (= 28 Kontakteinheiten; 14 Termine mit 2 Stunden) entspricht in der Regel 3 CP. Sie sind der Normalfall einer „Hauptvorlesung“; „workload“ zur Erreichung des Bildungszieles gemäß ECTS-Logik insgesamt 75/90 Stunden; eine verpflichtende Basislektüre ist darin einbezogen.

4 VL: Sakramententheologie* I: Die Feier der Eucharistie (Grundkurs) * Die Rahmenordnung hat der Liturgiewissenschaft etwas mehr CP zugeordnet, die ich als Lehrstuhlvertreter zur Vorlesung Eucharistie hinzugegeben habe. Eucharistie hat in Linz damit 1 SWS mehr als sonst üblich; an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Brixen trifft dies für die Allgemeine Sakramententheologie zu.	Biblische Grundlagen; die urchristliche Mahlfeier und ihre Entwicklung im Lauf der Geschichte; Feiergusalt und Feiergusalt der Messfeier nach dem II. Vatikanischen Konzil; Aufgaben, Dienste und besondere Voraussetzungen. Die Vorlesung umfasst ca. 42 Lehrinheiten gem. StPO § 5 Abs. 3 lit. a, zweiter Absatz.
3 VL: Sakramententheologie II: Theologie der Sakramente und Sakramentalien (Vertiefungsmodul II: Fachtheologie)	Biblische Grundlagen; Geschichte des Symbol- und Sakramentsbegriffs; Theologie und Mystagogie der Sakramente und Sakramentalien, dargestellt an konkreten Beispielen in Geschichte und Gegenwart
3 VL: Sakramententheologie III: Ausgewählte sakramentliche Feiern (Vertiefungsmodul II: Fachtheologie)	In vertiefender Weise ausgewählte Themen aus folgenden Bereichen: Feiergusalt und Feiergusalt der Initiation in Geschichte und Gegenwart; Feiern der Krankensalbung, der Umkehr und Versöhnung; der Osterfestkreis; Stundenliturgie
Freie Angebote / Fächermodul Vertiefung	
1,5 SV / AG / UE: Ausgewählte Fragen aus Liturgiewissenschaft und Sakramententheologie	Vertiefende und weiterführende Beschäftigung durch wechselnd angebotene liturgietheologische und -praktische Themen (Wort-Gottes-Feier; Tagzeitenliturgie)
3 SE/UE: Liturgisches Proseminar	Thema, z. B. „Einen neuen Menschen anziehen“
3 VL/UE: Musik und Liturgie (externer Lehrauftrag)	Musik und Gesang im Gottesdienst; Gotteslob; Psalmengesang
3 SE: Ausgewählte Fragen der Liturgiewissenschaft und Sakramententheologie	Unterschiedliche Themen (z. B. Gehalt und Gestalt des Ehesakramentes mit bes. Berücksichtigung des Weihegebetes der Ehe)

PASTORALTHEOLOGIE / HOMILETIK LEHRVERANSTALTUNG LT. STUDIENPLAN	KURZBESCHREIBUNG DER BILDUNGSZIELE
3 VL: Homiletik (Vertiefungsmodul II: Fachtheologie)	...

3.2 Übungen im Priesterseminar

Während der Zeit im Priesterseminar geschieht die Hinführung zur Liturgie durch die Feier der unterschiedlichen liturgischen Formen, durch Beteiligung an der Vorbereitung und durch das Wahrnehmen der liturgischen Dienste. Daneben gibt es wenige Stunden zur Übung des Gesangs (Gotteslob, Vorstehergesänge) sowie die Erfahrungen, die in (Pfarr-)Praktika gesammelt werden. Verantwortliche dafür sind beauftragte Fachleute (Musiker, Sprachtrainer etc.). Ich halte das nicht für ausreichend: Bei den liturgischen Übungen mache ich die Erfahrung, dass Kommunikationstraining, Rhetorikübungen nur bedingt vorkommen und verstärkt werden müssen.

3.3 Pastorallehrgang [PLG] – Lehrgang im pastoralen Einführungsjahr: Liturgie / Homiletik

Kurzbeschreibung der Bildungsziele

LEHRVERANSTALTUNG LT. STUDIENPLAN HOMILETIK (UE / AG), BILDUNGSZIELE:

Die Teilnehmer/innen des PLG müssen sich auf die Predigtpraxis einlassen; sie bereiten eine Predigt vor, halten die Predigt, welche anschließend evaluiert wird.

LEHRVERANSTALTUNG LT. STUDIENPLAN LITURGIE (UE / AG), BILDUNGSZIELE:

Mein Selbstverständnis für die Liturgie und ihre Herausforderungen

- ◇ Wie beschreibe ich das Wesen der Liturgie?
- ◇ Was prägt eine gute Verantwortliche / einen guten Verantwortlichen für die Liturgie?
- ◇ Welche besonderen Fähigkeiten sollen / müssen gefördert werden, um eine lebendige und gemeinschaftliche Liturgie zu fördern? – „Mitverantwortung“
- ◇ Welche konkreten Schwierigkeiten / Beobachtungen gibt es?
- ◇ Was erwarte ich mir als konkrete Hilfestellung?

Die Wort-Gottes-Feier [WGF]

- ◇ Wesen und Aufgabe der WGF
- ◇ Vorgabe und Auftrag: Das Feierbuch
- ◇ Vorbereitung und gemeinsame Feier unter Leitung der Teilnehmenden
- ◇ Evaluation und Auswertung

Die Tagzeitenliturgie

- ◇ Wesen und Aufgabe der Tagzeitenliturgie im Leben der Kirche und der Pfarrgemeinde
- ◇ Struktur der Haupthoren Morgenlob und Abendlob
- ◇ Gemeinsame Feier unter der Leitung der Teilnehmenden
- ◇ Auswertung

Die Leitungskompetenz

- ◇ Persönlichkeitsbildnerische Voraussetzungen
- ◇ Präsenz und Rhetorik
- ◇ Dramaturgische Befähigung
- ◇ Grundfragen der Inszenierung (Theaterpädagogische Impulse)

Die Andacht

- ◇ Wesen und Aufgabe der Andacht nach dem Konzept Gotteslob Neu (2013)
- ◇ Die einzelnen Elemente einer Andacht
- ◇ Gestaltungsmöglichkeiten
- ◇ Zielgruppenorientierte Gestaltung von Andachtsformen
- ◇ Weitere Andachtskonzepte

Das Sakrament der Taufe und ihre Vorbereitung (Katechumenat, Taufgespräch)

- ◇ Soziologische Gegebenheiten und pastorale Voraussetzungen
- ◇ Die Vorbereitung der Kindertaufe (Taufgespräch)
- ◇ Das Katechumenat für Erwachsene als Idealfall der Taufvorbereitung und die (taufesinnernde) Einbindung der Gemeinde
- ◇ Die Feier der Taufe: Gestalt und Gehalt der Feier und ihrer einzelnen Elemente

Umkehr und Versöhnung im Leben der Gemeinde und in der Liturgie (meine eigene Rolle als „Figur einer/ eines Versöhnenden“), d. h. liturgisch und außerliturgisch

- ◇ Die Sehnsucht nach versöhntem Leben
- ◇ Vergeben (verzeihen) und versöhnen als Auftrag im Leben
- ◇ Die christliche Dimension der Versöhnung (eschatologische Dimension) und eines versöhnten Lebens
- ◇ Außerliturgische Wege und Möglichkeiten der Versöhnung
- ◇ Liturgische Gestalt der Umkehr, Buße und der Versöhnung
- ◇ Gestalt und Gehalt der Umkehr- und Versöhnungsfeier in der Gemeinde (Bußfeier)
- ◇ Das Sakrament der Versöhnung für einzelne im Verkündigungsauftrag und in seiner liturgischen Gestalt

Liturgie mit besonderen Zielgruppen, z.B. Fernstehende, Altenheim, Frauenliturgie, Trauerliturgie u. ä.

- ◇ Gesellschaftliche Gegebenheiten und soziologische Aspekte
- ◇ Ziel und Aufgabe von liturgischen Feiern mit Fernstehenden und Distanzierten
- ◇ Wesenselemente von liturgischen Feiern mit besonderen Gruppen
- ◇ Erarbeitung von Beispielen und Auswertung

Liturgie zu besonderen Anlässen und in besonderen Situationen, z. B. Kleingruppen, Prozessionen, auch Andachten u. a.

- ◇ Sinn und Aufgabe
- ◇ Tradition und Gegenwart
- ◇ Wesentliche liturgische Elemente

Soziologische Gegebenheiten und liturgiepastorale Voraussetzungen

- ◇ Die Liturgie der Kirche steht immer im konkreten Kontext der sozialen Bedingungen, der gesellschaftlichen Situation, der pastoralen Herausforderung und Aufgabe der Kirche und der Sehnsuchtsuche der Menschen nach Sinn und Halt, nach Trost und Ermutigung.
- ◇ Die einzelnen Schritte werden auf diese Bedingungen und Herausforderungen eingehen, diese reflektieren, Zusammenhänge aufzeigen und Aufgaben abklären helfen.

3.4 Liturgische Übungen zur Praxis der ars liturgica

3 UE: Ars liturgica (für Priester und Diakone, jeweils 3–4 Tage)

(Diakone / Priester), Die Kunst liturgischen Feierns mit praktischen Übungen

Allgemeine Hinweise:

Bei den liturgischen Übungen geht es darum, in allen Elementen und in allem Tun der Liturgie Christusgegenwart (vgl. SC 7) zu ermöglichen. Das ist der Auftrag und zugleich der hohe Anspruch, um dem Wesen der Liturgie zu genügen, um in allem durch ihn, mit ihm und in ihm Liturgie zu gestalten und zu erfahren. Dabei stehen Sinngehalt und Sinngestalt der jeweiligen Feier leitend vor Augen.

Die Herausforderung zum authentischen Handeln und zur Prägung der existentiellen Dimension der Liturgie sind von entscheidender Bedeutung.

Die Einbindung aller liturgischen Ämter, Dienste und Aufgaben ist dabei selbstverständlich mitzudenken, damit Letztverantwortliche der Liturgie allen Verantwortlichen (Gemeinde, Ämter, Dienste) ihren Raum, ihre Bedeutung und ihren Handlungsauftrag überantworten.

Konkrete Schritte:

- ◇ Theaterpädagogische Übungen zur Frage der Präsenz, der Rhetorik, der Bewegungs- und Handlungsabläufe
- ◇ Übungen und mystagogische Deutung von Haltungen (Stehen, Sitzen, Gehen / Schreiten, Gebeshaltungen, Knien, Prostratio, Segensgestus, ...)
- ◇ Umsetzung der liturgischen Vorgaben (Rubriken) aus der Sicht der Leitung
- ◇ Übung der liturgischen Vorsteherelemente (Einzug, Eröffnung, Begrüßung, Bußakt, Sonntägliches Taufgedächtnis, Oration (Ritus), Leitung des Allgemeinen Gebetes, ...)
- ◇ Hier liegt der Akzent u. a. auf der jeweils entsprechenden Kommunikationssprache.
- ◇ Anleitung zum Wortgottesdienst unter Reflexion der einzelnen Elemente
- ◇ Gabenbereitung: Handlungsabläufe, mystagogische Deutung, Sprachvollzug, ... (Gestalt der Gaben, Gabenprozession, u. ä.)
- ◇ Hochgebet: rhetorische Übung, mystagogischer Zugang und liturgietheologische Reflexion der einzelnen Hochgebete
- ◇ Der Kommunionteil mit seinen Elementen und Herausforderungen (Fragen des Kommunionempfangs, des würdigen Umgangs und Ausdrucks, ...)
- ◇ Entlassung als Ereignis (Mitteilungen an die Gemeinde, Sendung, zusammenfassendes Wort vor dem Segen / Abschluss des roten Fadens, Segensgestus, ...)

- ◊ Mystagogischer Blick auf den Handlungsauftrag zur Frage der Stimmigkeit und Wahrhaftigkeit liturgischen Handelns Liturgietheologische Reflexion der einzelnen Übungselemente zur Entsprechung von Gestalt und Gehalt liturgischen Gestaltens
- ◊ Achtsamkeit für das Gesamtereignis „Liturgie“ unter Einbindung aller Dienste und Aufgaben, insbesondere auch der musikalischen Elemente

Anmerkung:

Immer wieder merken TN an diesen Übungen an, dass sie diese „wie Exerzitien“ erleben, weil die praktischen Übungen verbunden mit der Frage nach der Christusvergegenwärtigung dies mit sich brächten.

3.5 Priester aus anderen Ländern und die *ars liturgica*

Eine besondere Gruppe stellen die Priester dar, die aus anderen Ländern in unsere Diözese(n) kommen. Die Herkunftsländer bzw. kirchlichen Ausbildungsstrukturen sind sehr unterschiedlich, damit auch die theologischen, ethischen und sozialen Voraussetzungen (Asien: z. B. Indien, Korea; Afrika: z. B. Nigeria, Kenia; Südamerika: z. B. Bolivien, Brasilien; Europa: z. B. Polen, Schweden, Slowenien, Slowakei). In der Diözese Linz gibt es Bemühungen zur Förderung der *ars liturgica* durch folgende Maßnahmen:

- a) Persönliche und pfarrliche Begleitung
- b) Sprachbefähigung (1–2 Jahre Sprachkurs)
- c) Teilnahme am Pastorallehrgang (Lehrgang im pastoralen Einführungsjahr)
- d) Kurs zur Begleitung von Priestern aus anderen Ländern (IPF / Ordinariat)
- e) Teilnahme am Kurs zur Befähigung zum Bußsakrament
- f) Liturgische Übungen / *ars liturgica*.

Die Akzeptanz ist unterschiedlich. Nichteuropäer nehmen das Angebot in der Regel gerne an; Priester mit europäischem Hintergrund fragen manchmal nach der Notwendigkeit (z. B. Priester aus Polen).

4 Die Ausbildung der Ständigen Diakone¹⁷

Als noch schwieriger zeigt sich die Befähigung zum liturgischen Leitungsdienst bei der Ausbildung der Ständigen Diakone. Hier wird eine eklatante Spannung offenkundig: Einerseits wird der diakonale Dienst *idealiter* in den Bereich der pastoralen Caritas verwiesen, andererseits ist er *de facto* Anteilgabe am Leitungsdienst in den Pfarrgemeinden bzw. in der Liturgie. Vor allem im Bereich der Sakramente und anderer liturgischer Feiern wird den Diakonen vielerorts selbständiges Handeln überantwortet: Taufe, Trauung, Wort-Gottes-Feier am Sonntag, Begräbnisdienst. Die Ausbildungskonzepte für Diakone lassen nicht erkennen, dass eine stets „ausreichende“ Vorbereitung für diesen Bereich stattfindet: Homiletik und Kenntnis der Heiligen Schrift, Sakramententheologie, Liturgik, praktische Übungen, Einführung in die Tagzeitenliturgie fehlen fast zur Gänze.

Im Jahre 1998 haben die Kongregation für den Klerus und die Kongregation für das Katholische Bildungswesen gemeinsam *Grundnormen für die Ausbildung der Ständigen Diakone* sowie ein *Direktorium für den Dienst und das Leben der Ständigen Diakone* erlassen.¹⁸ In

¹⁷ Vgl. KACZYNSKI: Kommentar, 81.

¹⁸ KONGREGATION FÜR DAS KATHOLISCHE BILDUNGSWESEN: Grundnormen; KONGREGATION FÜR DEN KLERUS: Direktorium.

den Nr. 79–88 beschreiben die Grundnormen die Inhalte einer dreijährigen Ausbildung, die von den Bischofskonferenzen zu erarbeiten und zu beschließen seien, darunter auch für die Liturgie, die Verkündigung und die pastoralen Herausforderungen.

Die Österreichische Bischofskonferenz hat 2010 eine *Rahmenordnung für den Ständigen Diakonat in Österreich* verabschiedet,¹⁹ die anschließend in den einzelnen Diözesen übernommen und angepasst wurde. In dieser Rahmenordnung heißt es bezüglich liturgischer Dienste des Diakons unter 2. *Das Dienstamt des Ständigen Diakons* im Abschnitt 2.2. *Diakonie der Liturgie*:

Quelle und Höhepunkt des Wirkens der Diakone ist und bleibt der *Dienst an der Feier der Eucharistie*. „Der Diakon empfängt das Weihesakrament, um als Amtsträger in hierarchischer Gemeinschaft mit dem Bischof und den Priestern der Heiligung der christlichen Gemeinschaft zu dienen,“ freilich nicht, indem er das eucharistische Mysterium vollzieht, sondern indem er am Altar die Heilswirkung des Kreuzes, wie sie gerade gegenüber den Schwachen, den Armen und Ausgegrenzten durch den Dienst der Nächstenliebe verkörpert wird, darstellt. Darin unterscheidet sich der Dienst des Diakons von dem des Priesters.

Der Diakon *assistentiert bei der Eucharistiefeier und den anderen Gottesdiensten* dem Bischof oder Priester entsprechend der liturgischen Ordnung. Dem blinden oder an einer anderen Schwäche leidenden Priester ist er dabei eine besondere Hilfe. Neben der feierlichen *Verkündigung des Evangeliums* obliegt dem Diakon das Formulieren der *Fürbitten* der Gläubigen. Mit dem Bischof und dem Priester ist er *ordentlicher Spender der heiligen Kommunion*. Er teilt sie während oder auch außerhalb der Eucharistiefeier aus und bringt sie als Wegzehrung den Kranken. Ihm obliegt auch die *Leitung etwaiger Wortgottesfeiern am Sonntag*, wenn kein Priester zur Verfügung steht. Mit dem Bischof und dem Priester ist der Diakon *ordentlicher Spender der Taufe*. Er kann zur *Assistenz der kirchlichen Trauung* beauftragt werden. Der Diakon verrichtet das *Stundengebet* und leitet das Volk Gottes zu diesem Gebetsdienst an. Nach der Vorgabe des Benediktionale leitet er die ihm zustehenden *Segnungsfeiern*. Dem Diakon ist auch die *Feier des Begräbnisses* anvertraut.

Die vorgeschriebenen liturgischen Gewänder sind: Albe, Stola und Dalmatik, wenn der Diakon assistiert; in allen anderen Fällen Chorkleidung, ggf. auch Stola und Pluviale.

Abschnitt 5 der Rahmenordnung widmet sich der *Ausbildung zum Ständigen Diakon*, 5.3. behandelt die Ausbildungszeit.

Für die Diakonenausbildung sollen bereits bestehende theologische oder religionswissenschaftliche Institute und Einrichtungen in den Regionen genutzt werden, nicht zuletzt um dort ebenfalls österreichweite Lehrgänge für Bewerber und Kandidaten durchzuführen. Vor der Absolvierung des eigentlichen Ausbildungsprogramms ist eine theologische Grundausbildung zu verlangen, die für den Bereich der Österreichischen Bischofskonferenz mindestens die Absolvierung des „*Theologischen Fernkurses*“ vorsieht.

Das Ausbildungsprogramm muss für alle Bewerber *wenigstens drei Jahre* dauern, und zwar zusätzlich zur vorbereitenden Phase, unabhängig davon, dass auf Grund von anrechenbarer

DEN KLERUS: Direktorium.

¹⁹ ÖSTERREICHISCHE BISCHOFSKONFERENZ: Rahmenordnung für den Ständigen Diakonat. Die Österreichische Bischofskonferenz hat in ihrer Vollversammlung vom 9.–12. März 2009 die österreichische Rahmenordnung als eine entsprechende Ratio nationalis für den Ständigen Diakonat beschlossen und dem Apostolischen Stuhl entsprechend der Bestimmung c. 455 § 2 CIC zur Recognitio vorgelegt.

Vorbildung einzelne Bewerber von einzelnen Veranstaltungen dispensiert werden können. Diese Zeit in der Ausbildungsgemeinschaft ist für die menschliche und spirituelle Formung von großer Bedeutung. Das Ausbildungsprogramm soll auf die menschliche, geistliche, theologische und pastorale Dimension des Diakonats vorbereiten. Spezielle diözesane Richtlinien ergänzen diese allgemeinen Ausbildungsziele.

Inhaltlich umfasst die Ausbildung der Ständigen Diakone: die menschliche Bildung (5.3.1), die spirituelle Formung (5.3.2.), die theologische Ausbildung (5.3.3) sowie die *pastorale Ausbildung* (5.3.4), bei der die besondere Aufmerksamkeit bei den eigentlichen diakonalen Bereichen liegt. Auf Grundlage des Katechismus der Katholischen Kirche sind folgende zwei Dimensionen der lehrmäßigen Ausbildung zu vermitteln: (1) eine grundlegende Kenntnis im Bereich der theologischen Hauptfächer und die Befähigung, über den eigenen Glauben Rechenschaft abzulegen; (2) ausreichende Kenntnis über die Gesellschaftsverhältnisse und ihre Veränderungen sowie die Befähigung zur angemessenen Inkulturation des Evangeliums. Die einzelnen Diözesen konkretisieren ihre Ausbildungsordnungen je nach Bedingungen ihrer Diözese und nach Akzentuierung des Verständnisses des diakonalen Dienstes. In manchen Diözesen gibt es eine eigene *Ausbildungsordnung für Leitende von Wort-Gottes-Feiern*, welche auch von den Diakonen genützt werden kann, um sich in diesem Bereich die erforderlichen Fähigkeiten anzueignen. Ebenso gibt es *Lehrgänge für den Begräbnisdienst*, die auch von Diakonen absolviert werden.

Allgemein kann gesagt werden, dass die verfügbare Zeit für die unterschiedlichen notwendigen Inhalte nicht ausreicht, um eine verantwortete Ausbildung gestalten zu können. Verschiedene Inhalte kommen in diversen Ausbildungen nicht vor, z. B. Tagzeitenliturgie, Praktische Übungen, konkrete Hinführung und Beschäftigung mit einzelnen liturgischen Feiern, z. B. Taufgespräch und Tauffeier (theologisch-mystagogische Inhalte, historische Hintergründe usw.)

5 Ausbildungsordnung für die pastoralen Dienste – PastoralassistentInnen / Laien

Wer aufgrund seiner / ihrer Ausbildung und durch Sendung aufgrund der Taufweihe, also die Weihe zum gemeinsamen Priestertum durch Taufe, Firmung und Eucharistie, beauftragt ist, seinen / ihren Beitrag in der Verantwortung für den Gottesdienst und zur Leitung des Gottesdienstes sowie des damit zusammenhängenden Verkündigungsdienstes zu leisten, bedarf der dafür vorgesehen Ausbildung. Auch diese Ausbildungswege müssten evaluiert werden.

6 Liturgie im verantwortlichen Zusammenspiel aller Dienste, oder: Befähigung der Gemeinde mit ihren Diensten als eigentliche Trägerin der Liturgie

Gottesdienst wird von der gesamten Versammlung im Zusammenspiel aller Rollenträger / innen getragen. Ein Bildungsziel muss sein, dass das Zusammenspiel der liturgischen Ämter und Dienste gelingt. Dabei sind in Blick zu nehmen: (a) die Gemeinde als die eigentliche Trägerin der Liturgie (Amt [officium] und Berechtigung [ius] aufgrund der Taufweihe); (b) die ordinierten Leitenden als Letztverantwortliche (Bischof, Priester, Diakon); (c) aufgrund der Taufweihe beauftragte Leitende (Wort-Gottes-Feier, Tagzeitenliturgie, Kinderliturgien, u. ä.); (d) die liturgischen Dienste im musikalischen Bereich (Kantor/in, Psalmist/in, Chorleiter/in, Organist/in, Chorsänger/in, Instrumentalist/in; (e) die Lektoren / Lektorinnen; (f) Akoly-

then; (g) Ministranten / Ministrantinnen; (h) außerordentliche Kommunionhelfer/innen; i) Mystagogen / Mystagoginnen; (j) Mesner/innen, u. ä.

Bei allen liturgischen Ämtern und Diensten sind jene Haltungen zu fördern, die zu tun haben mit: Authentizität, Individualität, Wahrhaftigkeit, Offenheit, Kommunikationsbereitschaft und -fähigkeit.

6.1 Bildungsauftrag für alle liturgischen Dienste als bleibende Aufgabe

- a) Bildungs- und Weiterbildungsangebote in Verantwortung der professionellen Liturgieexperten, die aufgrund der Bildungsziele in der Ausbildung dazu befähigt sein müssten.²⁰
- b) das Wesen der Liturgie vermitteln: liturgietheologische Grundsätze umsetzen (vgl. SC 5–12);
- c) die einzelnen Sakramente und sakramentalen Vollzüge vermitteln;
- d) gute und gelingende liturgische Feier als bildender und prägender Ort;
- e) Christusmysterium vermitteln und Taufberufung fördern: in allem die Christusgegenwart zur Erfahrung bringen / die Erfahrung ermöglichen;
- f) im „ekklesiasterion“ Charismen entdecken und fördern;
- g) Charismen in die Liturgie als vorzüglichen Ort der Gottesbeziehung hineinnehmen;
- h) Liturgische Predigt
- i) Zusammenführung verschiedener Künste
- j) Qualitätssicherung der faktisch gefeierten Liturgie;
- k) Mangelerscheinungen, Missbrauchsfragen, Katechetisierung, Banalisierung, Dilettantismus, Wortlastigkeit, Ersatzelemente nichtliturgischer Art (z. B. nichtbiblische Texte);
- l) Gefährdung des Wesens der Liturgie;
- m) *Ars celebrandi* = normenkonforme Feier der Liturgie.

6.2 Was braucht der „Dienst der Leitung“? – Ausbildungskonzepte in einzelnen Diözesen

Ich habe für die mir gestellte Aufgabe zur Erkundung der liturgischen Bildung und Ausbildung des Klerus die Diözesen des deutschsprachigen Raumes angeschrieben. Erhalten habe ich Antworten aus relativ wenigen, nämlich aus zwölf, Diözesen. Dieser Befund macht deutlich, dass

1. die Ausbildung zum liturgischen Vorsteherdienst in den ordentlichen Weg der Priesterausbildung integriert ist,
2. und dass es wenig reflektierte Ausbildungskonzepte speziell für den Bereich Liturgie gibt.

Es kann aber auch festgestellt werden, dass es viele Überlegungen gibt zur *ars celebrandi*, zur Frage der Befähigung und der Kompetenz des Priesters bzw. der Leiterinnen und Leiter von Gottesdiensten zum Vorsteherdienst. Zahlreich sind die Publikationen zur *ars celebrandi* im katholischen und evangelischen Bereich.²¹ Ich möchte in diesem Kontext jedoch hervorhe-

²⁰ Vgl. dazu VOLGGER: Standards und die Thesen von KLUGER: „Denn um ein ganz bestimmtes Können“.

²¹ BALTRUWEIT: Von der Idee zur Inszenierung; BAUMGARTNER: Liturgie und Leiblichkeit; BIEGER: Mut zum Ritual; BIERRITZ: Gottesdienst als „offenes Kunstwerk“; DERS.: Erlebnis Gottesdienst; DERS.: Spielraum Gottesdienst; BLANCHARD: *Ars liturgica*; CENTRO DI PASTORALE LITURGICA

ben, dass die *ars celebrandi*²² ergänzt werden muss mit der sehr viel weiteren Sichtweise einer *ars liturgica*²³, da es im Vorsteherdienst um mehr als die persönlichen Fähigkeiten und die „handwerkliche Kunst“ des Vorsteherdienstes geht. Ziel muss sein eine umfassende Befähigung der ganzen Gottesdienstversammlung zur frommen, tätigen und fruchtbaren Feier.

7 Ausblick und Herausforderung

Auf Zukunft hin ist es wichtig, Defizite und Schwächen sowie Desiderate in Ausbildung und Praxis wahrzunehmen und zu sammeln und darüber mit den Ausbildungsverantwortlichen ins Gespräch zu kommen. Liturgische Kommissionen und die Liturgiereferentinnen und -referenten sollten sich gemeinsam dafür engagieren, dass liturgische Weiterbildungsangebote Richtung Persönlichkeitsbildung gehen und Ästhetik im Sinne einer umfassenden kulturellen Bildung berücksichtigen (z. B. auch Literatur und Liturgie). Dazu bedarf es eines völligen Neuansatzes, eines grundsätzlich neuen Konzepts der liturgischen Ausbildung, das im Miteinander von Priestern, Diakonen und Pastoralassistentinnen angelegt ist und in der Durchführung externe Fachleute miteinbezieht.

Literatur

BALTRUWEIT, Fritz: Von der Idee zur Inszenierung, in: Für den Gottesdienst 60. 2004, 12–22.
BAUMGARTNER, Jakob, Liturgie und Leiblichkeit, in: Heiliger Dienst 30. 1976, 143–164.

FRANCESE (Hg.): *Ars celebrandi*; DEUTSCHES LITURGISCHES INSTITUT (Hg.): *Leben deuten*; EHAM: *Erleben*, 96–112; EMIG: *Lebendige Liturgie*; ENZNER-PROBST: „Brot und Rosen“; FRIEBERGER: *Ars celebrandi*; FRIEDRICH: *Liturgische Körper*; GEHRING: *Gestus des Glaubens*; GLADE: *Kultur des Feierns*; GRÖZINGER: *Gottesdienst als Kunstwerk*; DERS.: *Ästhetik*; HAHNE: *De arte celebrandi*; HAUNERLAND: *Mystagogie*; JOHNSON: *Ars liturgiae*; KABEL: *Inszenierung*; DERS.: *Inszenierung Kasualien*; DERS.: *Sprache des Körpers*; KLIE: *Präsenz*; KRANEMANN: *Bewegung*; KUNZ: *Wir alle spielen Theater*; KUNZLER: *Liturgie sein*; KUTZNER: *Liturgie als Performance*; LAMBERTS (Hg.): „*Ars celebrandi*“; LEUBE: *Rolle – Maske – Person*; MARTIN: *Predigt und Liturgie*; MEYER-BLANCK: *Authentizität*; DERS.: *Dramaturgie*; DERS.: *Gottesdienst*; DERS.: *Wie lehren wir Liturgie*; DERS.: *Inszenierung*; MILDENBERGER (Hg.): *Gottesdienst und Dramaturgie*; NEIHENJUIS: *Liturgie lernen*; NICOL: *Gestaltete Bewegung*; PENNER: *Wenn Gebet Bewegung wird*; PICHLMEIER: *Lex orandi – lex vivendi*; PIRCHER: *Theater des Ritus*; PLÜSS (Hg.): *Körper – Kulte*; DERS.: *Gottesdienst als Textinszenierung*; PEIER-PÜSS: *Liturgische Dramaturgie*; POWER: *SC to GIRM*; RAMMEN-ZWEIG: „*Knigge*“; DERS.: *Lebendige Präsenz*; REIFENBERG: *Gottesdienst und das Dramatische*; DERS.: *Liturgieästhetik*; RICHTER: *Liturgisches Handeln*; DERS.: *Dramaturgie*; ROTH: *Theatralik*; SABERSCHINSKY: *Ars celebrandi*; SAUER: *Kunst*; SCHMIDT-LAUBER: *Gesten*; DERS.: *Bewegung*; SCHILSON/HAKE (Hg.): *Drama „Gottesdienst“*; SCHILSON: *Gottesdienst fernsehgerecht inszenieren*; SCHMEISER: *Bildung*; SEQUEIRA: *Spielende Liturgie*; DERS.: *Körper- und Gebärdensprache*; DERS.: *Wiederentdeckung*; DERS.: *Gebärdensprache*; STOLLBERG: *Rechtfertigung des Körpers*; SUDBRACK: *Verherrlicht Gott in eurem Leib*; VOLP: *Kunst, Gottesdienst zu feiern*; WENZ: *Körpersprache im Gottesdienst*.

²² Vgl. die Ausführungen zur *Ars celebrandi* – Signaturen eines vielgebrauchten Begriffes im Buch von RENTSCH: *Ritual und Ritualität*, 13–22.

²³ PIRCHER: *Theater des Ritus*. Hier erwägt der Autor im Prolog das Verhältnis zwischen der Kunst des Feierns (*ars celebrandi*) und der Kunst der Liturgie insgesamt und fragt, was die Liturgie dabei von der Kunst des Theaters lernen kann. Dieser Frage geht er erwägend auf über 1 000 Seiten nach und sucht Antworten aus Theologie und Theaterwissenschaft, -praxis und -pädagogik: bedenkenswerte Impulse. Ich konnte mit dem Autor dieses Buches auch selbst liturgische Übungen mit Priestern unternehmen, die als fruchtbare Impulse für die Praxis erfahren wurden.

- BIEGER, Eckhart: Mut zum Ritual. Die Kunst des Feierns. Kevelaer 2008.
- BIERRITZ, Karl Heinz: Erlebnis Gottesdienst. Zwischen „Verbiederung“ und Gegenspiel: Liturgisches Handeln im Erlebnishorizont, in: Wege zum Menschen 48. 1996, 488–501.
- DERS.: Gottesdienst als „offenes Kunstwerk“? Zur Dramaturgie des Gottesdienstes, in: Pastoraltheologie 75. 1986, 358–373.
- DERS.: Spielraum Gottesdienst. Von der „Inszenierung des Evangeliums“ auf der liturgischen Bühne, in: Erfahrungsräume. Theologische Beiträge zur kulturellen Erneuerung. Münster 1999 (Rostocker Theologische Studien 3).
- BLANCHARD, Yves-Marie: Ars liturgica. l'arte a servizio della liturgia. Magnano 2012.
- CENTRO DI PASTORALE LITURGICA FRANCESE: Ars celebrandi. guida pastorale per un' arte del celebrare. Magnano 2008.
- DEUTSCHENS LITURGISCHES INSTITUT (Hg.): Leben deuten – Glauben feiern. Trier 2007.
- EHAM, Markus: Vom Erleben zum Verstehen. Die Bedeutung gottesdienstlicher Erfahrung für die liturgische Bildung, in: Liturgisches Jahrbuch 55. 2005, 96–112.
- EMIG, Norbert: Lebendige Liturgie. Liturgische Grundlagen und praktische Gestaltungshilfen (nicht nur) für Kirchenmusiker. Mainz 2001.
- ENZNER-PROBST, Brigitte: „Brot und Rosen“. Liturgiedidaktik als Aufgabe pastoraler Aus- und Fortbildung: Konsequenzen aus der liturgischen Praxis von Frauen, in: Evangelische Theologie 62. 2002, 101–112.
- FRIEBERGER, Rupert Gottfried: Ars celebrandi. Von der Kunst des Feierns der Liturgie. Dreizehn Briefe an einen Weihekandidaten. Steinbach an der Steyr 2001.
- FRIEDRICH, Markus: Liturgische Körper. Der Beitrag von Schauspieltheorien und -techniken für die Pastoralästhetik. Stuttgart 2001 (Praktisch-theologisches Handbuch 54).
- GEHRING, Hans Ulrich: Der Gestus des Glauben. Über das mimetische Vermögen als Aufgabe der praktischen Theologie, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche 100. 2003, 241–260.
- GLADE, Winfried: Kultur des Feierns – ars celebrandi, in: Heiliger Dienst 55. 2001, 235–249.
- GRÖZINGER, Albrecht: Der Gottesdienst als Kunstwerk, in: Pastoraltheologie 76. 1987, 443–453.
- DERS.: Zur Ästhetik des Gottesdienstes, in: Musik und Kirche 70. 2000, 164–173.
- HAHNE, Werner: De arte celebrandi oder von der Kunst, Gottesdienst zu feiern. Entwurf einer Fundamentalliturgik, Freiburg / Basel / Wien ²1991.
- HAUNERLAND, Winfried: Mystagogie, liturgische Bildung und Feierkultur. Zu bleibenden Aufgaben der Liturgiereform. München 2005.
- SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hg.): Instruktion der Kongregation für das katholische Bildungswesen über die liturgische Ausbildung der Priesteramtskandidaten. 3. Juni 1979. Bonn 1979 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 14).
- JOHNSON, Clare V.: Ars liturgiae. Worship, aesthetics and praxi. Essays in honor of Nathan D. Mitchell. Chicago 2003.
- KABEL, Thomas: Die Sprache des Körpers im Gottesdienst, in: ZGP 3, Gütersloh 1999.
- DERS.: Zur praktischen Inszenierung des Gottesdienstes Gütersloh 2002 (Handbuch Liturgische Präsenz 1).
- DERS.: Zur praktischen Inszenierung der Kasualien. Gütersloh 2007 (Handbuch Liturgische Präsenz 2).
- KACZYNSKI, Reiner: Theologischer Kommentar zur Konstitution über die heilige Liturgie *Sacrosanctum Concilium*, in: HÜNERMANN, Peter / HILBERATH, Bernd Jochen (Hg.): Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Band 2, 1–227.

- KLIE, Thomas: Präsenz und Präsentation. Liturgie als performatives Handeln, in: Artheon-Mitteilungen 24. 2006, 12–18.
- KLUGER, Florian: „Denn um ein ganz bestimmtes Können handelt es sich hier, um ein Werden und Wachsen ...“ (Guardini). Thesen zu liturgischer Bildung in der Erwachsenenbildung, in: ACHILLES, Mark/ROTH, Markus (Hg.): Theologische Erwachsenenbildung zwischen Pastoral und Katechese. Grundlagen – Arbeitsfelder – Perspektiven. Ostfildern 2014, 195–210.
- KONGREGATION FÜR DAS KATHOLISCHE BILDUNGSWESEN: Grundnormen für die Ausbildung der Ständigen Diakone, in: KONGREGATION FÜR DAS KATHOLISCHE BILDUNGSWESEN/KONGREGATION FÜR DEN KLERUS: Direktorium für den Dienst und das Leben der Ständigen Diakone. Hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 1998 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 132), 21–66.
- KONGREGATION FÜR DEN KLERUS: Direktorium für den Dienst und das Leben der Ständigen Diakone, in: Kongregation für das Katholische Bildungswesen / Kongregation für den Klerus. Direktorium für den Dienst und das Leben der Ständigen Diakone. Hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 1998 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 132), 67–131.
- KRANEMANN, Benedikt (Hg.): Bewegung braucht Beweger – Die liturgische Feier zwischen Sachgehorsam und Normengehorsam, in: Liturgisches Jahrbuch 43. 1993, 6–159.
- KUNZ, Raph: Wir alle spielen Theater. Der christliche Gottesdienst als religiöse Inszenierung, in: Beim Wort genommen. Kommunikation in Gottesdienst und Medien. Zürich 2007, 85–95.
- KUNZLER, Michael: Liturgie sein. Entwurf einer *Ars celebrandi*. Paderborn 2009.
- KUTZNER, Hans-Jürgen: Liturgie als Performance? Überlegungen zu einer künstlerischen Annäherung. Leipzig 2006.
- LAMBERTS, Jozef (Hg.): „*Ars celebrandi*“. The art to celebrate the liturgy; l'art de célébrer la liturgie. Leuven 2002 (Textes et études liturgiques 17).
- LEUBE, Bernhard: Rolle – Maske – Person. Erfahrung mit „Echtheit“ auf der Bühne und in der Liturgie, in: Werkbuch Liturgische Präsenz nach Thomas Kabel. Gütersloh 2002, 84–92.
- MARTIN, Gerhard Marcel: Predigt und Liturgie ästhetisch. Wahrnehmung – Kunst – Lebenskunst. Stuttgart 2003 (Christentum heute 6).
- MESSNER, Reinhard: Einführung in die Liturgiewissenschaft. Paderborn. 2. überarb. Ausgabe 2009.
- MEYER-BLANCK, Michael: Authentizität, Form, und Bühne. Theatralisch inspirierte Liturgie, in: Pastoraltheologie 94. 2005, 134–145.
- DERS.: Die Dramaturgie von Wort und Sakrament. Homiletisch-liturgische Grenzgänge im ökumenischen Horizont, in: Pastoraltheologie 96. 2007, 160–171.
 - DERS.: Gottesdienst – Dramaturgie und Erlebnis: Einführung und theoretische Grundlegung, in: Thema Gottesdienst 17. 2001, 5–17.
 - DERS.: Inszenierung und Präsenz. Zwei Kategorien des Studiums der praktischen Theologie, in: Wege zum Menschen 49. 1997, 2–16.
 - DERS.: Wie lehren wir Liturgie? Der Gottesdienst als Zentrum praktisch-theologischer Didaktik, in: Liturgie lernen und lehren. Aufsätze zur Liturgiedidaktik. Leipzig 2001, 141–149.
- MILDENBERGER, Irene (Hg.): Gottesdienst und Dramaturgie. Liturgiewissenschaft und Theaterwissenschaft im Gespräch. Leipzig 2009 (Beiträge zu Liturgie und Spiritualität 23).
- NEIHENJUIS, Jörg: Liturgie lernen und lehren. Aufsätze zur Liturgiedidaktik. Leipzig 2001.

- NICOL, Martin: Gestaltete Bewegung. Zur Dramaturgie von Gottesdienst und Predigt, in: Liturgie lernen und lehren. Aufsätze zur Liturgiedidaktik. Leipzig 2001 (Beiträge zur Spiritualität 6), 151–163.
- ÖSTERREICHISCHE BISCHOFSKONFERENZ: Rahmenordnung für den Ständigen Diakonat in Österreich, in: Amtsblatt der Österreichischen Bischofskonferenz 51. 2010(15.5.), 6.
- PACIK, Rudolf: Laien und Liturgie, in: Ritzer Georg (Hg.): „Mit euch bin ich Mensch...“. Festschrift anlässlich des 60. Geburtstages von Friedrich Schleinzer O.Cist. Innsbruck / Wien 2008 (Salzburger theologische Studien 34), 461–477.
- PEIER-PLÜSS, Martin: Liturgische Dramaturgie. Dialogische Aspekte für Gottesdienste, in: Beim Wort genommen. Kommunikation in Gottesdienst und Medien. Zürich 2007, 9–83.
- PENNER, Ingrid: Wenn Gebet Bewegung wird. Tänze zur Bibel für Gottesdienst, Erwachsenenbildung und Schule. Innsbruck 2006.
- PICHLMEIER, Andrea: Lex orandi – lex vivendi: liturgische Bildung und Lebenserfahrung. Thesen aus religionspädagogischer Sicht, in: Liturgisches Jahrbuch 55. 2005, 82–95.
- PIRCHER, Hannes Bendetto: Das Theater des Ritus. De arte liturgica. Wien 2010.
- PLÜSS, David (Hg.): Körper – Kulte. Wahrnehmungen von Leiblichkeit in Theologie, Religions- und Kulturwissenschaft. Zürich 2007 (Christentum und Kultur 6).
- DERS.: Gottesdienst als Textinszenierung. Perspektiven einer performativen Ästhetik des Gottesdienstes. Zürich 2007 (Christentum und Kultur 7).
- POWER, David Noel: SC to GIRM and beyond. The ars celebrandi, in: Liturgical Ministry 20. 2011, 1–12.
- RAMMENZWEIG, Guy: Kleiner liturgischer „Knigge“. Berlin / Bielefeld 2002.
- DERS.: Lebendige Präsenz im Gottesdienst – eine andere Art, Liturgie zu lernen. Ein Bericht aus der Ausbildungspraxis. Rheinbach / Merzbach 1997 (Gelebte Religion).
- REIFENBERG, Hermann: Gottesdienst und das Dramatische. Perspektiven zum Verhältnis Liturgie – Darstellungskunst – Theater. Sankt Ottilien 1983 (Liturgie und Dichtung).
- DERS.: Liturgieästhetik. Feier des „Heiligen“ im Magnetfeld des „Schönen“. Perspektiven, Ausprägungen, Differenzierungen. in: Archiv für Liturgiewissenschaft 26. 1984, 17–146.
- RENTSCH, Christian: Ritual und Ritualität. Eine empirische Studie zum gottesdienstlichen Handeln des Priesters in der Messfeier. Regensburg 2013 (Studien zur Pastoralliturgie 35).
- RICHTER, Klemens: Die Liturgiewissenschaft im Studium der Theologie heute, in: Liturgisches Jahrbuch 32. 1982, 46–63.
- DERS.: Liturgisches Handeln und gottesdienstlicher Raum. Eine Verhältnisbestimmung aus katholischer Sicht heute, in: Raum und Ritual. Kirchenbau und Gottesdienst in theologischer und ästhetischer Sicht. Göttingen 1995, 57–76.
- DERS.: Struktur und Aufbau des Studiums der Liturgiewissenschaft, in: Liturgisches Jahrbuch 32. 1982, 89–107.
- RICHTER, Olaf: Dramaturgie und Mystagogie. Die Bedeutung des dramatischen Charakters der Liturgie für die liturgische Bildung, in: Liturgisches Jahrbuch 56. 2006, 98–113.
- ROTH, Ursula: Die Theatralik des Gottesdienstes. Gütersloh 2006 (Praktische Theologie und Kultur 18).
- SABERSCHINSKY, Alexander: Ars celebrandi – Alles nur Theater? Eine liturgietheologische Besinnung auf Gehalt und Gestalt unserer Gottesdienstfeiern. Würzburg 2012 (Die Wahrheit meiner Gewissheit suchen).

- SAUER, Ralph: Die Kunst, Gott zu feiern. Liturgie wiederentdecken und einüben. München 1996.
- SC: Konstitution über die heiligen Liturgie „Sacrosanctum Concilium“, in: Die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils Konstitutionen, Dekrete, Erklärungen. Lateinisch-deutsche Ausgabe, herausgegeben von Peter Hünermann (Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, 1). Freiburg 2004 (Sonderausgabe 2009), 3–56.
- SCHILSON, Arno: Den Gottesdienst fernsehgerecht inszenieren? Die Verantwortung der Liturgie angesichts des „Medienreligiösen“, in: Stimmen der Zeit 214. 1996, 534–546.
- SCHILSON, Arno/HAKE, Joachim (Hg.): Drama „Gottesdienst“ zwischen Inszenierung und Kult. Stuttgart 1998.
- SCHMEISER, Norbert: Liturgische Bildung in der Praxis. Liturgieseminare im Bistum Münster, in: Liturgisches Jahrbuch 46. 1996, 119–129.
- SEQUEIRA, Ronald: Spielende Liturgie. Bewegung neben Wort und Ton im Gottesdienst am Beispiel des Vaterunsers. Freiburg 1977;
- DERS.: Liturgische Körper- und Gebärdensprache als Thema der Semiotik. Möglichkeiten und Grenzen. Berlin 1992.
- DERS.: Über die Gebärdensprache im Gottesdienst. in: Zeitschrift für Gottesdienst und Predigt 9. 1991, 24–26.
- DERS.: Über die Wiederentdeckung der Bewegungsdimension in der Liturgie, in: Concilium 16. 1980, 207–231.
- SCHMIDT-LAUBER, Hans Christoph: Gesten / Gebärden. Liturgische, in: Theologische Realenzyklopädie XXI (1984), 151–155.
- DERS.: Liturgische Bewegung, in: TRE XXI. 1991, 401–406;
- SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hg.): Rahmenordnung für die Priesterbildung. 1.1.2004. Bonn 2004 (Die deutschen Bischöfe 73).
- STOLLBERG, Dietrich: Rechtfertigung des Körper. Zur Körpersprache im Gottesdienst – Eine Einführung, in: Zeitschrift für Gottesdienst und Predigt 3. 1985, 26–30.
- SUDBRACK, Joseph: Verherrlicht Gott in eurem Leib. Bewegung und Leiberfahrung in der Liturgie, in: Gottesdienst 13. 1979, 89–91.
- VOLGGER, Ewald: Inhaltliche Standards für die Aus- und Weiterbildung von den Personen, die einen liturgischen Dienst ausüben, in: Heiliger Dienst 63. 2009, 271–281.
- VOLP, Rainer: Die Kunst, Gottesdienst zu feiern. Liturgik. Band: Theorien und Gestaltung. Gütersloh 1994.
- WENZ, Helmut: Körpersprache im Gottesdienst. Theorie und Praxis der Kinesik für Theologie und Kirche. Leipzig 1995.
- ZERFASS, Rolf: Gottesdienst als Handlungsfeld der Kirche. Liturgiewissenschaft als Praktische Theologie?, in: Liturgisches Jahrbuch 38. 1988, 30–59.

Noemi Honegger, Fribourg

Sp(i)rit für den Glauben – Tagzeitenliturgie

„Liturgie im Gespräch“, 25.–27. Januar 2015 in Fischingen (CH)

In den letzten Jahren ist ein Trend hin zur Tagzeitenliturgie zu beobachten. Gläubige abonnieren monatlich erscheinende Hefte wie das „Te Deum“ oder das „Magnificat“. Persönliche Gebetszeiten haben einen wichtigen Stellenwert, aber auch Tagzeitenliturgien in Pfarreien gewinnen an Bedeutung. Immer mehr Menschen zieht es für einige Tage in ein Kloster. Sie wollen mitleben, mitbeten und genießen den Rückzug in das klar strukturierte Klosterleben.

NOEMI HONEGGER
ist Master-Studentin an der
Katholisch-Theologischen Fakultät
der Universität Fribourg.

Gebet ist Unterbrechung des Tages, Entlastung vom Alltag und kommt einer Verschnaufpause gleich. Beten bedeutet, ein Stück Freiheit zu erlangen. Dies dringt stärker ins Bewusstsein der Gläubigen und kann daher als Anknüpfungspunkt für liturgiepastorale Bemühungen gewertet werden. Gebet wird aber nicht automatisch zum „Sp(i)rit für den Glauben“. Damit es dazu kommt, braucht es einiges an Vorbereitung und Vorarbeit, aber vor allem braucht es Mut, den Aufbruch in ein aktives Gebetsleben zu wagen – als einzelne/r wie auch als Pfarrgemeinde. Deshalb haben das Liturgische Institut der deutschsprachigen Schweiz und das Institut für Liturgiewissenschaft der Universität Freiburg im Uechtland im Rahmen der Tagungsreihe „Liturgie im Gespräch“ dazu eingeladen, über die aktuellen Herausforderungen der Tagzeitenliturgie zu diskutieren, über neue und kreative Formen und Modelle nachzudenken, die Praxis unter Einbezug der ökumenischen Dimension zu reflektieren und gemeinsam neu aufzubrechen hin zu einer erfüllten Gebetspraxis.

Tradition der Kirche weltweit

Das gemeinsame Beten ist seit jeher wesentlicher Bestandteil des christlichen Lebens und entscheidender Ausdruck christlichen Glaubens. Bereits die Apostelgeschichte berichtet vom mehrmals täglichen Gebet der Christen. Auch die frühesten christlichen Quellen wie zum Beispiel die *Traditio Apostolica* heben die Bedeutung der persönlichen Schriftlesung auch außerhalb gemeinschaftlicher Anlässe hervor und bezeugen einen Gebetsrhythmus im Laufe des Tages. Elemente der Gebetszeiten waren bereits damals Schriftlesungen, biblische Gesänge, Psalmen und Gebetselemente des Vorstehers. Der geschichtliche Bogen, der von Prof. Dr. Martin Klöckener gezogen wurde, machte deutlich: Menschen, die hier und heute Tagzeitenliturgie beten, verbinden sich nicht nur mit Betenden in der ganzen Welt, sondern reihen sich auch ein in die jahrhundertealte Tradition der Kirche.

Bereits in der Spätantike wurde die Tagzeitenliturgie vor allem im Westen monastisch überformt. Das führte zu einem Rückgang der Teilnahme der Laien. Gleichzeitig nahm die schriftliche Normierung ihren Lauf und fand eine Art Höhepunkt im Brevier, das als Spiegel der Frömmigkeitspraxis im Spätmittelalter gelten kann. Nach dem Konzil von Trient (1545–1563) wurde das römische Brevier verbindlich für die ganze römische Kirche. Darin wurde der Gedanke des gemeinschaftlichen Vollzugs gänzlich außer Acht gelassen und das Stunden-

gebet wurde zum Standesgebet der Kleriker schlechthin. Dieses Verständnis hielt sich bis ins 20. Jahrhundert. Es wurde erst durch die Liturgische Bewegung in Frage gestellt und durch die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils aufgebrochen. Jetzt gilt die Tagzeitenliturgie wieder als Gebet des ganzen Gottesvolkes. Mit diesem Paradigmenwechsel ist uns bis heute der Auftrag gegeben, einen Mentalitätswandel aller Beteiligten herbeizuführen, zu unterstützen und voranzutreiben und die Anliegen der Reformdokumente in der Praxis durchzusetzen.

„Das Stundengebet soll den Tag und alle menschlichen Tätigkeiten heiligen.“ (AES 11)

Die Allgemeine Einführung ins Stundengebet spricht in Nr. 11 von der heiligenden Funktion und Wirkung des Stundengebets. Christinnen und Christen leben in der Spannung zwischen „schon jetzt“ und „noch nicht“; sie erleben die Spannung der Zeit zwischen der Auferstehung Christi und seiner Wiederkunft. Mit Christus kam Gott und damit das Heil in die Welt, und doch erfahren wir jeden Tag wieder neue Mühsal und erleben die Zeit auch als Unheilszeit. Im Gebet wird aber das Heil, das noch nicht vollkommen verwirklicht ist, erfahrbar. Betende stellen die Zeit, die sie von Gott empfangen, in dessen Gegenwart und geben eine entsprechende Antwort auf dieses Geschenk des Schöpfers. In diesem Moment kreisen Betende gedanklich nicht um sich selbst, sondern öffnen sich auf etwas unendlich Größeres hin und verleihen ihrem Dank und ihrer Freude Ausdruck.

Darin hat die Tagzeitenliturgie einen besonderen Stellenwert, wie Dr. Gunda Brüske deutlich machte. Die Tageszeit, verstanden als ein Geschenk Gottes, wird unter dessen Gnade gestellt und nicht länger durch die täglich neuen Schwierigkeiten definiert. Dadurch entsteht ein neues Verhältnis zum Tag, aber auch zu den Tätigkeiten, die im Laufe des Tages verrichtet werden. Die Tagzeitenliturgie zeichnet sich durch ihre Regelmäßigkeit aus. Ihr ritueller Charakter und die Vertrautheit der Form und der Texte bringen Entlastung für die Betenden und führen sie und ihre Tageszeit in ein Aufgehobensein in Gott.

„Ich werde von diesem Psalm nicht abgeholt, wo ich bin. Ich werde erwartet“¹

Das Herzstück des Stundengebets sind die Psalmen. Damit sie aber zu den Texten gehören, die Vertrautheit schaffen oder die – mit den Worten Christa Reichs – den Betenden erwarten, muss dieser ein gewisses Maß an Vertrautheit mit den Psalmen mitbringen. In den Diskussionsrunden wurde thematisiert, dass die Fremdheit der Psalmtexte in der pastoralen Arbeit ein Hindernis darstellen kann. Mit anderen Worten: Menschen, die die Psalmen kennen und sie zu schätzen gelernt haben, werden anders an die Tagzeitenliturgie herangehen oder von ihr berührt werden. Den Gläubigen verschiedene Zugänge zu diesen Gebetstexten zu vermitteln, ist daher wohl eine der Hauptaufgaben der pastoralen Arbeit. Die Vertrautheit könnte zum Beispiel dadurch entstehen, dass die Antwortpsalmen in der Messe öfters verkündet werden.

Einen wichtigen Zugang für bereits aktiv Betende hob P. Gregor Brazerol OSB in seinem Vortrag hervor. Es kann einem tieferen Verständnis der Psalmen dienen, den konkreten Psalm in einen größeren Kontext zu stellen. Indem ein Psalm als Teil des Psalters, als Teil des Alten Testaments und der ganzen Bibel gelesen wird, können auch schwierige Texte neu verstanden werden. Im Rahmen des Stundengebetes ist es wichtig, dass die Psalmen nicht

¹ REICH: Evangelium, zit. nach BUDDE: Gemeinsame Tagzeiten, 246.

willkürlich über die verschiedenen Horen im Laufe des Tages verteilt sind. Ein innerer Zusammenhang zwischen der Tageszeit und dem entsprechenden Psalm, aber auch zwischen den Psalmen innerhalb von Laudes, Vesper etc. kann erkannt werden und zu einer neuen Akzentuierung der Botschaft der Texte führen.

Das Lob der Kirche „ist Sache der ganzen christlichen Gemeinde“ (AES 270)

Das Anliegen der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils, das Stundengebet als Gebet des ganzen Gottesvolkes wiederzubeleben, ist bis heute nur ungenügend verwirklicht. Dazu gehört, die Feier der Tagzeitenliturgie stärker im Alltag der Pfarreien zu etablieren. Dr. Josef-Anton Willa betonte, dass Formen des Tagzeitengebets einen klaren Ausdruck der kirchlichen Gottesdienstvielfalt und eine Bereicherung für das liturgische Leben einer Pfarrei darstellen. Es handelt sich um ein offenes und öffentliches Gebet, das durch seine Zugänglichkeit auch ungeübtere Beterinnen und Beter zum Mitbeten einlädt oder Pfarreiangehörige in die Verantwortung einbindet. Die Feier der Tagzeitenliturgie kann zum idealen Ort der Erfahrung einer Gemeinschaft im Gebet werden. Betende erfahren bedingt durch die Kontinuität und die Regelmässigkeit, dass sie einmal stärker von der Gemeinschaft getragen werden, ein anderes Mal mehr die Tragenden sind.

Für die praktische Durchführung sind leicht handhabbare Modelle notwendig, die sich im Idealfall an verschiedene Situationen anpassen lassen. Potenzial bieten die vielen Gestaltungsmöglichkeiten der Gebetszeiten. So lässt sich ein Abendlob ideal mit einem Luzernar verbinden. Der Einsatz von Kerzen und Weihrauch spricht unterschiedliche Sinne an und schafft einen neuen Zugang zu Gebet, Lobpreis und Bitte. In diesem Zusammenhang war die Reflexion der Praxiserfahrungen ein wesentliches Moment der Tagung. Es wurden die folgenden drei Modelle diskutiert: das Bonner Mittagsgebet, der Stundengebetstag in Elgg (CH) und die Domvesper in St. Gallen, auf die ich im Rahmen dieses Berichts im Folgenden näher eingehe.

Domvesper in St. Gallen

Auf der Tagung war die Domvesper in St. Gallen sehr präsent: Barbara Walser, die diesen Gottesdienst seit mehreren Jahren organisatorisch betreut, und Bischof Markus Büchel gaben in einem Abendgespräch Einblick in die Tätigkeit in St. Gallen. Auch im weiteren Verlauf der Tagung war die Domvesper immer wieder Thema. Jeden Dienstag Abend treffen sich viele Menschen im St. Gallener Dom, im Zentrum der Stadt, zum Gebet. Die Domvesper ist breit abgestützt: Sie wird in Zusammenarbeit zwischen Pastoral- und Kirchenmusikteam gestaltet und vom ganzen Pfarreiteam mitgetragen, indem sie von verschiedenen Pfarreimitarbeitsenden abwechselnd vorbereitet wird.

Das Modell der offenen City-Kirchen scheint ein erfolgreiches Konzept zu sein. Auch entsprechende Angebote im Basler Münster erfreuen sich grosser Beliebtheit, wie Sr. Dr. Doris Kellerhals zu berichten wusste. Die City-Kirchen profitieren von ihrer Lage im Herzen der Stadt und verfügen meist über relativ grosse personelle Ressourcen. Sie geben Menschen in ihrer Mittagspause oder nach Arbeitsschluss Raum zum Durchatmen und erreichen mit ihrem Angebot Gläubige, die nicht zwingend zu den Teilnehmern klassischer Sonntagsmessen gehören. Im Fall von St. Gallen ist die gute personelle Ausstattung im Bereich der Kirchen-

musik die Voraussetzung für eine fruchtbare Zusammenarbeit und für eine aufwändige musikalische Gestaltung.

Es ist klar, dass kleinere Landpfarreien eine ganz andere Ausgangslage bezüglich Standort und Personal haben. Im Kreis der Referenten fehlte leider jemand, der diesen Erfahrungsbe-
reich vertreten konnte. Erfahrungsberichte von Teilnehmenden zeigten aber, dass auch mit
einfachen Mitteln die Feier der Tagzeitenliturgie möglich ist. Hervorzuheben ist, dass eine
große Domvesper nicht mehr oder weniger wert ist als eine kleine Gebetsgemeinschaft, die
sich in die weltweite Gemeinschaft der Betenden einreihet. Natürlich ist es eine Chance, in
mancherlei Hinsicht aufwändigere Feiern anbieten zu können und von den Möglichkeiten
einer professionellen Gebetsgestaltung und -leitung zu profitieren. Andererseits bergen klei-
ne Gebetsinitiativen andere Möglichkeiten und Chancen aktiven und kreativen Mitgestaltens
und Mittragens durch Laien.

Ökumene

Prof. em. Dr. Urs von Arx und Sr. Dr. Doris Kellerhals berichteten von der Situation in der
christkatholischen und der reformierten Kirche. In beiden kirchlichen Gemeinschaften spiel-
ten und spielen die Tagzeiten bis heute eine untergeordnete Rolle im gottesdienstlichen Leben
der Pfarreien. Gleichzeitig gibt es Bestrebungen, diese christliche Tradition wiederzubeleben.
So wurden zum Beispiel entsprechende Gebetsvorlagen in die jeweiligen Gesangbücher auf-
genommen² und gerade in größeren Städten gibt es auch von protestantischer Seite verschie-
dene Initiativen zur Tagzeitenliturgie, die im Entstehen sind oder weiterentwickelt werden.

Einigkeit besteht darin, dass die Tagzeitenliturgie eine Chance für ökumenische Gottes-
dienste bietet, die längst nicht umfassend genug genutzt ist. Erfahrungsberichte zeigen, dass
bis jetzt in vielen Städten verschiedene Angebote parallel oder überschneidend durchgeführt
werden, ohne dass die Veranstalter von einander wissen. Ein Austausch, Koordination und
in manchen Fällen sogar Kooperation würden einen Beitrag zur ökumenischen Bewegung
leisten.³ Ein klares Zeichen für das Potenzial der Tagzeitenliturgie überhaupt, aber auch in-
nerhalb der ökumenischen Bewegung ist die Gemeinschaft von Taizé, die besonders junge
Menschen anzieht und ihnen einen Zugang zum Stundengebet eröffnet.

Perspektiven

Die Tagzeitenliturgie birgt ohne Zweifel viele Chancen für die pastorale Arbeit. Kreative
Gestaltung unter Einsatz liturgischer Zeichen (Kerzen, Wasser oder Weihrauch) ist sinnlich
ansprechend und erlaubt, dass viele Menschen durch das Gebet berührt werden und anfäng-
liche Schwierigkeiten, wie die nicht immer einfache Sprache der Psalmen, überwunden wer-
den können. In City-Kirchen gelingt es bereits heute, vielen Gläubigen einen Zugang zur
Tagzeitenliturgie zu ermöglichen. Kleinere Pfarreien stehen vor der Herausforderung, mit
wenigen Ressourcen auszukommen und im Bereich ihrer Möglichkeiten ein ansprechendes
Angebot zu schaffen. Immer wieder kam die Angst vor Überforderung der Seelsorgenden ei-

² Vgl. etwa Evangelisch-reformiertes Gesangbuch, Nrr. 555–623; Christkatholisches Gebet- und Ge-
sangbuch, Nrr. 1–99.

³ Vgl. zur Bedeutung konfessionsübergreifender Gottesdienstversammlungen BUDDE: Ökumeni-
sches Stundengebet, 220–223.

nerseits, aber auch der Pfarreiangehörigen andererseits zur Sprache. Diesem Anliegen wurde entgegen gehalten, dass den Gläubigen mehr zuzutrauen ist und das Profil der betenden und verkündigenden Kirche gestärkt werden muss. Im Allgemeinen scheint es notwendig, dass in den Pfarreien ein stärkerer Schwerpunkt auf das Gebet gelegt wird: dass einerseits im Alltag, bei Pfarrei- oder Katecheseanlässen oder in Firmgruppen mehr gebetet wird, und andererseits das Gebet vermehrt Gegenstand der Gemeindekatechese ist. So kann zum Beispiel in geprägten Zeiten ein Predigtzyklus über das Gebet die Wichtigkeit desselben hervorheben oder eine Pfarreiratssitzung mit einer Vesper oder einer Komplet verbunden werden. Die Stärkung der Gebetskultur legt die Grundlage für die Tagzeitenliturgie und kann gleichzeitig mit der Hilfe der letzteren im Pfarrealtag verankert werden. Damit die Tagzeitenliturgie diese Rolle einnehmen kann, muss die Suche nach einfach handhabbaren Modellen der Tagzeitenliturgie weitergeführt werden. Musikalisch eingängigere und zugänglichere Psalmodien sind gewünscht, ein neuer Zugang und ein besseres Verständnis der Psalmtexte, auf denen die Tagzeitenliturgie aufbauen kann, müssen gefunden werden und Gebetsformen, die auch junge Menschen ansprechen, sind zukunftsweisend. In diesem Sinne hat die Tagzeitenliturgie großes Potenzial, und mit Mut und Kreativität kann es gelingen, dass sie der Sp(i)rit des Glaubens für einzelne, aber auch für Pfarreien ist.

Resümee

Eine besondere Motivation, lieber heute als morgen mit dem Beten der Tagzeitenliturgie zu beginnen, sehe ich darin, dass diese seit Jahrhunderten das Gebet der Kirche darstellt und bis heute auf der ganzen Welt gebetet wird. Es kann nicht oft genug betont werden, dass wir uns darin gleichermaßen mit Philippinas, Australiern, Peruanerinnen und Barundis verbinden und den Traum des einen weltumspannenden Gottesvolkes verwirklichen. Dieses Bewusstsein gibt der Tagzeitenliturgie einen herausragenden Stellenwert im Leben der Christen und Christinnen und öffnet die kleinen Gebetsgemeinschaften vor Ort hin auf das ganze Gottes Volk. Sie ermöglicht jedem/jeder einzelnen Anteil zu nehmen, wovon ein altes Kirchenlied spricht: „Wie der Schimmer des Morgens um die Erde geht, ist immer ein Gebet und immer ein Loblied wach, das vor dir steht“⁴.

Literatur

- BUDDE, Achim: Gemeinsame Tagzeiten. Motivation – Organisation – Gestaltung. Stuttgart 2013 (Praktische Theologie heute 96).
- DERS.: Ökumenisches Stundengebet – Motor der Einheit, in: Heiliger Dienst 66. 2012, 220–226.
- Gebet- und Gesangbuch der Christkatholischen Kirche der Schweiz. Hg. v. Bischof und Synodalrat der Christkatholischen Kirche der Schweiz. Band I. Basel [2005].
- Gesangbuch der evangelisch-reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz. Zürich 1998.
- Katholisches Gesangbuch. Gebet und Gesangbuch der deutschsprachigen Schweiz. Hg. im Auftrag der Schweizer Bischofskonferenz. Zug 1998.
- REICH, Christa: Evangelium. Klingendes Wort. Calw 1997 (Calwer Taschenbibliothek 63).

⁴ Vgl. Katholisches Gesangbuch, Nr. 689: Der Tag, mein Gott, ist nun vergangen, Gerhard Valentin (1964) nach „The day Thou gavest, Lord, is ended“ von John Ellerton (1870/71).

Lea Herberg, Klosterneuburg

Berichte und Notizen aus Liturgie und Liturgiewissenschaft

Papst Franziskus betont die Errungenschaften der Liturgiereform

Papst Franziskus hat Anfang März einer Eucharistiefeier in der römischen Kirche Ognissanti vorgestanden und damit an Paul VI. erinnert, der hier 1965 als erster Papst eine Messe in der Volkssprache gefeiert hat. Franziskus bezeichnete bei diesem Anlass die Entsprechung von Liturgie und Leben als eine zu allen Zeiten gültige Forderung. Er warnte davor, die Frömmigkeit vom alltäglichen Verhalten gegenüber den Nächsten zu isolieren: „Wir können nicht mit ‚religiösen Huldigungen‘ das ersetzen, was wir dem Nächsten schulden, denn wir eine echte Bekehrung schulden!“ Franziskus sprach sich auch dagegen aus, dass Gemeindemitglieder während der Liturgie anderweitigen Frömmigkeitsübungen nachgehen, etwa dem Rosenkranzgebet.

Die Verbindung von Liturgie und Diakonie ebenso wie die geistliche und rituelle Beteiligung der Gläubigen am Gottesdienst gehörten bereits zu den Anliegen der Liturgischen Bewegung.

70 Jahre Befreiung der NS-Konzentrationslager

In einer gemeinsamen Erklärung am Internationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust (27. Jänner), dem Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz, bezeichneten die katholische und die evangelische Kirche in Deutschland Auschwitz als „eine offene Wunde am Körper der Menschheit“ und betonten die Aktualität der Auseinandersetzung mit der Shoah. In Österreich gab es zahlreiche Veranstaltungen insbesondere um den 5. Mai (Tag der Befreiung des Konzentrationslagers Mauthausen). Ein ökumenischer Wortgottesdienst eröffnete am 10. Mai die Internationale Befreiungsfeier in der Gedenkstätte Mauthausen. Neben diesen zentralen Gedenkveranstaltungen rief außerdem die Erzdiözese Wien dazu auf, dass für die „Lange Nacht der Kirchen“ am 29. Mai „jede Pfarre ihr Archiv durchforsten und einen Programmpunkt (und sei es nur ein schweigendes Gedenken) oder eine Schautafel“ gestalten solle. Im Rahmen der „Langen Nacht“ solle jede Pfarre in einem Gebet des Leidens der Opfer der Shoah sowie des Versagens der Kirche gedenken.

Dr. phil. Edgar Josef Korherr verstorben

Am 14. März 2015 verstarb Dr. phil. Edgar Josef Korherr (*12.06.1928). Korherr war 1976–1996 Professor für Katechetik und Religionspädagogik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Graz. 1966 bis 1976 leitete er das Katechetische Institut an der Pädagogischen Akademie der Erzdiözese Wien. 1962 bis 1968 war er Fachinspektor für den Religionsunterricht in Sonderschulen im Bereich der Erzdiözese Wien. Zugleich war er bis 1971 Dozent für Katechetik an der Ordenshochschule St. Gabriel in Mödling. Insbesondere durch

seinen Einsatz für einen reformierten Religionsunterricht nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil prägte er die katechetische Landschaft Österreichs maßgeblich, wobei er stets auch die Liturgie einbezog. Korherr wurde mit dem großen Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Niederösterreich und dem Konturkreuz des Päpstlichen Silvesterordens ausgezeichnet. Unsere Anteilnahme gilt seiner Familie.

Katholische Kirche, Liturgie und Erster Weltkrieg

Auch in diesem Jahr setzt sich das Gedenken an den Ersten Weltkrieg fort. Insbesondere in Tirol gibt der hundertste Jahrestag des Kriegseintritts Italiens dazu Anlass. So erinnerte der Innsbrucker Diözesanbischof Manfred Scheuer an die Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn im Jahr 1915 und betonte, dass die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg kein „Heldengedenken“, sondern ein Gedächtnis des Leidens sei. Krieg verderbe und schädige den Charakter der Menschen, so Scheuer.

Auch die verschiedenen christlichen Konfessionen und ihre Seelsorger waren auf problematische Weise in den Ersten Weltkrieg und seine Legitimation involviert. Massive theologische, institutionelle und seelsorgliche Herausforderungen lösten innerkirchliche Erneuerungsbebewegungen aus. Auch für die Liturgische Bewegung des 20. Jahrhunderts war die Kriegserfahrung ein zentraler Impuls. Im Rahmen der Langen Nacht der Kirchen zeigten ein Vortrag des Journalisten Ernst Trost sowie eine Ausstellung des Pius-Parsch-Instituts in St. Gertrud (Klosterneuburg) die Bedeutung des Kriegs für den Theologen Pius Parsch und die von ihm begründete volksliturgische Bewegung.

Neue liturgische Formen für die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare sowie von Partnerschaften Geschiedener

Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) hat auf seiner Vollversammlung in Würzburg einstimmig ein Papier für die Bischofssynode im Herbst verabschiedet, das liturgische Formen für die Segnung gleichgeschlechtlicher Paaren fordert. Die Forderung bezieht sich auch auf Partnerschaften Geschiedener. Auch in diesen Formen gemeinschaftlichen Lebens werden Werte der sakramentalen Ehe gelebt, nämlich unbedingte Treue und lebenslange Versöhnungsbereitschaft, so das ZdK.

Die katholische Ehelehre versteht seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil die Ehe als Abbild des Bundes, den Gott in Christus mit den Menschen geschlossen hat. Auf dieses Verständnis der Ehe als personale Konkretion des unverbrüchlichen Neuen Bundes greift das ZdK demnach implizit zurück, indem es die Treue als katholischerseits anzuerkennenden Wert auch nicht-sakramentaler Formen gemeinschaftlichen Lebens bezeichnet. Kardinal Reinhard Marx sowie der Passauer Bischof Stefan Oster kritisierten die Forderung des ZdK.

Dr. Alexander Zerfaß neuer Professor für Liturgiewissenschaft in Salzburg

Seit der Pensionierung von Prof. Rudolf Pacik im Jahr 2012 war der Lehrstuhl für Liturgiewissenschaft und Sakramententheologie an der Universität Salzburger vakant. Mit Oktober 2015 wird der Mainzer Liturgiewissenschaftler Dr. Alexander Zerfaß neuer Professor für Liturgiewissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Salzburg.

Buchbesprechungen

Münchener Kantorale. Werk- und Vorgesängerbuch für die musikalische Gestaltung der Messfeier. Erarbeitet von Markus EHAM, Bernward BEYERLE, Gerald FISCHER, Michael HEIGENHUBER und Stephan ZIPPE, unter Mitwirkung von Rupert BERGER. Hg. von der Abteilung Kirchenmusik im Ordinariat des Erzbistums München und Freising. Lesejahr B. München: Verlag Sankt Michaelsbund 2014. ISBN 978-3-943135-40-4. Hardcover (504 S.) mit zwei Lesebändchen. € 38,50.

Das Münchener Kantorale – die erste Ausgabe (1991–1996) ebenso wie die nun aufgrund des Gotteslobs 2013 bearbeitete Neuauflage – ist mehr als ein Behelf für Kantorinnen/Kantoren und Chöre. Es hat eher den Charakter eines Werkbuchs; diese Bezeichnung erscheint jetzt auch im Untertitel. Zwar liegt ein besonderes Gewicht auf den – immer vollständig notierten und mit Gotteslob-Kehrversen versehenen – Antwortpsalmen und Rufen zum Evangelium, doch ist das übrige Proprium (inklusive Kyrie-Tropen) mit berücksichtigt: durch Vorschläge für Gesänge aus dem Gotteslob, ausgehend von den Tageslesungen, sowie durch komplette Stücke. Hinzu kommen Feier-Bausteine wie z. B. die Festankündigung zu Epiphanie, die Trauermetten der Karwoche, die Karfreitags-Passion. – All das wird durch ausführliche Register im Anhang (S. 481–496) erschlossen.

Die einzelnen Sonn- bzw. Festtags-Formulare beginnen mit der – eine ganze Seite umfassende – Übersicht der Gesangs-Vorschläge für das Proprium (die u. a. der Liturgische Taschenkalender des Deutschen Liturgischen Instituts übernommen hat). Bei jedem Element, außer natürlich bei den Gesängen der Wortliturgie, sind die Vorschläge

nach Formen geordnet: offene Formen (als W = Wechselgesang bezeichnet; für die Eröffnung auch Kyrielitaneien = KL) und Lieder (= L). Da sich zum Begleiten von Einzug, Gabenprozession (sofern denn Prozessionen stattfinden) und Kommuniongang offene Formen besonders eignen, werden diese bei den Prozessionsgesängen vor den Liedern angeführt, beim Dankgesang ist es umgekehrt. – Nach dieser Übersicht gibt es ausnotierte Stücke. Die alte Auflage folgt hier dem Verlauf der Messe, die neue bringt zuerst Antwortpsalm und Ruf vor dem Evangelium, dann andere Gesänge.

Die Neuauflage führt das bisherige Konzept fort und baut es zugleich aus. Sie enthält v. a. reicheres Material für die Prozessionsgesänge, schlichtes und aufwendiges, oft in reizvollen Kombinationen verschiedener Gattungen und Stile, z. B. von Gregorianik, Liedstrophen und Psalmodie. (Diese Stücke sind beim Verlag auch als Einzelausgaben erhältlich.) Die zusätzlichen Texte und Noten ließen den Umfang freilich stark anwachsen: Der Band zum Lesejahr B hatte bisher 360, jetzt 504 Seiten. – Eine andere Erweiterung beeinflusst den Umfang nicht: Die Modelle für die Psalmodie wurden vermehrt, u. a. durch solche englischsprachiger Kommunitäten (vgl. das Verzeichnis S. 473–478). (Von den 83 Antwortpsalmen sind 69 auf eine der Formeln eingerichtet.) Eine Differenzierung nach Funktionen sehe ich hier allerdings nicht: Die Melodien dienen sowohl für die Vortragspsalmodie (Antwortpsalm) wie für Prozessionsgesänge.

Den Psalmen der Wortliturgie wird nun fast durchgehend, der Prozessionspsalmodie teilweise eine neuartige Begleitung (für Orgel oder andere Instrumente) beigelegt, die Bernward Beyerle entwickelt hat: liegende Akkorde, „Klangräume“ genannt. (Früher

hatte nur die Universal-Psalmodie Fritz Schieris eine notierte Begleitung, und diese als Anhang; vgl. Münchener Kantorale. Lesejahr A ³2003, S. 333f.) Die tief liegenden und so die Melodie nicht zudeckenden Harmonien stehen jeweils am Anfang eines Psalms; sie sind mit Buchstaben versehen, die über den Psalmstrophen den Akkordwechsel markieren. Auf solche Weise lässt sich die Solopsalmodie gut ausführen, selbst wenn die Orgel vom Altarbereich weit entfernt steht. Wer diese Klangräume nicht übernimmt, mag sich von ihnen zumindest inspirieren lassen. Denn bei freirhythmischen Gesängen den Solisten-Part mitzuspielen hemmt die textgerechte Deklamation. – Von den Evangeliums-Versen enthalten etliche einen ausgeschriebenen Begleitsatz, viele aber Akkordbuchstaben, diejenigen besonderer Feiern mehrstimmige Vertonungen. – Mit Begleitungen versehen sind in der Ausgabe 2014 auch die Kehrverse, und zwar mit den vierstimmigen Sätzen des Orgelbuchs – zweckmäßig für Organistinnen/Organisten, die Vorlagen brauchen. (Die dreistimmigen Orgelbuch-Sätze, im Zusammenwirken mit ungeübten Sängerinnen/Sängern ohnehin wenig praktikabel, wird man kaum vermissen.) – Der Kantorale-Band selbst ist freilich so dick, dass er, jedenfalls in neuem Zustand, auf dem Notenpult nicht offen bleibt. Man bräuchte jemanden zum Buch-Halten

Obwohl der Haupttitel gleich geblieben ist, berücksichtigt die Ausgabe 2014(ff.) neben dem Stamnteil nicht nur den Münchener Anhang des Gotteslobs, sondern ebenso den österreichischen Regionalteil und den der Diözese Bozen-Brixen. Entsprechend verweisen die Vorschläge für Kantorenstücke

u. a. auf das Kantorenbuch zum Gotteslob. Eigenteile Österreich/Bozen-Brixen [...]. Stuttgart: Carus 2014.

Auch das neue Münchener Kantorale ist laut Verlagsprospekt (<http://www.st-michaelsbund.de/index.php?id=35>) auf fünf Bände angelegt: drei Bände für die Sonn- und Festtage der Lesejahre A–C, ein Band „Heilige/Besondere Anlässe“, schließlich ein Ergänzungsband mit Antwortpsalmen und dem Gesamtregister. Dazu kommt ein Schola-Buch, das weitere (z.T. mehrstimmige) Prozessionsgesänge enthalten soll. Außerdem wird eine Kantorenausgabe der ersten drei Bände angeboten, in der nur die Gesänge der Wortliturgie ohne Begleitsätze abgedruckt sind.

Mit einem Werkbuch recht umzugehen macht Arbeit. Man muss die umfangreichen Vorschläge wie das Notenmaterial sichten und daraus gezielt auswählen – frühzeitig, damit Proben möglich sind; es geht darum, das rechte Maß an Gesängen zu finden, innerhalb einer Feier unter verschiedenen Formen und Ausführenden abzuwechseln, Akzente zu setzen, Anlass und Gemeinde zu berücksichtigen usw. Hinweise dazu gibt die Einführung (S. 5–8, hier S. 6; Internet: <http://www.gotteslob.de/index.php?id=30>).

Jene, die sich auf solche Arbeit einlassen – Kirchenmusiker/innen, Kantorinnen/Kantoren, andere Gottesdienst-Verantwortliche –, werden dieses Kompendium mit Gewinn verwenden. So könnten der weithin auf Lieder fixierte Gemeindegesang wie überhaupt die musikalische Gestalt unserer Messfeiern neue Impulse erhalten.

Rudolf Pacik

Salzburg

Bucheingänge

EHRENSPERGER, Alfred: Der gottesdienst im Appenzellerland und Sarganserland-Werdenberg. Vor, während und nach der Reformation bis ca. 1700. Zürich: Theologischer Verlag Zürich 2015. Paperback (340 S.) ISBN: 978-3-290-17776-8.

KEPLINGER, Josef: Der Vorstehersitz. Studie über die Verortung liturgischer Vorstehung im Spannungsfeld von Funktionalität und theologischer Zeichenstruktur. 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Verlag Herder 2015 (Pius-Parsch-Studien, 11). Hardcover (432 S.) ISBN: 978-3-451-31585-8.

LITURGIEREFERAT DER ERZDIOZESE WIEN (Hg.): Messe gestalten. Grundlagen und Anregungen – mit Vorschlägen aus dem Gotteslob. Erarbeitet von Judith Werner, Manuela Ulrich, Peter Jüthner und Armin Kirchner unter der Leitung von Martin Sindelar. Innsbruck: Tyrolia. Broschur (96 S.) ISBN: 978-3-7022-3434-8.

RICHTER, Klemens: Feiernde Gemeinde. Die Identität der Kirche und ihr Gottesdienst – eine Aufsatzsammlung. Hg. v. KRANEMANN, Benedikt / STERNBERG, Thomas / STUFLESER, Martin. Münster: Aschendorff 2015. Broschur (424 S.). ISBN: 978-3-402-13111-4.

Ausschreibung



STIFT
KLOSTER
NEUBURG

PIUS PARSCH-PREIS 2015



ZUR FÖRDERUNG DER
WISSENSCHAFTLICHEN FORSCHUNG
MIT DEM SCHWERPUNKT
LITURGISCHE BEWEGUNG

Der Preis ist mit € 5.000,00 dotiert. Ausgezeichnet werden wissenschaftliche Arbeiten von erheblichem Niveau, vorrangig Habilitationsschriften, Dissertationen, andere Monographien, in Einzelfällen auch wissenschaftlich bedeutungsvolle Aufsätze oder exzellente Lizentiats-, Diplom- oder Magisterarbeiten.

Einreichung bis spätestens 1. November 2015 an:
Pius-Parsch-Institut, Stiftsplatz 8, A-3400 Klosterneuburg.

LITURGISCHE KOMMISSION
FÜR ÖSTERREICH

SYMPOSION
2015

**LEBEN UND FEIERN
IN VIELFALT**

Auf der Suche nach
christlich und muslimisch
verantworteter Praxis

5. und 6. Oktober 2015
Bildungszentrum St. Virgil
Salzburg

Nähere Informationen unter: www.liturgie.at

Heiliger Dienst

3/2015
69. Jahrgang
ISSN 0017-9620

Herausgeber: Österreichisches Liturgisches Institut, Erzabtei St. Peter, Salzburg

Orte der Versöhnung

Vorwort	133
Ewald Volgger OT	
Wie Versöhnung geschieht	135
Albert Gerhards	
Das Sakrament der Versöhnung – form- und ortlos?	153
Birgit Schopf	
Versöhnung am Kranken- oder Sterbebett	161
Ferdinand Kaineder	
Weitgehen ist heilsam	169
Martin Werlen OSB	
„Lasst euch mit Gott versöhnen!“	174
Martin M. Lintner OSM	
Aspekte zur Erneuerung des Versöhnungssakraments	180
Michael Meßner SJ	
„Geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder ...“	189
Ingrid Fischer	
Ritendiakonie in der Krise	194
Lea Herberg	
Berichte und Notizen	205
Buchbesprechungen und Büchereingänge	207

Autorinnen und Autoren in diesem Heft:

Mag. DDr. Ingrid FISCHER, Theologische Kurse, Stephansplatz 3, A-1010 Wien; Prof. Dr. Albert GERHARDS, Seminar für Liturgiewissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn, Am Hof 1, D-53113 Bonn; Dipl.-theol. Lea HERBERG, Stiftsplatz 8 A-3400 Klosterneuburg; Mag. Ferdinand KAINEDER, Ordensgemeinschaften Österreich | Medienbüro, Freyung 6/1/2/3, A-1010 Wien; Prof. P. Dr. Martin LINTNER OSM, Philosophisch-Theologische Hochschule Brixen, Seminarplatz 4, I-39042 Brixen; Univ.-Ass. Dr. Liborius Olaf LUMMA, Kath.-Theol. Fakultät der Universität Innsbruck, Karl-Rahner-Platz 1, A-6020 Innsbruck; P. Michael MESSNER SJ, Priesterseminar, Boltzmanngasse 9, A-1090 Wien; Dipl.-Pastoralassistentin Birgit SCHOPF, Krankenhaus der Elisabethinen, Fadingerstraße 1, A-4020 Linz; Univ.-Prof. P. Dr. Ewald VOLLGER OT, Katholische Privatuniversität Linz, Bethlehemstraße 20, A-4020 Linz; P. Martin WERLEN OSB, Kloster Einsiedeln, CH-8840 Einsiedeln

Mit kirchlicher Druckerlaubnis

HEILIGER DIENST erscheint bis auf weiteres viermal jährlich. – Preis: Einzelpreis pro Heft: € 7,-; Jahresabonnement: € 24,-; Abo für Studierende: € 16,- (zuzüglich Porto und Versandkosten).

Zahlungen erbeten:

Österreich: Postsparkassenkonto Wien, IBAN: AT 30 6000 0000 0715 8890; BIC: OPSKATWW
Deutschland: Postscheckkonto München, IBAN: DE 92 7001 0080 01200 046803; BIC: PBNKDEFF
Schweiz: Postscheckkonto Zürich, 80-47.078-1

Abbestellungen nur schriftlich zum Jahresschluss, Rücksendung von Heften kann nicht als Abbestellung anerkannt werden.

Herausgeber: Österreichisches Liturgisches Institut, Salzburg, in Zusammenarbeit mit der Liturgischen Kommission für Österreich und den universitären liturgischen Instituten.

Redaktionsteam: Mag. P. Winfried Bachler OSB, Salzburg; MMag. Albert Thaddäus Esterbauer, Salzburg; Mag. DDr. Ingrid Fischer, Wien; Dr. Christoph Freiling, Salzburg; Dipl.-theol. Lea Herberg, Klosterneuburg; Univ.-Ass. Dr. Liborius Olaf Lumma, Innsbruck; Dr. Gabriele Max, Gmunden; Pfr. Dr. Michael Max, Neumarkt a. W.; Univ.-Prof. Dr. Rudolf Pacik, Salzburg; Univ.-Prof. Dr. Andreas Redtenbacher, Klosterneuburg/Vallendar; Univ.-Ass. Mag. Daniel Seper, Wien; Ass.-Prof. Dr. Frank Walz, Salzburg.

Schriftleitung: Mag. P. Winfried Bachler OSB zusammen mit Dr. Christoph Freiling, Postfach 13, A-5010 Salzburg; Telefon: (0043) 662 84 45 76-84, Telefax: (0043) 662 84 45 76-85, E-Mail: oeli@liturgie.at, Internet: www.liturgie.at.

Verleger (Medieninhaber): Verlag St. Peter, Postfach 13, A-5010 Salzburg.

Titelgrafik: SAMT:GRAFIK:Glück, Salzburg.

Herstellung: Druckerei der Erzdiözese Salzburg, Kapitelplatz 2, A-5010 Salzburg.

Internationale Zeitschriftennummer (ISSN): 0017-9620
DVR-0029874 (047)

HEILIGER DIENST ist eine Fachzeitschrift, die sich mit den Themenbereichen Liturgiewissenschaft und liturgische Praxis beschäftigt.

Hinweise für die Gestaltung von Manuskripten:
http://www.liturgie.at/HID_Autorenhinweise.html

Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser!

Tausende und Abertausende sind auf der Flucht vor Krieg und Gewalt, festgefahrene Krisen und schier unüberbrückbare Auseinandersetzungen und politische Konflikte stellen uns unversöhntes Leben mit all seinen zerstörerischen Konsequenzen und Abgründen mehr als deutlich vor Augen. Wir sehnen uns nach versöhntem Leben in der weiten Welt und im persönlichen Umfeld.

Versöhnung gehört zum Herzstück unseres christlichen Glaubens: Denn in Jesus Christus hat Gott die Welt mit sich versöhnt. Er ist – wie es das Hochgebet zum Thema „Versöhnung“ ausdrückt – die Hand, die Gott den Sündern entgegenstreckt. Er ist der Weg, auf dem Gottes Friede zu uns kommt und auf dem wir zu Gott und zueinander finden.

Der Dienst der Versöhnung ist eine Grundberufung der Kirche Jesu Christi und betrifft alle Beziehungen des Menschen: zu sich selbst, zum Mitmenschen und zu den Gemeinschaften, in denen er lebt, zur Geschichte, zur Schöpfung und in besonderer Weise auch die Beziehung zu Gott.

Ist vom Versöhnungshandeln der Kirche die Rede, denken viele zunächst und zu allererst an das Sakrament der Versöhnung in Form der Beichte, für das es bezeichnenderweise im deutschen Sprachraum bislang immer noch kein Rituale gibt, sondern nur eine Studienausgabe aus dem Jahr 1974. Grundlegend geschieht Versöhnung aber auch in allem anderen sakramentalen Handeln der Kirche, bei dem Gottes versöhnendes Heilswirken in die konkreten Situationen menschlichen Lebens hinein vermittelt wird: von der Taufe, dem Beginn neuen, versöhnten Lebens, über die Eucharistie als Vorwegnahme der versöhnten Gemeinschaft mit Gott und untereinander, bis hin zum Leben im Angesicht von Krankheit und Tod.

Aber nicht nur in der Feier der Sakramente äußert sich der Auftrag zum kirchlichen Versöhnungshandeln. Hier verdichtet sich „nur“ im rituellen Feiern, was als Grundhaltung in der Christusnachfolge wurzelt. Die vielen verschiedenen Formen und Wege der Versöhnung, die sich in der Geschichte des Christentums herausgebildet haben, sollen helfen, die Grundhaltung in den unterschiedlichen partikulären Vollzügen zum Ausdruck zu bringen und zu realisieren.

Es ist unser Auftrag, in Antwort auf Gottes Versöhnungshandeln in Jesus Christus mitten in einer unversöhnten Welt Räume der Versöhnung zu eröffnen, eine Kultur der Versöhnung zu pflegen.

Ein solcher grundsätzlicher Zugang weitet den Blick: Trotz aller Krise des Bußsakraments in der derzeitigen Form der Beichte wird nämlich sichtbar, dass der Versöhnungsdienst der Kirche auch heute geschätzt und gefragt ist und an vielen unterschiedlichen Orten gelebt wird. In diesem Sinn verstehen sich die sehr persönlich als Erfahrungsberichte gestalteten Beiträge in unserem Themenheft als ausgewählte Beispiele: Birgit Schopf, Seelsorgerin im Krankenhaus der Elisabethinen in Linz,

schenkt Anteil an Versöhnungserfahrungen am Kranken- und Sterbebett. Ferdinand Kainerer kennt Heilung und Versöhnung, die als Geschenk zuteil werden können, wenn Menschen aufbrechen und sich als Pilger auf den Weg machen. Den Geschenkcharakter von Versöhnungserfahrung betont P. Martin Werlen, emeritierter Abt im Kloster Einsiedeln, in seinen persönlichen Gedanken zu Schuldig-Werden und Versöhnung.

P. Martin Lintner, Moralthologe an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Brixen, skizziert in einer Nachlese zur jährlichen Fortbildung für Beichtpriester in der Diözese Brixen/Südtirol Herausforderungen und Aspekte einer erneuerten Beichtpastoral. Wie sich so etwas räumlich verorten kann, wird erkennbar im Konzept eines neu gestalteten Versöhnungsortes in der Jesuitenkirche „Alter Dom“ in Linz, das Jesuitenpater Michael Meßner vorstellt. Ingrid Fischer, wissenschaftliche Assistentin der Theologischen Kurse in Wien, entfaltet Gedanken zu einer Praxis, die an der individuellen krisenhaften Lebenswirklichkeit von Menschen ansetzt und diese sakramental-liturgisch in die heilende Gottesnähe (zurück)begleitet.

Eingeleitet wird das Themenheft von einem Grundsatzbeitrag von P. Ewald Volgger OT, Ordinarius für Liturgiewissenschaft in Linz, der der Frage nachgeht, wie Versöhnung überhaupt geschehen kann. Als Antwort wird gelingende Beziehungserfahrung erkennbar, die an vielen verschiedenen Orten möglich ist. Albert Gerhards, Liturgiewissenschaftler in Bonn, nimmt Versöhnungsorte im eigentlichen Sinn des Wortes in den Blick und skizziert exemplarisch den Umgang mit Beichtstühlen und künstlerische Neugestaltungen in jüngerer Zeit.

Versöhntes Leben in Fülle erhoffen wir für Freunde und Wegbegleiter, deren Tod wir betrauern müssen. Völlig unerwartet wurde am 12. Oktober Mag. Armin Kircher, Kirchenmusikreferent in der Erzdiözese Salzburg und Österreichkoordinator für das neue Gotteslob, im 49. Lebensjahr mitten aus dem Leben gerissen. Am 24. Oktober verstarb P. Winfried Glade SVD, der seit März 1987 Mitglied der Liturgischen Kommission für Österreich war und in mehreren Kommissionen und Arbeitsgruppen der LKÖ arbeitete. Nur wenige Tage später erreichte uns die Nachricht vom Tod von Jesuitenpater Hubert Dopf, der viele Jahre Vertreter der Österreichischen Kirchenmusikkommission in der Liturgischen Kommission für Österreich war.

Möge unser Gott, der Herr über Leben und Tod, sie aufnehmen in die Schar der Himmlischen Chöre, die allezeit das Gotteslob singen.

Ausführlichere Würdigungen dieser für das liturgische und kirchenmusikalische Leben in Österreich bedeutsamen Persönlichkeiten planen wir im nächsten Heft dieser Zeitschrift. Schon jetzt finden Sie die Todesanzeigen und Parten auf unserer neu gestalteten Homepage: www.liturgie.at

Einen guten Start in den Advent
wünschen im Namen der Redaktion

P. Winfried Bachler OSB und Christoph Freilinger

Ewald Volgger OT, Linz

Wie Versöhnung geschieht

Zur Frage nach dem Ort der Versöhnung

Versöhnungswirken gehört zum Grundauftrag der Kirche in der Nachfolge Jesu – der Kirche als Ganzes und der einzelnen Getauften in ihr. Der Beitrag verortet Versöhnungshandeln im Beziehungsgeschehen zwischen Gott und Mensch und zwischen Mensch und Mensch. Grundlage dafür ist die Reflexion biblisch bezeugter Erfahrungen und der Blick auf den rituellen Schatz der Kirchen. (Redaktion).

Hinführung

Versöhnung ist ein vielschichtiges und vielseitiges Ereignis zwischen Menschen, gestörte Beziehung bedarf der Heilung. Wäre keine Nachsicht, im Großen wie im Kleinen, könnten Menschen nicht miteinander leben. Wo Verletzungen geschehen, wie tief sie auch immer gehen, bedarf es der Versöhnung, der Nachsicht, nicht nur mit dem, der verletzt hat. Auch gilt es in sich selbst zu erkunden und dem nachzuspüren, was unterschiedliche Verletzungen bewirken und warum sie das bewirken, was als Folgen erfahrbar wird. Mit dem verletzten Selbstwertgefühl suchen Menschen nach neuer Orientierung. Dabei findet bewusst oder unbewusst auch ein Ausloten statt, ob es Sinn gibt zu vergeben oder es besser wäre, nicht zu vergeben. Mitunter dauert ein solcher innerer Vorgang doch eine geraume Zeit.

Viele therapeutische Prozesse können das Bemühen und Ringen um Versöhnung seiner selbst und mit anderen begleiten. Beate Weingardt hat dargestellt, wie sich Prozesse des Vergebens in Theorie und Empirie darstellen. Sie konnte zeigen, dass intrapersonale Prozesse der Verarbeitung auch dem entsprechen, was wissenschaftliche Reflexionen als Vorgänge in Phasen und Stufen beschreiben. Solche personalen Prozesse entsprechen auch der reflektierten Beschreibung von Versöhnungsvorgängen.

Menschen bekunden, dass Vergebung positive Auswirkungen hat. Bei den Befragten mit christlichem Bekenntnis wurde deutlich, dass Versöhnung in ihrem Leben bewirkt, was auch eine biblisch reflektierte Theologie der Versöhnung erkundet und behauptet, was später noch zu zeigen sein wird. Während eine große Übereinstimmung besteht in der Aufarbeitung der Vergangenheit, gibt es deutliche Unterschiede in der Vorstellung, wie sich dies auf Verursacher von Verletzungen und auf die Gestaltung der Beziehung zu ihnen auswirkt. Unterschiedliches Verhalten der Verletzenden und unterschiedliche Erwartungen der Verletzten prägen diese Divergenz. Grundsätzlich gilt, dass einem Verletzer trotz erfolgter Vergebung skeptisch, mit Distanz und mit reduzierter Vertrauensbereitschaft begegnet wird, v. a. dann, wenn keinerlei Reue und Einsicht festzustellen sind. Das geschieht zum einen zum Schutz vor neuen Verletzungen und zum anderen auf dem Hintergrund einer neugewonnenen Sicht und realis-

UNIV.-PROF. P. DR. EWALD VOLGGER OT
ist Ordinarius am Institut für Liturgiewissenschaft
und Sakramententheologie der Katholischen
Privatuniversität in Linz und Verfasser zahlreicher
Publikationen zu Umkehr und Versöhnung.

tischer Erwartungen. Das Ziel einer Versöhnung, die Wiederherstellung der Beziehung(en), kann also an seine berechtigten Grenzen kommen.

Es lässt sich aus dieser ersten Beschreibung erkennen, dass es bei der Frage, *wo* Versöhnung geschieht, vielmehr um die Frage gehen muss, *wie* Versöhnung sich ereignet. Daraus ergibt sich auch schon, dass Versöhnung ein Beziehungsereignis zwischen Menschen ist. Biblisch geprägte Menschen verstehen und beschreiben ihre religiöse Existenz als ein personales Beziehungsverhältnis. Demnach drückt sich auch Versöhnung mit Gott in Beziehungskategorien aus.

Dieser Beitrag geht zunächst philosophischen Reflexionen und Impulsen nach. Dann soll gezeigt werden, wie die therapeutischen Ansätze Versöhnungswege von Menschen einschätzen und beschreiben können. Dem folgt ein Blick auf das biblische Verständnis des glaubenden Menschen in seiner Beziehungsexistenz zu Gott. Dieser Schritt wird zeigen, dass Gottesbeziehung motiviert, menschliche Beziehungen heilend in Blick zu nehmen. Anschließend erfolgen einige Beispiele, wie die Liturgie der Kirche diese Erfahrung zur Sprache bringt, damit Menschen, die sich auf dieses Ereignis einlassen, durch die stärkende Beziehungserfahrung zu Versöhnung und Vergebung angehalten und darin bestärkt werden. Ein Hinweis auf die vielfältigen Orte im Leben der Menschen, in denen Nachsicht geübt, Vergebung ausgesprochen und darum gerungen wird, schließt diese Überlegungen ab, um zu zeigen, dass der Ort der Versöhnung dort zu suchen ist, wo humane Verhältnisse je neu greifen können und sollen. Dazu können und mögen die pastoralen, insbesondere die liturgiepastoralen Bemühungen beitragen.

Philosophische Reflexionen

„Nicht ohne Nachsicht, nicht ohne viel Nachsicht, kann das Leben gelebt und verstanden werden.“ (Oscar Wilde)

Versöhnungsbedürftigkeit bzw. Sehnsucht nach versöhntem Leben beschäftigt die Menschen ihrer Existenz Erfahrung entsprechend. Erstes ergibt sich aus der Erfahrung, dass Menschen es nicht nur gut miteinander meinen und die Verwirklichung gemeinsamen Lebens durch unterschiedliche Vorstellungen und einer *radikalen Tendenz zum Bösen* (Kant) bzw. Niedertracht arg gestört bzw. sogar verunmöglicht werden kann. Ständiges Unversöhntsein in den eigenen Beziehungskonstellationen beeinträchtigt das Wohlbefinden und kann auch zu Krankheit führen. Gleichzeitig kennen Menschen, wenn sie irgendwie von gesunder Psyche und von gesundem Denken sind, die Sehnsucht nach versöhntem Miteinander, den Hang zum Guten, weil dies die eigene Lebensqualität garantiert bzw. u. U. wieder neu ermöglicht.

Die Philosophie hat das Thema Verzeihen erst sehr spät in ihren Diskurs aufgenommen, wie es der Philosoph Klaus-Michael Kodalle in seinem lesenswerten Buch *Verzeihung denken* aufgreift und ausführt. Er macht im Vorwort (KODALLE: Versöhnung, 9–29) deutlich, dass Verzeihen von eminent politischer Tragweite und zugleich von höchster persönlicher Relevanz ist, wohl die heimliche *Mitte der Ethik* sei. Damit hängt die grundlegende und für den Menschen existentiell notwendige Bereitschaft zur Nachsicht zusammen. Verzeihung macht moralische Verfehlung nicht ungeschehen, aber sie behandelt diese *wie* nicht geschehen (Georg Lohmann). Das Verzeihen ist Ausdruck eines fundamentalen Wohlwollens der Menschen füreinander und untereinander. Die Fähigkeit, so Kodalle, zur Bildung von Kompromissen, verweist zurück auf ein *Ethos der Nachsichtigkeit und der Selbst-Zurücknahme*: „Den Hang

zum Guten interpretieren Philosophen wie Derrida oder Ricoeur als Zeichen einer das Dasein durchwirkenden *Potenzialität der Gabe*, die in Akten des Vergebens ihren dichtesten und zuweilen provokativsten Ausdruck findet“ (Kodalle: Verzeihung, 12).

Diese Voraussetzung ermöglicht ein „Ethos der Grazie“. Robert Spaemann spricht von „einer ontologischen Verzeihung, bei der wir dem Anderen erlauben, das Versprechen nicht zu halten, das er als vernünftiges Wesen ist.“ Und Kodalle folgert: „Nur sofern die Kraft zu dieser Nachsicht oder Verzeihung aufgebracht wird, sichern wir den Anerkennungsverhältnissen, in die wir mit allen Fasern der Existenz verflochten sind, ihre Lebbarkeit“, ohne dazu verpflichtet zu sein. Wer sich gegenteilig verhält, gilt möglicherweise als verstockt und uneinsichtig, ohne dass eine Pflicht zur Bitte um Vergebung unbedingt notwendig wäre oder eingefordert werden könnte. Mit der Bitte um Vergebung durch den Täter bzw. jene, welche das Übel bewirkt haben, wagt dieser eine Selbstentblößung bzw. Selbstausslieferung an den Anderen, welche mit der Erfahrung der Schamhaftigkeit verbunden sein kann. Weil das Wort dabei eine besondere Herausforderung darstellt und mitunter versagt bleibt, gibt es auch die Geste, welche signalisiert, dass es Befreiung von der Anlastung einer Tat oder eines Verhaltens gibt. Das Verzeihung-Gewähren, u. U. aus einer tiefen Verletzung heraus, ist aber auch ein Schritt der mutigen und mitunter schwierigen Selbstüberwindung, welche mit dem Gefühl der Unangemessenheit verbunden sein kann. Dabei spielt die Frage, ob der Täter seine Tat bereut, eine weniger wichtige Rolle und wird vom Verzeihenden oft nicht eingefordert. Eine solche Haltung bedingungslosen Verzeihens wird im christlichen Kontext mit der Haltung des Jesus von Nazareth in Verbindung gebracht, aber auch mit Gestalten wie Mahatma Gandhi oder Nelson Mandela, um nur einige weitere zu nennen.

Die Reflexion von Sprechakttheorien zeigt, dass sich das Verzeihen auch ein Stück weit der Sprache entzieht, dass die Worte der Verzeihung belanglos sein können, wenn nicht das Gesagte zugleich geschieht, d.h. performative Dimension hat. Die Wiederherstellung der Kommunikation bedarf der „inneren Autorität des Handlungsvollzugs“. Andererseits kann die öffentlich geäußerte sprachliche Vergebungsbitte hinderlich sein, auch wenn diese von den Tätern oder Tätergruppen psychologisch als Erleichterung empfunden wird.

Es gilt weiter zu bedenken, dass es keine Pflicht zum Verzeihen gibt, es u. U. sogar geboten erscheint, nicht oder nicht zu schnell zu verzeihen und die Schuld des Schuldigen um seiner Freiheit willen anzuerkennen. Nicht nur im Alltag, auch in der Literatur finden sich immer wieder Beispiele, wo Menschen darauf bestehen, auch um ihrer Selbstachtung willen als Schuldige anerkannt und auch einer gerechten Strafe ausgesetzt zu werden (z. B. Tendrjakow, *Die Abrechnung*; Dostojewskij, *Schuld und Sühne*). Aus einer solchen Haltung, aus der Selbsterkenntnis oder der immer schon bestehenden Kenntnis seiner selbst, erwächst auch eine Selbstkorrektur u. U. gegen die eigene Selbstverhärtung, die in der Ethik des Evangeliums als Umkehr bzw. Neuausrichtung (*metanoia*) angesprochen wird.

In der Frage um das Verzeihen und der Bitte um Verzeihung spielt auch die Dimension der Zeit eine wesentliche Rolle. Nicht selten braucht es eine geraume, oftmals nicht geringe Zeit, damit Geschädigte mit sich zu Rate kommen und über Verzeihen oder Nicht-Verzeihen entscheiden können. Dies trifft auch auf öffentliche Vorgänge zu, wenn z. B. politische Vertreter/innen bei bestimmten Anlässen (z. B. Holocaust-Gedenken, Gedenken ungerechtfertigter Tötungen in Kriegen oder aufgrund von Versagen der Politik oder der Rechtsprechung) und an bestimmten Orten (Friedhöfen, Hinrichtungsstätten, Unglücksorten mit dramatischen Todesfolgen) die öffentliche Bitte um Verzeihung aussprechen oder ein Wort der Entschul-

digung sagen. Auch bei solchen Vorgängen ist es notwendig, nach den Voraussetzungen zur Vergebung zu fragen, „um die allmähliche Wandlung des Opfers von Zorn, Rachsucht oder Ressentiment zur Verzeihungsbereitschaft, und den Durchbruch des Täters zur Reue über seine Tat sprachlich angemessen zu fassen“ (KODALLE: Verzeihung, 20).

Die Denkfigur von „Narrativen“, geprägt von Charles Griswold, zeigt, wie sich in den gegenseitigen Erzählstrukturen Erkundungen, Beweggründe und Relativierungen aussprechen und finden lassen. Durch das Narrativ des Opfers und dem des Täters wird sich möglicherweise mit der Zeit auch bei den Geschädigten ein aushaltbares Nebeneinander der diversen Erzählungen einstellen.

Nun meint Kodalle, „dass es interpersonell gar keinen irgendwie objektiven Maßstab für die Angemessenheit oder Unangemessenheit eines Verzeihungsaktes geben kann“. Während die eine Person zum Verzeihen findet, muss dies die andere noch lange nicht tun, da ja auch die personellen Bedingungen sehr verschieden sein können. Dabei zeigt die Erfahrung aber auch, „dass in der Situation unvorhersehbare Kräfte zuwachsen können, die den Impuls zu einer *souveränen Daseinsäußerung* geben“ (KODALLE: Verzeihung, 21–22).

Verzeihen und Entschuldigen hängen insofern eng zusammen und sind getrennt nur schwer zu denken, da es kaum Situationen gibt, in denen nicht Entschuldigungsgründe sowohl für die Betroffenen als auch für Dritte bestehen, die das Verzeihen überhaupt erst ermöglichen. Für Dritte besteht die Herausforderung zur Nachsicht, die sich aus dem Verzeihen der Betroffenen ergibt. Die Nachsicht kann etwas Belangloses meinen, aber auch das Mitgehen im Verzeihen der Betroffenen. Und es braucht bei öffentlichen Vorgängen auch das Abwägen, ob ein explizites Verzeihen oder schwächere Formen wie Nachsicht oder gar leichte Verharmlosungen der Situation angemessen sind.

Bei allen subjektiven und gesellschaftlichen Vorgängen geht es „um die Sinnesänderung des Täters, um seine Reintegration in das kommunikative und das gesellschaftliche Leben bei gleichzeitiger Bestätigung und Bestärkung der normativen Standards in den Systemen Moral und Recht“ (KODALLE: Verzeihung, 26).

In der Philosophie wurde das Thema Verzeihen erst im 20. Jahrhundert wirklich intensiv aufgegriffen, „eine Theorie der Verzeihung steht immer noch in den Anfängen“. In der Psychologie gibt es in den letzten Jahrzehnten viele kleinere und größere Beiträge, die sich den Gegebenheiten, Voraussetzungen und Wegen der Versöhnung und des Verzeihens nähern.

Versöhnung in therapeutischen Prozessen

Nach diesen philosophischen Notizen ist es angebracht zu schauen, wie in der Psychologie und in den psychotherapeutischen Vorgängen Vergebung und Versöhnung dargestellt werden. Weingardt konnte in ihrer Arbeit über den Prozess des Vergebens aufzeigen, dass es eine beachtliche Übereinstimmung gibt, wie prozedurale Wege ablaufen. Sie hat dazu ein Stufen- bzw. Phasenmodell beschrieben, das sich aus ihren empirischen Erkundungen ableiten lässt. Im Hinblick auf die Versöhnungspraxis der Kirche erscheint es sinnvoll, solche Erkenntnisse zu bedenken, da die Praxis des Versöhnungssakramentes heute den begleitenden Weg von Menschen nicht (mehr wirklich) vorsieht, sondern unmittelbar nach dem Bekenntnis die Vergebung und Versöhnung Gottes zuspricht. Menschen erbitten das Versöhnungssakrament – durchaus auch als Heilmittel in sehr unterschiedlichen Phasen bzw. Stufen ihres Versöhnungsweges. Bei aller Wirksamkeit, das dem sakramentalen Ereignis selbst innewohnt, bleibt

aber doch die Frage, ob es immer sinnvoll ist, Versöhnung sofort zuzusprechen und zu feiern. Eine Zurückhaltung stellt nicht die Barmherzigkeit Gottes in Frage, vor allem dort, wo eine heilsame Begleitung angeboten und möglich ist. In solchen Fällen könnte, wie dies auch in altkirchlichen Modellen von Versöhnungswegen der Fall war, am Ende das Versöhnungsritual stehen.

Nun hat Kodalle aber nicht zu Unrecht darauf hingewiesen, dass „der jesuanische Impuls zu einem unbedingten Vergeben alles in den Schatten stellt, was bisher an Praxis des Verzeihens gewollt und im Ethos eingelebt wurde“ (vgl. KORDALLE: Verzeihen, 27). Darin liegt einerseits die Kraft der kirchlichen Versöhnungspraxis, weil sie hilft, Altes „gut“ sein zu lassen und sich dem Neubeginn im Guten zuzuwenden. In der kirchlichen Bußpraxis hat sich aber auch eine weniger hilfreiche Entwicklung bemerkbar gemacht. Der Wahrheitsanspruch der Kirche ermöglichte eine Beurteilung von Menschen, sodass jene, die diese Wahrheit nicht annahmen, als Feinde Gottes eingestuft, ausgegrenzt, der Missachtung anheimgestellt und sogar getötet werden konnten. Zwischenmenschliches Verzeihen blieb daher, wie Kodalle (m. E. richtigerweise) festzustellen meint, auf der Strecke. Die Folgen dieser Entwicklung sind weiterhin zu bedenken, weil sie immer noch ihre Nachwirkungen haben.

Ausgehend von diesem kritischen Impuls fragen wir aber zunächst nach den rekonstruierbaren Prozessen der Vergebung und Versöhnung, wie sie in therapeutischen Vorgängen konstatierbar sind. Weingardt beschreibt ein Sechs-Phasen-Modell, das sich übereinstimmend mit weiteren Autorinnen / Autoren darstellen lässt:

1. Phase: Die Verleugnung der Verletzung aufgeben
2. Phase: Die Neigung zur Schuldübernahme aufgeben
3. Phase: Die Haltung des Selbstmitleids aufgeben
4. Phase: Die Empörung überwinden
5. Phase: Einwilligen in die Verantwortungsübernahme für das eigene Leben
6. Phase: Integration der erlittenen Verletzungen durch Vergebungsbereitschaft

Das Stufenmodell wird in vier Phasen beschrieben:

1. Phase: Auseinandersetzung mit der eigenen Verletztheit, der eigenen Perspektive, den eigenen Erwartungen und der eigenen Person
2. Phase: Auseinandersetzung mit dem Verletzer, Bereitschaft zur Empathie (Perspektivenwechsel)
3. Phase: Entscheidung zur Vergebung und zum Loslassen negativer Gefühle gegenüber dem Verletzer
4. Phase: Neues Verhältnis zum Verletzer, neues kommunikatives Verhalten, neue Gefühle dem Verletzer gegenüber sowie Bereitschaft zur Versöhnung

Diese Modelle haben die Verletzte / den Verletzten im Blick und deren / dessen therapeutische Begleitung, um Vergebung gewähren und auch die Selbstheilung für sich erwirken zu können. In der sakramentalen Begleitung von Menschen geht es aber um Täter/innen, die sich selbst anklagen und eingestehen, andere (arg) verletzt zu haben, u. U. Leben gänzlich verunmöglicht oder ausgelöscht zu haben. In diesem Vorgang stellen sie sich in der Begegnung mit dem Priester oder zunächst auch anderen beauftragten Personen, welche die kirchliche Gemeinschaft vertreten, aber zugleich dem barmherzigen Gott, von dem sie Versöhnung (Erbarmen), Verständnis und Empathie erwarten. Hier gilt es zu klären, inwieweit nicht auch

die/der Verletzte einen Weg der Buße (Neuorientierung und Wiedergutmachung) braucht, um Versöhnung in rechter Weise erwarten und empfangen zu können. Dazu gibt es weniger Reflexionen, da die Barmherzigkeit Gottes vorausgesetzt wird und daher immer auch schon zugesprochen werden kann. Es kann aber sein, dass der zu rasche Zuspruch der versöhnenden Barmherzigkeit Gottes einen Weg der Neuorientierung und der möglichen Wiedergutmachung (eher) verhindert. Andererseits, so wird argumentiert, sollten Menschen, die vor Gott ihre Schuld bekennen, nicht die heilende und helfende Zusage der Vergebung Gottes entbehren müssen, um auf ihrem Weg der Wiedergutmachung und der Buße gestärkt zu sein.

Prozesshafte Wege in biblisch überlieferten Zeugnissen und in der Tradition der Kirche

Bereits die Gemeinde um Matthäus kennt einen geregelten „öffentlichen“ Umgang in fünf Schritten mit Gemeindemitgliedern, die sich in Sünde verstrickt haben (vgl. Mt 18,15–17):

1. Schritt: Gespräch unter vier Augen
2. Schritt: Gespräch unter Zeugen (zwei oder drei)
3. Schritt: Mitteilung an die Gemeinde
4. Schritt: Ermahnung durch die Gemeinde (wobei nicht deutlich wird, wer der Gesprächspartner bzw. die Gesprächspartnerin ist)
5. Schritt: Bei Erfolglosigkeit Ausschluss aus der Gemeinde (dann sei der „Sünder“ wie ein Heide oder ein Zöllner, dem die befreiende Dimension des Evangeliums neu zu verkünden ist bzw. der der Barmherzigkeit Gottes überantwortet wird).

Das altkirchliche System der öffentlichen Buße, das ab dem 4. Jahrhundert Praxis findet, sah vor, dass sowohl der Verletzer als auch die verletzte Gemeinde, natürlich auch konkret Betroffene, einen Weg miteinander gehen. Auf diesem Weg vertrauen sie auf die Barmherzigkeit (Nachsicht) Gottes, übernehmen die Aufgabe der Begleitung und gehen gemeinsam – geprägt von beauftragten Gemeindemitgliedern – einen Bußweg bzw. durchschreiten eine Bußzeit als sichtbares Zeichen der Neuorientierung und der neuen Empathie. Erst nach einer entsprechenden Zeit (40 Tage bis mehrere Jahre) legt der Bischof in solchen Prozessen den Pönitenten unter Gebet der Gemeinde die Hände auf und spricht das Versöhnungsgebet, um die betroffenen Personen wieder voll und ganz in die eucharistische Gemeinschaft der Kirche aufzunehmen (*paenitentia secunda*).

Das *Sacramentarium Gelasianum Vetus XVI*, 83ff. überliefert u. a. ein Modell der öffentlichen Buße noch aus dem ausgehenden 6. Jahrhundert. Ziel ist die neu ermöglichte gemeinsame Feier des Osterfestes und der österlichen Eucharistie:

1. Vorausgehendes Gespräch der Pönitentin / des Pönitenten mit einer / einem Gemeindeverantwortlichen (Bischof, Presbyter, begabte Gemeindemitglieder [?])
2. Beginn der öffentlichen Bußphase mit einem Wortgottesdienst am Mittwoch der ersten Quadragesima-Woche:
 - a. Überreichen des Bußkleides
 - b. Gebet über den Betroffenen, dass Gott sie / ihn in der Umkehr begleite und Versöhnung gewähre
 - c. Verweis auf einen eigenen Platz im Kirchenraum während dieser Zeit bis zum Gründonnerstag

- d. Rückkehr zur Taufberufung in der Feier der Osternacht (Erneuerung des Taufbekenntnisses)
- 5. Regelmäßige Wortgottesdienste:
 - a. Hören des Wortes Gottes zur Neuorientierung
 - b. Gebet der Gemeinde zur Bestärkung
 - c. Tränen der Umkehr (Weinen über die eigene Situation)
- 4. Gründonnerstag:
 - a. Vorstellung vor der Gemeinde
 - b. Prostratio (Zu-Boden-Werfen) der Pönitentin / des Pönitenten
 - c. Bitte um Versöhnung durch einen Diakon mit Verweis auf den Bußweg, letzte Tränen der Buße
 - d. Bekräftigung des Umkehrwillens und Eingeständnis der Schuld
 - e. Ermahnung zur Beständigkeit im Guten durch den Bischof
 - f. Versöhnungsgebet der ganzen Gemeinde über den Pönitenten gesprochen durch den Bischof: Die Bitte bringt zum Ausdruck, dass Gott versöhnt sein möge und Vergebung gewähre aufgrund der Buße des Pönitenten
 - g. Leben aus der neugewonnenen Taufberufung

Die Pädagogik und Psychologie dieser Prozesse wurde noch kaum untersucht. Dies wäre eine lohnenswerte Grundlage, um im Austausch mit den Ergebnissen der therapeutischen und humanwissenschaftlichen Forschungen zu neuen Erkenntnissen der Hilfestellung und des Verstehens zu gelangen. Das heutige *Sakrament der Versöhnung für einzelne* übersieht die Rolle der Gemeinde, die Instrument der Versöhnung Gottes ist, die durch ihre Nachsicht das *Sakrament der Barmherzigkeit Gottes* und die zugleich Wegbegleiterin auf dem Weg der Umkehr und der Neuorientierung ist. Sie ist aber auch der Ort der Freude, wenn Versöhnung gefeiert werden kann nach den Tränen der Umkehr. Als *Ort*, in der die Barmherzigkeit Gottes Wirklichkeit wird, hat die Gemeinde (Kirche vor Ort) auch ihre sakramentale Dimension, ist sie es doch, die sichtbar Barmherzigkeit erfahren lässt, Versöhnung und Verzeihung gewährt und wieder der Ort des versöhnten Miteinanders ist. Altkirchliche Belege zeigen, dass die Tränen der Umkehr, der innerliche Weg der neuen Ausrichtung durch das Ausleiden der erfahrenen Schmerzen, nicht nur vom Pönitenten vergossen werden (Wasser der Taufe – Wasser der Buße), vielmehr auch von der Gemeinde, die mitleidend sich auf ihre Aufgabe besinnt, Barmherzigkeit zu gewähren, damit Gottes Barmherzigkeit sichtbar und erfahrbar wird. Es ist ein Akt der Solidarität und des Dienstes zugleich.

Versöhnung als „Frucht“ einer Beziehungsexistenz

Es ist klar, dass die vorausgegangenen Notizen verkürzt bleiben und der Ausführlichkeit entbehren. In diesem folgenden Schritt sei der biblischen Botschaft nachgespürt, um zu erkunden, was den biblisch-religiösen Menschen bewegt, der sich in Schuld verstrickt hat und welche Kraft ihn motiviert, um eine von Versöhnung geleitete Zukunft anzustreben und zu gestalten. Die Nachsicht und die souveräne und freie Vergebungsbereitschaft und -fähigkeit von Menschen haben eine tief im Menschen selbst verankerte Voraussetzung, die in der religiösen Sprache eine weiterführende Deutung und einen zusätzlichen Verstehenshorizont eröffnet. Zugleich kommt dabei der schuldig gewordene Mensch in Blick, der nicht nur von

Menschen Entschuldung erfährt, sondern auch von seinem Schöpfer, von dem er sich in Beziehung genommen und dem gegenüber er sich verantwortet weiß.

Glaubensexistenz ist Beziehungsexistenz. Diese Aussage stellt eine wesentliche Voraussetzung dar, um das zu verstehen, was hier überlegt sein soll. Gott wird in der biblischen Tradition als ein DU angesprochen. Die biblische Erzähltradition beschreibt den Ursprung des Lebens in einer souveränen Handlung Gottes, aus Liebe ein Gegenüber zu schaffen, das den Schöpfer erkennen und ihn als solchen benennen kann. Die Schöpfungserzählungen bzw. -mythen von der Erschaffung des Menschen beschreiben, dass sich Menschen als das personale Gegenüber Gottes erfahren und ihre Identität als eine Beziehungsexistenz zu ihrem Schöpfer erkennen und deuten. Der Mensch erkennt sich, indem er zu Gott *du* sagen kann und sich zugleich in seiner Identität erfährt, indem er *ich* sagt. Der personaldialogische Ansatz der Philosophie und Theologie folgert daher, dass Gott entweder ein personales Wesen ist oder er ist gar nicht (vgl. u. a. Ferdinand Ebner, Martin Buber, Karl Augustinus Wucherer Huldendorf).

Diese Bezogenheit des Geschöpfes zu seinem Schöpfer prägt die gesamte Heilige Schrift. Das Wesen Gottes wird aus dieser Beziehungserfahrung heraus erkannt in seiner begleitenden Dimension und Kraft, sodass Gottes Eigenschaften nicht zuletzt mit Kategorien der Beziehung beschrieben werden: Gott begleitet die Menschen in seiner Güte und Treue, in seiner Gnade, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit. Er wird beschrieben in Bildern wie Mutter, Vater, Hirte, Winzer, Töpfer u. ä. m.

Es geht hier nicht um einen erschöpfenden Erweis dieser Rede von Gott. Einige Beispiele sollen genügen. In der Erzählung vom Brudermord (Gen 4,1–16) macht Gott sich zum Schützer für Kain, der seinen Bruder Abel erschlagen hat und seine Schuld erkennt und sie benennt. Gott versieht Kain mit einem Zeichen auf der Stirn und macht sich so zum Hüter für ihn, damit keiner Rache an ihm nehme und ihn niemand erschlage. Diese Erfahrung wird in einem Dialog Kains mit Gott beschrieben, Ausdruck einer Beziehungsexistenz in Gott.

Die zweite Erzählung der biblischen Tradition berichtet von Noach und seiner Welt, die voller Schlechtigkeit und Gewalt geworden ist (Gen 6–9). Gott, der sich in der Bundessprache den Menschen verpflichtet, gebietet Noach, „von allem, was Fleisch ist“ je ein Männchen und ein Weibchen in eine Arche zu geben, denn alles Übrige würde von einer großen Wasserflut fortgeschwemmt werden. Noach baut diese Arche, die Wasser kommen und vernichten alles übrige Leben, um der ursprünglichen Schöpfung Gottes wieder ihr Gesicht zu geben. Nachdem sich die spülenden Wasser verzogen haben, kündigt die Taube mit dem frischen Olivenzweig die neue Voraussetzung für das Leben, das Gott gestiftet hat. Noach baut dem Herrn einen Altar und bringt sein Opfer dar, Ausdruck einer neu gefundenen und gestifteten Identität. Gott seinerseits verpflichtet sich, den Menschen nicht wieder zu verfluchen und zu vernichten, denn „das Trachten des Menschen ist böse von Jugend auf“, er spricht den Lobpreis über Noach und seine Nachkommen und setzt mit dem Regenbogen ein Zeichen seiner Verbundenheit und Begleitung mit den Menschen. Gott hat Nachsicht gezeigt ob der Schlechtigkeit der Menschen.

Allein diese beiden biblischen Erzählungen zeigen, wie sehr sich die biblisch-religiöse Existenz als eine Beziehungsexistenz versteht. Der Mensch äußert und erfährt sich im Dialog mit Gott, der sein Leben, sein Tun und Wirken begleitet. Der Mensch erfasst sich aber auch in seiner Schlechtigkeit und in seinem Hang zur Gewalt, sodass sich die Frage nach dem Grund

dafür ergibt und zugleich auch die Erkundung, wie er diesem Wesen trotzen und trotzdem bestehen und leben kann.

Die Geschichte vom hinterhältigen Agieren Davids, der Batseba, die Frau seines gottesfürchtigen Feldherrn Urija, begehrt und diesen in den Schlachtreihen so positioniert, dass er den sicheren Tod finden musste, erzählt das Erwägen der eigenen Schlechtigkeit als ein Beziehungsgeschehen zwischen David und „seinem Herrn“ (vgl. 2 Sam 11 – 12). Psalm 51, eine eindringliche Bitte um Vergebung und Neubeginn, wird in den Mund Davids gelegt und bringt das innere Ringen und Erkunden in Worte, das sich aus solchen Lebenserfahrungen ergibt. Psalm 32 oder 103 besingen die Freude über Vergebung und Barmherzigkeit. Der sprachliche Ausdruck ist geprägt vom Dialog zwischen Gott und den Menschen, der deutlich macht, dass Glaubenssprache eine Beziehungssprache und menschliche Existenz als eine Beziehungsexistenz in Gott erfahren wird. David verantwortet sein Tun gegenüber „seinem Herrn“.

In dieser Form biblisch-religiöser Rede und Sprache wird deutlich, dass der biblisch-religiöse Mensch sein Leben, sein Tun und Handeln vor Gott verantwortet und reflektiert, ja es mit ihm tut im Dialog. Seinem Schöpfer gegenüber bekennt der Schuldiggewordene sein Vergehen und baut auf die vergebende Zusage dessen, den er im DU anspricht. Dieser Vergabungszuspruch, wie auch immer die Folgen des Handelns aussehen und was auch immer sich aus dem Bekenntnis ergibt, eröffnet neue Zukunft und ermöglicht bzw. gewährleistet den weiteren Weg mit Gott. Noch bevor wir die gemeinschaftliche Erfahrung bedenken, muss hier angemerkt werden, dass dieses Bekenntnis zunächst etwas ist, das sich im „Herzen“ ereignet. Der prophetische Zuspruch verspricht daher auch, dass Gott das Herz aus Stein aus der Brust nehmen kann und ein Herz aus Fleisch geben will (vgl. Ez 36).

Die jüdische Glaubenspraxis kennt seit alters her einen Tag im Rhythmus des Jahres, den Jom Kippur, den großen Versöhnungstag (vgl. Lev 16), an dem sich die Gläubigen Zeit nehmen, um Gottes Urteil über sich selbst, über die eigene individuelle Persönlichkeit, zu erkunden und zu suchen. Sie ziehen sich zurück von den Alltagsgeschäften, von Essen und Trinken, in den Raum der Gottesbegegnung, sie gehen „in sich“ zur Recherche, um so ganz die Wahrheit über sich selbst zu finden. Es ist eine Gemeinschaft der Schuldiggewordenen vor Gott, die sich an diesem Tag auch zum Gottesdienst versammelt, um Gottes Barmherzigkeit gemeinsam anzurufen, zu erbitten und Vergebung und Barmherzigkeit um seiner selbst willen zu erwarten in dem Bewusstsein, vor Gott, dem Schöpfer und Wegbegleiter, in Rechenschaft zu stehen. Dabei zählen nicht nur die schweren Vergehen, sondern auch die vielen vergeblichen Versprechungen, die nicht Erfüllung gefunden haben.

Der Buß- und Versöhnungsgottesdienst in Neh 9 ist eine Entfaltung dieser Haltung Israels, die deutlich macht, dass es stets gilt, an die Thora, das Leben konstituierende Tun und Handeln Gottes mit seinen guten Weisungen zu erinnern und sie erneut zu hören und zu bedenken, um so zu erkennen, was diesem von Gott gestifteten Beziehungsverhältnis nicht entspricht. Die Versammlung der Israeliten dient dazu, nicht nur gemeinsam zu hören, sondern auch gemeinsam die Verfehlungen zu bekennen, wodurch eine neue von Gottes Beziehung, von seiner Vergebung und Treue geprägte Zukunft eingeleitet wird.

Von dieser Haltung erzählt auch Jesus im Gleichnis vom zweifach barmherzigen Vater (vgl. Lk 15,11–32), der den Sohn „in die Fremde“ ziehen lässt. Nachdem die Entfremdung vom Vater sich auf ihn selbst zurückwirft, geht er „in sich“, um die Wahrheit über sich zu erkunden und auszusprechen und so beim Vater wiederum um dessen Gemeinschaft und Barmherzig-

keit zu bitten. Auch hier ist der Modus der Erzählung die Schilderung einer Beziehungserfahrung, die Leben verändert.

In der Schilderung der jesuanischen Begegnungserzählungen kann als der wesentliche Impuls zur Veränderung, auf das neue Ausrichten (Umkehr) der Lebensgestaltung und einer neuen humanen Haltung, die Beziehungserfahrung beobachtet und benannt werden. In der Begegnung und Zuwendung Jesu ereignet sich Neuorientierung. Beziehung verändert die Sicht auf das Leben und deren Gestaltung und neugewonnene Beziehung verändert den Blick auf das Zukünftige. Die Erzählung vom barmherzigen Samariter, die Begegnung mit dem Gelähmten oder mit der beim Ehebruch ertappten Frau, die Schilderung des weinenden Petrus nach seiner verleugnenden Rede oder auch die Erblindung und Neuorientierung des Pharisäers und Schriftgelehrten Paulus, alle diese Erzählungen machen deutlich, dass die Begegnung mit Jesus zukünftiges Verhalten verändert und den rechten Blick auf das Vergangene gewährt. Mit dem Evangelisten stellen wir dabei fest, wie sehr Jesus die personifizierte Barmherzigkeit und Güte, Gerechtigkeit und Treue Gottes ist. In der Begegnung mit ihm wird das Vergangene gerichtet, aber nicht so, dass die Zukunft verbaut wäre, vielmehr wird durch Vergebung und Nachsicht eine neue Zukunft eröffnet. Die Versöhnungshaltung Gottes, personifiziert in Jesus, seinem Gesalbten, ist beispielhaft für das Versöhnungshandeln der Menschen, sodass sich die Frage erübrigt, wie oft es zu vergeben gilt (vgl. Mt 18,21f.).

Der in der Goldenen Regel verankerte Impuls, sich selbst mit den eigenen Bedürfnissen und Erwartungen im Blick zu haben, um den Mitmenschen entsprechend zu begegnen (vgl. Mt 7,12), baut auf den vorausgehenden Aussagen der Bergpredigt auf. Zwei Aspekte sollen darin hervorgehoben werden. Die radikale Rede von der Feindesliebe macht deutlich, dass es Situationen gibt, in der nur noch bedingungsloses Vergeben neue gemeinsame Zukunft zu eröffnen vermag. Es ist der radikalste Anspruch der jesuanischen Botschaft. Was auch immer vorausging, das Vergangene soll abgeschlossen werden, entscheidend ist, was die Zukunft bringen soll und wie dies zu erreichen ist. Eine solche Radikalität ermöglicht für den persönlich-privaten wie den öffentlich-politischen Bereich neue Lebenschancen, wie es etwa auch der Friedensprozess unter Nelson Mandela in Südafrika gezeigt hat.

Die Anleitung zum Vaterunser ist eine ebenso radikale Einladung. Jesus führt Menschen ins Gespräch mit dem Schöpfer und Wegbegleiter des Lebens. In der sechsten Bitte soll der Betende um Vergebung bitten, nachdem er sich selbst schon als ein Vergebender erwiesen hat: „Erlass uns unsere Schulden, wie auch wir sie unseren Schuldnern erlassen *haben*“ (Mt 6,12). Auch hier erweist sich die Bereitschaft und Befähigung zu Vergebung und Schuldenerlass als ein Beziehungsereignis, wobei der Beziehung Stiftende zugleich Motivator ist, weil der Mensch sich Gott gegenüber immer selbst auch schon als Versöhnter erfährt. Die Nachsicht (Barmherzigkeit) Gottes ist eine Vorausgabe für den Menschen, damit das gemeinsame Leben der Menschen seine Chance nicht verliert.

Es ist in dieser biblisch geprägten Reflexion deutlich geworden, dass der Mensch in seinem Beziehungsverhältnis zu seinem Schöpfer seine Identität erkundet und findet. Die darin begründete Beziehungserfahrung bewegt ihn zum Handeln nach dem Vorbild seines Schöpfers und Wegbegleiters. Nach dieser Klärung wollen wir einen Blick darauf werfen, wie sich dies im liturgischen Gebet der Kirche äußert.

Das liturgische Beten der Kirche und der Ort der Versöhnung

Die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils *Sacrosanctum Concilium* beschreibt das liturgische Ereignis als „Gipfel, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strömt“ (Art. 10). Ausgedrückt ist ein enger Zusammenhang zwischen dem Leben der Menschen und ihrem Beten in der Liturgie. Insofern die Liturgie „lediglich“ der Gipfel ist, ergibt sich daraus, dass zu diesem Gipfel ein pyramidales Fundament, nämlich das Leben mit seinen Gegebenheiten und Erfahrungen, gehört, welches das liturgische Ereignis bedingt und prägt. Andererseits befruchtet eine Gipfel- bzw. Höhepunkt-Erfahrung das Leben. Für die Frage der Versöhnung bedeutet dies, dass das Bemühen um Versöhnung seinen Sitz im Leben hat, aber in der Liturgie ausgesprochen, genährt und gefeiert wird. Insofern Liturgie *communicatio dei et hominum*, Kommunikation Gottes mit den Menschen ist, wird zugleich deutlich, dass das liturgische Ereignis in zweierlei Richtung fruchtbar wird. Um dies näher zu erkunden, sollen Texte der Liturgie selbst befragt werden.

Die primären Texte der Liturgie sind die Texte der Heiligen Schrift. Die Lesungen aus den biblischen Büchern geben die Erfahrungen und Erkenntnisse der Menschen weiter, die sich aus der Gottesbeziehung ergeben haben. Im Hören dieser Texte reflektieren und befruchten Menschen ihr Leben. Biblische Texte schildern die Versöhnung, wie sie von Gott her erfahren wird. Aus dem Bedenken der Schilderungen früherer Glaubensgenerationen, die ihre Erkenntnisse und den Zuspruch Gottes in den biblischen Geschichten verankern, ergibt sich das Sprechen der Menschen in liturgischer Gestalt. Das liturgische Gebet ist die Antwort der feiernden Gemeinde auf grundlegende Erfahrungen der Versöhnungssehnsucht und des Versöhnungszuspruchs von Seiten Gottes in der je eigenen und konkreten Situation. Es geht um menschliche Situationen und um Lebensorte, in denen sich zeigt, dass Menschen sich gegenseitig so verhalten haben, dass Leben verunmöglicht und möglicherweise vernichtet oder aber „Lebensqualität“ gravierend gemindert wurde. Die anamnetischen Elemente der Gebete erinnern das Wirken Gottes und, so die Logik des Gebetes, sind Anlass und Begründung für die vor Gott ausgesprochenen Bitten, „des Volkes zu gedenken“, den Menschen mit seinen Anliegen und Bedürfnissen im Blick auf eine gute und gelingende Zukunft nicht zu übersehen.

Betende Menschen drücken so auch die Überzeugung aus, dass Gott selbst das Gute in, mit und durch den Menschen wirkt. Sie sprechen sich in ihrer Identität vor Gott aus. Wer zu Gott „Du“ sagen kann, steht in einem Identitätsverhältnis zu ihm. Das Geschöpf spricht sich vor dem Schöpfer aus, von dem her es sich verdankt weiß und dies im Lobpreis bekundet, aber auch um Begleitung auf seinen Lebenswegen bittet und Trost erhofft in den Erfahrungen der Kontingenz, der Ohnmacht und in der scheinbaren Einflusslosigkeit seiner selbst. So ist liturgischer Dialog neben Dank und Lobpreis auch Hoffnungsort und Trosterfahrung.

Versöhnte Existenz als Vertrauenserfahrung

Das eingeübte und je neu wiederholte christliche Glaubensbekenntnis (Credo) bekundet die Vergebung der Sünden aufgrund des „Glaubens an den Heiligen Geist“. Es fasst damit in objektiver Sprache zusammen, was die Erfahrung der Glaubensgemeinschaft ist. „Heiliger Geist“ ist „Beziehung“, die vom Vater und dem Sohn ausgeht. „Ich glaube an den Heiligen Geist [...] und die Vergebung der Sünden“ stellt den Zusammenhang her zwischen Bezie-

hungsgabe und Beziehungserfahrung sowie der Vergebung bzw. Vergebungserfahrung von Sünde. Vergebung bzw. Versöhnung ist damit als eine Frucht der Beziehung gedeutet. Im Bekenntnis kommt zum Ausdruck: Wer sich auf Beziehung einlässt und sich von ihr prägen lässt, grundgelegt in dem versöhnenden und beziehungsstiftenden Ereignis der Taufberufung, erfährt Vergebung und Verzeihung und wird darin selbst befähigt, desgleichen zu tun und zu ermöglichen. Dabei möge unterstrichen sein, dass das griechische Wort für „glauben“ (pisteuo) zugleich auch „trauen, vertrauen“ bedeutet, welches das Beziehungsgeschehen zusätzlich unterstreicht. Gott genießt das Vertrauen der Menschen. Wenn Gott Versöhnung erfahrbar macht durch „Beziehung“, dann gilt dies offensichtlich auch für die Menschen, die in der Beziehungssuche und -pflege Versöhnung und Verzeihung finden [mögen], um einander zu trauen und vertrauen zu können.

Versöhnung durch, mit und in Beziehung mit dem Auferstandenen

Im Eucharistischen Hochgebet kommt das Beten der Kirche zu ihrem Höhepunkt. In ihm ist zusammengefasst, was das Anliegen des Feieranlasses ist und worauf Menschen im gottesdienstlichen Ereignis hoffen und vertrauen dürfen. Im deutschsprachigen Eucharistischen Hochgebet „Versöhnung“ heißt es:

„Wir danken dir, Gott, allmächtiger Vater,
und preisen dich für dein Wirken in dieser Welt
durch unseren Herrn Jesus Christus:

Denn inmitten einer Menschheit, die gespalten und zerrissen ist,
erfahren wir, dass du Bereitschaft zur Versöhnung schenkst.

Dein Geist bewegt die Herzen, wenn Feinde wieder miteinander sprechen,
Gegner sich die Hände reichen und Völker einen Weg zueinander suchen.

Dein Werk ist es, wenn der Wille zum Frieden den Streit beendet,
Verzeihung den Hass überwindet und Rache der Vergebung weicht.

Darum können wir nicht aufhören, dir zu danken und dich zu preisen.

Wir stimmen ein in den Lobgesang der Chöre des Himmels, die ohne Ende rufen: Heilig [...] Herr aller Mächte und Gewalten, gepriesen bist du in deinem Sohn Jesus Christus, der in deinem Namen gekommen ist.

Er ist dein rettendes Wort für uns Menschen.

Er ist die Hand, die du dem Sünder entgegenstreckst.

Er ist der Weg, auf dem dein Friede zu uns kommt.

Gott, unser Vater, als wir Menschen uns von dir abgewandt hatten,
hast du uns durch deinen Sohn zurückgeholt.

Du hast ihn in den Tod gegeben, damit wir zu dir und zueinander finden.

Darum feiern wir die Versöhnung, die Christus uns erwirkt hat, und bitten dich:

Heilige diese Gaben durch deinen Geist, da wir nun den Auftrag deines Sohnes erfüllen.
[...]

Herr, unser Gott,

dein Sohn hat uns das Vermächtnis seiner Liebe anvertraut.

In der Gedächtnisfeier seines Todes und seiner Auferstehung bringen wir dar,
was du uns gegeben hast: das Opfer der Versöhnung.

Wir bitten dich,

nimm auch uns an in deinem Sohn
und schenke uns in diesem Mahl den Geist, der er verheißen hat,
den Geist der Einheit, der wegnimmt was trennt,
und der uns zusammenhält in der Gemeinschaft mit unserem Papst N.,
unserem Bischof N., mit allen Bischöfen und mit deinem ganzen Volk.
Mache die Kirche zum Zeichen der Einheit unter den Menschen
und zum Werkzeug deines Friedens.
Wie du uns hier am Tisch deines Sohnes versammelt hast,
in Gemeinschaft mit der seligen Jungfrau und Gottesmutter Maria
und allen Heiligen,
so sammle die Menschen aller Rassen und Sprachen,
aller Schichten und Gruppen zum Gastmahl der ewigen Versöhnung
in der neuen Welt deines immerwährenden Friedens
durch unseren Herrn Jesus Christus.
Durch ihn und mit ihm und in ihm ist dir, Gott, allmächtiger Vater,
in der Einheit des Heiligen Geistes alle Herrlichkeit und Ehre
jetzt und in Ewigkeit.
Alle: Amen.

Eine ausführliche Exegese dieses Textes würde sich lohnen, will hier allerdings nicht geleistet werden. Sehr wohl aber soll die Aussageabsicht im Hinblick auf die Aufgabe dieses Beitrages herausgearbeitet werden. Liturgie ereignet sich mit Blick auf „diese Welt“ und im Vertrauen, dass Gott in, mit und durch Christus in ihr wirkt. Menschen, die sich zum eucharistischen Feiern versammelt haben, wissen selbstverständlich auch um die Zerrissenheit und die vielen Spaltungen unter den Menschen und um die Versöhnungsbereitschaft Gottes. In der Liturgie als der ständigen Beziehungspflege mit Gott bekunden die Menschen, dass es sein Geist ist, der die Herzen bewegt, wenn Feinde miteinander sprechen, Gegner sich die Hände reichen und Völker einen Weg zueinander suchen, wenn der Wille gefunden wird, Streit zu beenden, den Hass zu überwinden und Rache der Vergebung weicht. Indem Menschen so mit ihrem Schöpfer sprechen, bekunden sie, dass es die „Beziehungskraft“ (Heiliger Geist) ist, welche vom Vater und dem Sohn ausgeht und in den Menschen wirkt. Im *Postsanctus* und der anamnестischen Erinnerung an Jesus und sein Wirken wird das Wirken Gottes konkretisiert in Jesus, dem Christus, der sich in den Dienst der Versöhnung gestellt hat. Die versammelte Gemeinschaft preist den Vater für seinen Sohn, der „in seinem Namen gekommen ist“, also ganz das tut, was Gott selbst immer schon getan hat und tut. Wer die Beziehung und das Lebensvorbild Jesu im Herzen trägt, versteht so, dass Jesus selbst das rettende Beziehungs-Wort ist. Wer wird hier nicht an Augustinus erinnert, der von Jesus, dem Christus, als dem inwendigen Lehrer und Pädagogen unseres Handelns spricht, der in der Herzenskammer sein Zuhause hat und als der inwendige Gesprächspartner motivierend wirkt und so als Weg empfunden wird, durch welchen den Menschen Friede zukommt. Das Hochgebet bekundet einerseits die Erfahrung Israels mit Gott und andererseits in Christus: Als die Menschen sich von Gott abgewandt hatten, wann, wie und wo bleibt in der allgemeinen Aussage aufgehoben, hat Gott die Menschen „zurückgeholt“, das meint: neu in Beziehung genommen. Diese Erfahrung geht mit Jesus weiter. Die Lebenshingabe Jesu, welcher der Vater zugestimmt hat, hilft den Menschen, zu Gott und zueinander zu finden. Die Treue des Sohnes, die die barmherzige,

gerechte und gütige Zuwendung Gottes zu den Menschen nicht verrät und bis ans Kreuz bekundet, öffnet den Menschen die Augen, wie auch im Ernstfall menschlicher Zerrissenheit, des Hasses und der Rachsucht Versöhnung gefunden werden kann. In diesem Lebenserweis Jesu, in ihrer Vorbildlichkeit und Radikalität liegt die Kraft verborgen, die Menschen antreibt, gleiches zu tun. Die Kraft der Beziehung, die vom Auferstandenen und vom Vater, der seinen Sohn, dem Diener der Liebe und Treue, aus dem Tod genommen hat, ausgeht, motiviert Menschen in ihrer Herzensverbundenheit, dem Lebensbeispiel Jesu entschieden (= fromm) zu folgen. Die Beziehungsgabe der Eucharistie (= Kommunion), in der sich der Auferstandene als Lebensmittel und Kraft zugleich schenkt, bewirkt, dass so beziehungsgehaltete (= christusähnliche) Menschen durch, in und mit ihm Versöhnung suchen, wo auch immer sie im Leben dem Gegenteil begegnen oder sich selbst darin verstrickt erfahren. So wird auch hier deutlich, dass der Ort der Versöhnung der Menschen das Leben ist, die Liturgie aber der Motivationsort, insofern dort die versöhnende Zuwendung der Gottesbeziehung besonders erfahren wird. Zeichen dieser versöhnenden Zuwendung und zugleich versöhnten Gemeinschaft ist die Versammlung am Tisch des Herrn. Jesus hat Menschen zusammengeführt im Mahl und so auch Versöhnung gestiftet, soziale Unterschiede aufgehoben und neues Miteinander gefördert. Das gemeinsame Essen ist ein Zeichen für gelingende und versöhnte Beziehung. Das wird vor allem auch dann deutlich, wenn Menschen erfahren, dass ihnen das Essen nicht mehr schmeckt, weil sich Unversöhnliches eingeschlichen hat, das Gespräch nicht mehr gelingt, weil die Gefühle füreinander nicht mehr gegeben sind, und weil der Blick aufeinander nicht mehr ausgehalten wird. Am eucharistischen Tisch werden Menschen je neu zusammengeführt durch Christus, den Auferstandenen, der Menschen eint und der in seiner liebenden Anziehungskraft bewirkt, was im Hochgebet zum Ausdruck kommt. Der eucharistische Tisch ist daher immer auch eine rituelle Vorwegnahme dieser neugelingenden und versöhnten Beziehung unter den Menschen.

Hier kann und muss zugleich angemerkt werden, dass die Liturgie, insbesondere auch das Sakrament der Versöhnung, mit Gott versöhnt, auch wenn menschliche Bedingungen eine Versöhnung untereinander verunmöglichen. Entscheidend ist der Wille des eigenen Herzens, dem Wirken Gottes Raum zu geben und bei sich selbst zu beginnen oder die Bedingungen dazu zu gestalten, auch wenn andererseits diese Voraussetzungen nicht gegeben sind. Darin erweist sich, dass Gott nicht den „Tod des Sünders“ will, sondern dass er/sie sich neu ausrichtet und dem Leben durch diese neue Ausrichtung Gestalt gibt. Die Kain-und-Abel-Erzählung zeigt, wie Gott zum Schützer des Brudermörders wird, ohne dessen Tat zu übersehen und ihm die Last der Tat zu nehmen. Er schützt den schuldig gewordenen Menschen, der um die Folgen seiner Schuld weiß, diese tragen muss und diese in die Zukunft mitnimmt, auch dann, wenn er eine mögliche Wiedergutmachung nicht leisten konnte.

Vergebung im Sakrament der Versöhnung für einzelne

Die katholische Kirche kennt das *Sakrament der Versöhnung für einzelne*, früher „Beichte“ genannt. Dabei geht es um einen Vorgang ritueller Art. Mit einem Priester wird in einem „Bekenntnisgespräch“ besprochen, wo durch das eigene Verhalten andere verletzt und geschädigt wurden, um Wiedergutmachung zu überlegen und Versöhnung von Gott her zu erbitten und diese (in der Regel) auch zugesprochen zu bekommen. In einem solchen Gespräch fehlt der Verletzte. Auch wenn dieser stets präsent sein sollte und reflektiert wird, was zur Wieder-

gutmachung notwendig sein wird, stehen im Mittelpunkt doch der Bekenkende, der durch die eigene Schuld auch sich selbst verletzt hat und dessen Selbstbewusstsein möglicherweise auch arg geschädigt ist, sowie die Bitte an Gott, er möge sich als Vergebender erweisen. Einsicht und Bedauern werden in einem solchen Gespräch in der Regel als selbstverständlich vorausgesetzt. Das Versöhnungsgebet des Priesters erinnert zunächst an den Grund zur Vergebung, der im barmherzigen Wesen Gottes und der Lebenshingabe Jesu am Kreuz und seiner Auferweckung aus dem Tod zu finden ist. Durch den Heiligen Geist möge dem Schuldiggewordenen die Vergebung der Sünden zuteilwerden. Durch den Heiligen Geist, durch die Beziehung, die den Sohn mit dem Vater verbindet und in welche der Bekenkende hineingenommen wird, soll nun die Vergebung der Sünden zugesprochen und erfahrbar sein. So wird auch in diesem Vorgang deutlich, dass ein personales Beziehungsgeschehen zwischen Gott und den Menschen Vergebung wirkt. In diesem Beziehungsgeschehen spiegelt sich, was auch außerhalb des liturgischen Geschehens konstitutiv ist: Neugewonnene Beziehung heilt und versöhnt und ist zugleich auch schon das Geschenk der Versöhnung. Versöhnte Gottesbeziehung ist Impuls für menschliche Versöhnung. Diese Versöhnung entfaltet ihre Kraft auch, wenn menschliche Beziehungen nicht wieder hergestellt oder versöhnt werden können.

Versöhnung im Bußakt (Eucharistiefeier, Komplet, Wort-Gottes-Feier)

Jeder Bußakt eines Gottesdienstes erinnert die Menschen an die grundsätzliche Vergebungsbereitschaft Gottes, um Menschen in der Grundhaltung des Vergebens zu bestärken und je neue Motivation zu bewirken. Die Kraft des Rituals kann Entfaltung finden, wo Menschen dieses bewusst vollziehen. Sie bekennen gemeinsam mit derselben Schwäche vor Gott zu stehen, Gutes unterlassen und Böses getan zu haben und fassen darin alles zusammen, was im Alltag durch den radikalen Hang zum Bösen an Verletzungen geschieht und wo die positiven Absichten, das Versprechen, das Menschen füreinander sind, nicht eingelöst werden. In diesem solidarischen liturgischen Akt bitten die einzelnen aber auch um die Solidarität im Gebet, indem sie Gott um Beistand bitten und um das Gebet füreinander. Damit übernimmt jeder einzelne auch Verantwortung für die jeweils anderen.

Versöhnung in der Tauberneuerung

Die Tauberneuerung in der Osternacht oder auch zu anderen Anlässen fordert im Taufbekenntnis von den Gläubigen das Bekenntnis, das Böse im Blick zu haben und sich mit der Christusbeziehung im Herzen mit aller Kraft gegen alles Entzweiende und gegen alle Verlockungen des Bösen zu verhalten, um so der Taufberufung und der Jesusnachfolge (Christusähnlichkeit) möglichst gerecht zu werden.

Leben und Liturgie als Orte der Versöhnung verbinden, ergänzen und erfüllen

Die komplexe Herausforderung, wie unter den Menschen Verzeihen und Versöhnung gelingt, hängt von vielen Bedingungen ab. Die philosophische Reflexion hat gezeigt, dass der Mensch eine eingestiftete Fähigkeit zum Vergeben hat, Nachsicht genannt, selbst wenn er nicht darum gebeten wird, auch wenn die Täterin / der Täter oder der Verletzer / die Verletzerin keine Einsicht zeigt oder Wiedergutmachung gestalten kann. Wir konnten bedenken, wie selbstver-

ständig Menschen miteinander Nachsicht üben. Diese Vorgabe zum Gelingen menschlicher Beziehung und des Zusammenwirkens von Menschen stellt eine wertvolle Voraussetzung für jede Art von sozialen Konstellationen dar. Dies gilt für die engen menschlichen Beziehungen, wie es Ehe und Familie, eheähnliche Gemeinschaften oder enge Freundschaftsverhältnisse darstellen, ebenso wie für weniger intensive Bindungskonstellationen wie Nachbarschaften, Verbände und Vereine oder sonstige auf Freiwilligkeit beruhende Beziehungsstrukturen, kurzum für alle menschlichen Begegnungskonstellationen. Es gilt auch für den Beruf, wo Menschen in einem größeren oder kleineren Soziotop aufeinander verwiesen sind. Menschen sind aber auch in einem größeren Kontext aufeinander angewiesen. Auch politische Konstellationen können zum Problem für die einzelnen werden, wo Konflikte zwischen Völkern und Nationen aufgrund von entsprechenden Machtkonstellationen, Religionen oder Konfessionen, aber auch aufgrund unterschiedlicher Weltanschauungen oder politischer Überzeugungen die psychische Erfahrung der einzelnen beeinflussen. Dabei bedürfen auch Verletzungen, die im kollektiven Bewusstsein gespeichert sind, der Vergebung und der Versöhnung.

Was auch immer der Grund einer persönlichen Verletzung oder der Verletzung von Personengruppen ist, es bedarf der systemischen oder therapeutischen, der supervisorischen oder konfliktberatenden Vorgänge, Familienaufstellungen u. v. a. m. um aufzudecken, was geschieht, und um zu klären, was für das Zukünftige notwendig ist. Manchmal reicht auch schon das schlichte Gespräch. Es müssen Voraussetzungen geklärt werden, unter denen neue Beziehung ermöglicht wird und zugleich Verbindlichkeiten ausgesprochen werden, damit diese glaubhaft neues Vertrauen schenken können. Dabei ist es hilfreich, dass Betroffene erkennen, was die Auswirkungen von Verletzungen sind, welcher Art die Prozesse sind, in denen sich Konflikte entwickeln, um solche unterbrechen zu können und wieder neu Gemeinsames anstreben zu können. Solche Prozesse leisten in der Regel nicht selbst die Versöhnung, sie bauen auf die Vergebungsbereitschaft und -fähigkeit der Menschen und arbeiten klärend an dem, was für das zukünftige Miteinander notwendig ist.

Konkrete Orte der Versöhnung

Für die Versöhnungspraxis der Kirche stellen sich aus dem Bedachten wichtige Fragen und es ergeben sich zugleich bedenkenswerte Impulse.

Es kann beobachtet werden, dass es in der Gesellschaft eine Vielzahl an Einrichtungen und Möglichkeiten gibt, einzeln oder in Gruppen, unversöhntes Leben in Blick zu nehmen, sich begleiten zu lassen, um aus der Erfahrung des Unversöhntseins herauszufinden und versöhnt leben zu können. Das sind Selbsthilfegruppen (z. B. Anonyme Alkoholiker) ebenso wie therapeutische Begleitungen (z. B. Therapien unterschiedlicher Art, Familienaufstellungen, Psychoanalyse) oder professionell begleitete Prozesse in beruflichen Situationen (z. B. Konfliktberatung, Supervision, Unternehmensberatung), Therapieeinrichtungen vielfältiger Art oder aber auch großangelegte Friedensprojekte zwischen Nationen, Volksgruppen, Religionsgemeinschaften (z. B. Friedensprozesse in Südafrika, Irland, im Nahen Osten) bis hin zu öffentlichen Veranstaltungen, wo Menschen zusammengeführt werden, um ein aufeinander Zugehen und gegenseitiges Verstehen zu fördern und darzustellen, oder um auch historische Vorgänge in ihrer nicht mehr möglichen Umkehrung zu akzeptieren. Auch Veranstaltungen der Öffentlichkeit oder der Kirche, z. B. nach Großschadensereignissen, haben therapeutische Wirkung für den einzelnen in der Gesellschaft und können versöhnend wirken: Annahme

des Geschehenen, Solidarität mit den Geschädigten, Verständnis und Nachsicht möglicherweise mit den Schuldigen usw.

Der Ort der Versöhnung ist der Dienst an der Versöhnung von Menschen

Die pastorale und nicht zuletzt die liturgiepastorale Aufgabe der Kirche hat Orte der Versöhnungsmöglichkeit würdigend und achtsam im Blick zu haben. Stets gilt es zu fragen, was der Anteil der Institution ist, die sich als „Sakrament der Barmherzigkeit und Versöhnung Gottes“ versteht. Sie hat den Auftrag, auch neue, der Zeit angemessene Formen zu suchen, die Menschen helfen, ein versöhntes Miteinander zu finden und zu gestalten, damit humane Verhältnisse das Leben neu prägen. Wann und wo Menschen fähig sind, Versöhnung zuzulassen oder Vergebung auszusprechen, hängt von sehr vielen Faktoren ab und kann nicht immer geplant werden. Dabei gibt es unterschiedliche Vorgänge, die u. U. in der Liturgie gipfeln und durch diese befruchtet werden.

2 Kor 5,11–21 fasst den Auftrag zusammen, wie ihn Paulus für sich erkannt hat: „Uns ist der Dienst der Versöhnung aufgetragen.“ In diesem Auftrag geht es nicht um eine spezifische Form, sondern darum, dass Menschen erkennen, was zur Versöhnung beiträgt, dass sie selbst befähigt sind, Vergebung zu gewähren und dass dadurch das wahre Herz der Menschen, das von Gott her geprägt ist („Herz von Fleisch“), sichtbar wird. Es sind nicht nur menschliche Maßstäbe, die eine gemeinsame Zukunft eröffnen, sondern auch Gottes Wirken an und in den Menschen. Alles, was den Menschen hilft das Ziel des versöhnten Miteinanders zu suchen und zu gestalten, ist daher in theologischem Sinne auch Gabe Gottes.

Wer so denkt, kann sich durchaus vorstellen, dass in Klöstern oder an anderen kirchlichen Zentren Orte geschaffen werden, wo Menschen Begleitung finden, bei der auch Therapeutinnen und Therapeuten unterschiedlicher Art mitwirken (vgl. z. B. Beichtraum der Jesuitenkirche in Linz; Eheberatung und Konfliktberatung in der Familie). Im Krankenhaus, insbesondere in den psychiatrischen Abteilungen, kann die seelsorgerliche Begleitung als wertvolle Ergänzung zu den medizinischen Therapien bereitgestellt werden, spiegelt sich doch auch das Gottesbild im Menschenbild; beide können arg geschädigt sein durch verletzende Erfahrungen, die z. B. zu Krankheit, Sucht und Selbstverweigerung oder auch zur abgelehnten Gottesbeziehung führten. Am Kranken- und Sterbebett spielen Versöhnungsvorgänge mitunter eine wertvolle Rolle für Sterbende und Hinterbliebene. Wo immer Menschen und wie immer Menschen Kränkungen überwinden und die Kraft zur Vergebung finden, geschieht Heilung auch im Sinne Gottes. Die Erfahrung, dem heilenden Herrn, dem *Christus medicus*, zu begegnen, kann eine Hilfestellung bzw. das Ziel eines solchen Weges sein. Erfahrungen zeigen, dass therapeutische Wege in seelsorgliche Begleitung übergehen können.

Das Angebot der verschiedenen Gottesdienste und der unterschiedlichen liturgischen Elemente ermöglichen die Erkundung für die Gemeinde wie für die einzelnen Gläubigen, welche liturgischen Formen und zu welcher Zeit das persönliche bzw. gemeinsame Benennen von Schuld Erfahrung sinnvoll und die Bitte um Vergebung vor Gott und voreinander angeht. In der Begleitung von Menschen, die offenbar und schwerwiegend gegen die menschliche Gemeinschaft und die Gemeinde schuldig geworden sind, müssen auch Orte und Strukturen gefunden werden, wo der öffentliche Versöhnungsprozess stattfinden kann, wie dies in der Alten Kirche einen Ausdruck gefunden hat und bezeugt ist. Damit hängt nämlich die Frage zusammen, wann etwas auch für eine Gemeinschaft wieder gut sein kann und

sich eine neue Voraussetzung für versöhntes Miteinander ergibt bzw. auch „gefeiert“ werden kann.

Verwendete und vertiefende Literatur

- BENKE, Christoph: Die Gabe der Tränen. Zur Tradition und Theologie eines vergessenen Kapitels der Glaubensgeschichte. Würzburg 2002 (Studien zur systematischen und spirituellen Theologie 35).
- GLASL, Friedrich: Konfliktmanagement. Ein Handbuch für Führungskräfte, Beraterinnen und Berater. Stuttgart, 11. aktualisierte Auflage 2013.
- Hochgebet zum Thema „Versöhnung“, in: Fünf Hochgebete. Hochgebet zum Thema „Versöhnung“. Hochgebete für Messfeiern mit Kindern. Studienausgabe für die Bistümer des deutschen Sprachgebietes mit einem Anhang: Hochgebet für Messfeiern mit Gehörlosen. Approbierter und konfirmierter Text. Hg. v. den Liturgischen Instituten Salzburg, Trier, Zürich. Freiburg / Basel / Wien 1988, 9–18.
- KASPER, Walter: Barmherzig. Grundbegriff des Evangeliums – Schlüssel christlichen Lebens. Freiburg, 5. durchgesehene Auflage 2015.
- KODALLE, Klaus-Michael: Verzeihung denken. Die verkannte Grundlage humaner Verhältnisse. München 2013.
- MESSNER, Reinhard: Feiern der Umkehr und der Versöhnung. Regensburg 1992 (Gottesdienst der Kirche 7,2. Sakramentliche Feiern I/2).
- MONBOURQUETTE, Jean: Vergeben lernen in zwölf Schritten. Mainz 2003.
- RAGASIS, Mindaugas: Umkehr ins Gespräch bringen. Der Beitrag von „kommunikativen Glaubensmilieus“ zur Erneuerung der Bußpraxis. Würzburg 2006 (Erfurter Theologische Studien 91).
- VOLGGER, Ewald OT: Liturgische Desiderate an das Bußsakrament heute – Ein Diskussionsbeitrag, in: Brixner Theologisches Forum 117. 2006, 57–68.
- WEINGARDT, Beate M.: „... wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“. Der Prozeß des Vergebens in Theorie und Empirie. Stuttgart 2003.
- WOLFERS, Melanie: Die Kraft des Vergebens. Wie wir Kränkungen überwinden und neu lebendig werden. Freiburg 2013.

Albert Gerhards, Bonn

Das Sakrament der Versöhnung – form- und ortlos?

Überlegungen zur Reform des Bußsakraments

In nicht wenigen Kirchen sind Beichtstühle aktuell zweckentfremdet als Abstellkammern oder Ähnliches, weil kein Bedarf der eigentlichen Nutzung mehr gegeben scheint. Andernorts werden die klassischen Beichtstühle umgebaut oder durch gänzliche Neugestaltungen ersetzt. Der Beitrag skizziert Veränderungen und deren Gründe und stellt beispielhafte Projekte vor. (Redaktion).

In den fünf Jahrzehnten nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist die Beichtpraxis in quantitativer Hinsicht dramatisch zurückgegangen, von Ausnahmen abgesehen. Dies gilt auch für traditionelle Zentren wie etwa Wallfahrtsorte. Ich selber erlebte während der

PROF. DR. ALBERT GERHARDS
ist seit 1989 Professor für Liturgiewissenschaft
an der Universität Bonn. Er ist Verfasser einer
Vielzahl von Publikationen gerade auch
im Schnittfeld von Kunst und Liturgie.

1970er Jahre in dem Marienwallfahrtsort Heimbach / Eifel noch eine hohe Beichtfrequenz. In dem 1981 eingeweihten Neubau waren vier Beichträume (für die traditionelle Ohrenbeichte wie für Beichtgespräche) vorgesehen, die aber nie mehr ausgenutzt wurden.¹ Die Gründe für diesen Abbruch sind vielfältig und können hier nicht im Einzelnen erörtert werden. Fest steht, dass dem Bußsakrament in der Theologie eher wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Auch die Liturgiewissenschaft hat sich der Thematik eher zögerlich genähert.² 1986 wies Eduard Nagel darauf hin, dass im ersten Entwurf der Liturgiekonstitution von 1961 für die Buße als einzigem Sakrament noch kein Reformvorschlag vorgesehen war.³ Tatsächlich hat die Reform an der Gestalt des Ritus dann doch Entscheidendes verändert, wobei man bemerkenswerterweise im deutschen Sprachgebiet über die Studienausgabe von 1974 bisher nicht hinausgekommen ist.⁴ Ein wichtiger Neuakzent liegt bereits in der Bezeichnung „Die *Feier* der Buße“, was die Integration gottesdienstlicher Elemente anzeigt: Gemeinschaftscharakter, Wortverkündigung, Einbettung der Absolutionsformel in eine anamnatisch-epikletische Gebetsstruktur.⁵ Richtungsweisend, wenn auch noch keineswegs ausgegoren, ist die prinzipielle Öffnung der Feier der Buße in Richtung gemeinschaftlicher Feierformen. Die Spannung zwischen der Notwendigkeit des individuellen Sündenbekenntnisses und der wünschenswerten gemeinschaftlichen Feier der Versöhnung konnte bisher nicht gelöst werden.

¹ Vgl. GERHARDS: Katholische Pfarr- und Wallfahrtskirche Heimbach / Eifel, 27.

² Vgl. STUFLESSER: Das vergessene Sakrament.

³ Vgl. NAGEL: Feier von Buße und Versöhnung in der Gemeinde, 220.

⁴ Feier der Buße.

⁵ Vgl. GERHARDS: Stationen der Gottesbegegnung 25.

Spannungsmomente infolge der Geschichte des Bußritus

An Versuchen, dem Sakrament der Versöhnung eine angemessene Gestalt und Verortung zu geben, hat es nicht gefehlt. Allerdings scheint die Hypothek der Vergangenheit, die bereits im Vorfeld des Konzils die Reformarbeit belastete, auch im Nachhinein noch ihre Auswirkungen zu zeitigen. Im Grunde wurde der Hiatus zwischen der altkirchlichen Praxis der einmalig vollzogenen öffentlichen Buße und dem mittelalterlichen System der individuellen diskreten Beichtpraxis nie überwunden. Dies führt zu der These, dass die theologiegeschichtliche Hypothek des Bußsakraments sich auf Feiergestalt und -ort gleichermaßen auswirkt. Dabei spielt auch das Kirchenrecht eine nicht zu unterschätzende Rolle, wie die Tübinger Theologen Bernhard Anuth und Andreas Odenthal dargelegt haben.⁶ Die Spannungsmomente zwischen Theologie, Recht, Ritual und Ort sollen im Folgenden näher erläutert werden.⁷

„Das Bußsakrament wird an dem vom Recht vorgesehenen Ort vollzogen“, heißt es lapidar in den Praenotanda des Ordo Paenitentiae von 1973 (Nr. 12). Seit dem Konzil von Trient hatte sich der Beichtstuhl mit einem Gitter zwischen Beichtvater und Pönitenten als normative Gestalt des Beichtortes durchgesetzt. Nach dem Codex Iuris Canonici 1983 gilt dies auch heute. Die Bestimmungen in can. 964 CIC. § 1 legen fest, dass der „für die Entgegennahme sakramentaler Beichten eigene Ort“ die Kirche oder eine Kapelle ist. § 2 bestimmt die Bischofskonferenzen als Normgeber für den Beichtstuhl. Dabei muss aber sichergestellt sein, dass stets ein frei zugänglicher Beichtstuhl mit einem festen Gitter vorhanden ist. Das Handbuch des katholischen Kirchenrechts nennt als Begründung für diese Maßgabe, „damit nicht einmal ein Verdacht auf unlautere Handlungen aufkommen kann.“⁸ § 3 verfügt, dass Beichten außerhalb des Beichtstuhls nur aus rechtem Grund entgegengenommen werden dürfen. Ein gerechter Grund ist immer schon dann gegeben, wenn eine entsprechende Bitte geäußert wird. „Daher sollte sowohl die Möglichkeit zur Beichte in einem Beichtstuhl (sozusagen anonym) gewährt werden als auch Gelegenheit zu einem Beichtgespräch in einem Zimmer oder im Freien gegeben werden.“⁹

Die Abkehr vom Monopol des klassischen Beichtstuhls hat vor allem zwei Gründe. Zum einen soll jede sakramentale Beichte mit einen (wenn auch reduzierten) Wortgottesdienst beginnen, für den der Beichtstuhl kaum den angemessenen Raum hergibt. Zum anderen hat sich bei der Form der Lossprechung ein kleines, aber nicht unwichtiges Detail geändert. Der sakramentale Gestus des Sakramentes der Versöhnung – die Handauflegung – war im Rituale Romanum von 1614 verkümmert zu einer Handerhebung „in Richtung des Pönitenten“ (*dextera versus poenitentem elevata*). Ursprünglich handelt es sich um einen epikletischen Gestus, dem eigentlich nicht die Absolutionsformel, sondern ein „explizit um den Heiligen Geist bittendes Rekonziliationsgebet“¹⁰ entspräche. Immerhin heißt es jetzt: „Dann streckt der Priester seine Hände (oder wenigstens die Rechte) über das Haupt des Gläubigen aus und spricht: [...]“¹¹ Aus der Erhebung der Hand „in Richtung“ des Pönitenten ist eine Handausstreckung (wenn auch noch keine Handauflegung) über den Pönitenten geworden. Das aber ist rein physisch im klassischen Beichtstuhl nicht möglich. Demzufolge wurden und werden

⁶ Vgl. ANUTH/ODENTHAL: Topographie des Beichtrituals, 225–239.

⁷ Vgl. GERHARDS: Spazi per le confessioni, 90–95.

⁸ WEIGAND: Bußsakrament, 698.

⁹ WEIGAND: Bußsakrament, 698.

¹⁰ MESSNER: Feiern der Umkehr und Versöhnung, 224.

¹¹ Die Feier der Buße, 32.

Beichträume eingerichtet, die die Möglichkeit des Seelsorgegesprächs in einem sakralen Ambiente bieten. Die Suche nach künstlerisch wie liturgisch vorbildlichen Lösungen für den Ort des Bußsakraments erweist sich jedoch als schwierig.¹² Dies hat zwei Gründe. Zum einen wirkt sich hier die erwähnte Krise dieses Sakraments aus, die in vielen Ländern beinahe zu einem Erliegen der Bußpraxis geführt hat.¹³ Zum anderen finden sich deshalb nur wenige gute Beispiele, weil im Unterschied zu Taufe und Eucharistie keine wirklich überzeugende monumentale Gestalt des Bußsakraments als Sakrament der Versöhnung gefunden worden ist. Dies hängt mit der abendländischen Bußgeschichte zusammen, in deren Verlauf das persönliche Bekenntnis zum eigentlichen Kriterium wurde und der kommunitäre Charakter der Versöhnung in den Hintergrund trat.¹⁴ Der aus dem Richterstuhl oder Priestersitz entwickelte barocke Beichtstuhl ist stets ein Möbelstück geblieben, das eher ein Randdasein fristete. Ausnahmen bilden architektonisch gestaltete Beichtkirchen wie die bedeutenden Jesuitenkirchen des Barock sowie Lösungen, bei denen der Beichtstuhl in Verbindung mit dem Altar, dem Ambo oder der Kanzel steht.¹⁵

Die eher negative Bilanz hinsichtlich der Gestaltungsqualität von Beichtorten gilt auch für die Zeit der Liturgischen Bewegung mit ihren hervorragenden Kirchenbauten. Während für das Sakrament der Taufe oft beispielhafte architektonische und künstlerische Lösungen gefunden wurden, blieb der Beichtstuhl in aller Regel ein bloßer Einrichtungsgegenstand, für den höchstens eigene Konchen vorgesehen wurden. Allerdings setzte man mit der Platzierung der Beichtorte in der Nähe des Taufortes durchaus theologische Akzente: Das Bußsakrament wird hier gedeutet als Sakrament der Tauferneuerung, der Beichtort zusammen mit dem Taufort zum monumentalen Taufgedächtnis.¹⁶ Eine bemerkenswerte Lösung aus der Zeit vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil befindet sich in der Kirche Maria Regina Martyrum in Berlin, einer Gedächtniskirche der Opfer des Nationalsozialismus in der Nähe des Hinrichtungs-ortes Plötzensee (Hans Schädel, 1963). Hier liegt der Beichtort im Kryptabereich nahe einer expressiven Pietà von Fritz Koenig. Über eine großzügige Treppenanlage gelangt man von dort in den weiten Kirchenraum, der von einem großen Wandfresko des Malers Georg Meistermann mit der Darstellung des apokalyptischen Lammes beherrscht wird. Eine monumentale Sakramentenkatechese bildete die ehemalige Pfarrkirche St. Ursula in Hürth-Kalscheuren, jetzt unter dem Namen „Böhm Chapel“ Ausstellungshalle einer Kunstgalerie. Der Zentralbau des Architekten Gottfried Böhm wurde im Jahr 2006, am 50. Jahrestag der Weihe, profaniert.¹⁷ Die sechs Konchen der Kirche standen für die Sakramente, wobei die Firmung durch eine zentral gehängte Skulptur einer Taube mit dem „Ewigen Licht“

erweiterter Beichtstuhl Münster

Abb. 1: Albert Gerhards



¹² Vgl. zum Folgenden: GERHARDS: *Le lieu du sacrement de pénitence en Allemagne*, 20f.

¹³ Allerdings lassen sich in Mitteleuropa Gegenbewegungen feststellen, wobei hier die Form des Gesprächs (und des entsprechenden Raums) eine große Rolle spielt. Darauf ist noch zurückzukommen.

¹⁴ Vgl. dazu MESSNER: *Feiern der Umkehr und Versöhnung*.

¹⁵ Vgl. SCHLOMBS: *Entwicklung des Beichtstuhls*.

¹⁶ Ein gutes Beispiel stellt die Kirche St. Anna in Düren von Rudolf Schwarz (1956) dar; vgl. SCHWARZ: *Kirchenbau*, 223–235, Foto 233.

¹⁷ Vgl. GERHARDS (Hg.): *St. Ursula in Hürth-Kalscheuren*.

symbolisiert wurde – die Epiklese des Heiligen Geistes als verbindendes Element der Sakramente. Die Konche mit dem traditionellen Beichtstuhl hätte leicht zu einem Ort für persönliches Gespräch und die Feier der Versöhnung umgestaltet werden können.

Sondierungen nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil

In der Zeit nach dem Zweiten Vatikanum bemühte man sich um eine dem neuen Verständnis des Bußsakraments entsprechende Raumgestalt. In der 1996 von der Liturgiekommission der Deutschen Bischofskonferenz herausgegebenen Arbeitshilfe „Liturgie und Bild“ heißt es:

„Der Ort der Beichte muß der Würde des Geschehens Rechnung tragen und der Feier der Versöhnung Raum geben. Neben dem traditionellen Beichtstuhl kommt dem Beichraum wachsende Bedeutung zu. Der Beichraum ist mit äußerster Sensibilität zu gestalten. Es sollte ein Ort sein, an dem Vergebung und die Zusage von Versöhnung glaubhaft werden können (Spannung von Offenheit und Geborgenheit). Befindet sich der Beichtort im Kirchenraum, ist auf seine maßstäbliche Einbindung in den Gesamtraum und seine Beziehung zum Versammlungsraum der Gemeinde zu achten. Da das Sakrament der Versöhnung die besondere Weise der Erneuerung der Taufgnade ist, kann sich die Aufgabe stellen, die Orte des Bußsakramentes und der Taufe miteinander in Beziehung zu setzen. Gelegentlich ist dies in Krypten oder Seitenkapellen schon verwirklicht worden.“¹⁸

Im Zuge dieser Überlegungen entstanden neue Kirchen mit eigens eingeplanten Beichräumen, wie St. Antonius in Neukirchen-Vluyn (1996) und St. Christophorus in Westerland / Sylt (1999) des Architekten Dieter Baumewerd (Münster). Im Zusammenhang mit Kirchenrenovierungen werden zunehmend Beichräume geschaffen, jedoch finden diese eher selten Erwähnung in Kunstzeitschriften.¹⁹ Als ein besonders gelungenes Beispiel kann die umfangreiche Sanierung der Domkirche in Rottenburg gelten (Architekturbüro Hahn und Helten, Aachen, 2003; vgl. Abb. 2 und 3). Hier befinden sich zwei Beichräume rechts und links neben



Abb.2 und 3: Heiner Giese



Beichraum im Dom zu Rottenburg – Eingang; Detail links: Eingang/Innenraum

¹⁸ SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hg.): Liturgie und Bild, 33; vgl. dazu: GERHARDS: Liturgie und Bild, 62–77.

¹⁹ Eine Ausnahme: St. Jakobus, Fahrenbach / Erzbistum Freiburg, 46–48.

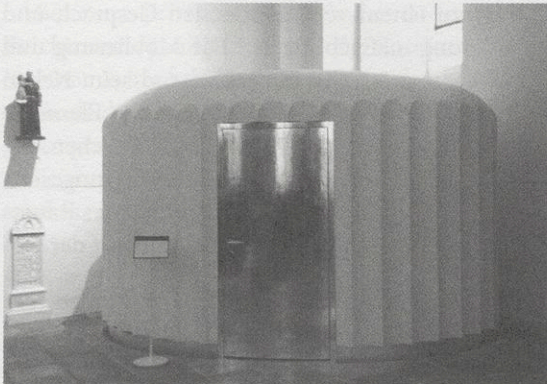


Abb. 4: AG, Linz – Jesuitenkirche „Alter Dom“ Linz: Beichtraum im Eingangsbereich

dem Haupteingang, in dessen Nähe auch die Taufkapelle liegt. Umgebung und Gestalt laden zum Gespräch und zur sakramentalen Begegnung ein und vermitteln ein positives Bild des Sakraments der Versöhnung.²⁰

Weitere bemerkenswerte Beispiele finden sich in der Liebfrauenkirche Ravensburg (2012) oder der Ignatiuskirche Alter Dom Linz/Österreich (Abb. 4).

Bei Neubauten (z. B. die St. Marienkirche in Schillig an der Nordsee, Königs Architekten Köln 2012; Propsteikir-

che St. Trinitatis in Leipzig, Schulz & Schulz Architekten Leipzig 2015) sind Beichträume inzwischen die Regel, zumindest im mitteleuropäischen Raum. In Italien sind Beichträume dagegen noch nicht selbstverständlich. 2013 fand im Museo Nazionale delle arti del XXI secolo (MAXXI) die Präsentation der Ergebnisse des sechsten Wettbewerbs der Italienischen Bischofskonferenz für Kirchenprojekte statt. Von den 21 eingereichten Entwürfen sehen nur wenige Beichträume vor, darunter allerdings die Gewinnerin des Wettbewerbs für die Pfarrei S. Giacomo apostolo in Ferrara, Benedetta Tagliabue und Partner.²¹ Der Beichtraum fügt sich hier organisch in das Raumkonzept von Haupt- und Nebenräumen ein.²² 2014 erschien eine italienische Monographie aus der Architektenperspektive über Orte der Versöhnung.²³ Ihr Anliegen ist es, die Orte der Versöhnung in eine räumliche Beziehung zur Taufe und zur Eucharistie zu setzen.

Die Gestaltung und Ausstattung von Beichträumen erfordert große Sorgfalt. Oft wirken nachträglich eingebaute Beichträume wie Kabinen, unterscheiden sich also kaum vom Beichtstuhl. Mitunter werden auch vorhandene Beichtstühle zu Gesprächszimmern

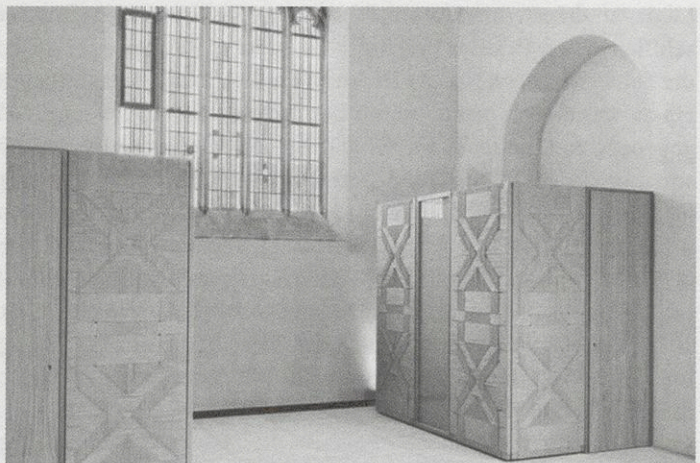


Abb. 5: Albert Gerhards

Dom zu Hildesheim, Neugestaltung Beichtstuhl

²⁰ Vgl. Gross (Hg.): Wo Kirche sich versammelt, 108.

²¹ Vgl. Russo u. a. (Hg.): Nuove chiese, 11–16.

²² Vgl. zur Disposition und zum theologischen Verständnis des liturgischen Raums: GERHARDS: Wo Gott und Welt sich begegnen, 115–123.

²³ BEDOGNI: Luoghi di riconciliazione.

erweitert (vgl. Abb. 1). Die Raumqualität trägt zu einem vertrauensvollen Gespräch und zum Feiercharakter des Sakraments der Versöhnung maßgeblich bei. Die Möblierung und künstlerische Gestaltung eines solchen Raums sollte möglichst zurückhaltend sein. Neben dem Kreuz als zentralem Symbol sind weitere symbolische und ikonographische Elemente denkbar. So könnten in den Evangelien überlieferte Begegnungen Jesu mit Menschen, die Vergebung ersehnen und erbitten (Zachäus, Magdalena, Petrus, ...) künstlerisch umgesetzt werden. Wichtiger als eine ikonographische Ausschmückung ist aber die Qualität des Raums selbst in seinen Proportionen, der Lichtführung und Beleuchtung sowie der Echtheit der verwendeten Materialien.

In diesem Zusammenhang muss auch auf den oft prekären Umgang mit vorhandenen Beichtstühlen hingewiesen werden. Die Kunsthistorikerin Monika Schmelzer hat Beispiele „umgewidmeter“ Beichtstühle präsentiert, die jetzt als Abstellkammern und dergleichen dienen.²⁴

Perspektiven

Derzeit wird vielfach wieder ein Anstieg der Beichtpraxis konstatiert, wobei die einen dieses Phänomen auf den emeritierten Papst Benedikt zurückführen, die anderen dagegen vom „Franziskus-Effekt“ sprechen.²⁵ Eine Generation, die beklemmende Erfahrungen im Beichtstuhl allenfalls noch von Erzählungen ihrer Großeltern kennt, kann sich diesem Sakrament unbefangen wieder annähern. So verwundert es nicht, dass das Bußsakrament bei religiösen Treffen Jugendlicher wieder einen festen Platz hat. Dies gilt z. B. für die seit zehn Jahren sich ausbreitende Bewegung „Nightfever“. An den Abenden „werden in der Fußgängerzone Menschen eingeladen, die Kirche zu betreten und eventuell dort eine Kerze anzuzünden. In der Kirche finden die Gäste einen Korb mit Bibelsprüchen vor, von denen sie einen ziehen dürfen. Lieder und Instrumentalmusik wechseln sich ab mit Psalmen und Gebeten. In den Seitenschiffen sitzen Priester bereit für Gespräche, Beichte oder Segen.“²⁶ Offensichtlich will man die Schwelle in zweifacher Hinsicht senken: Zum einen bildet die sakramentale Beichte nur einen, wenn auch prominenten Bestandteil eines umfassenderen Gesprächs- und Seelsorgeangebots, zum anderen verzichtet man auf den Beichtstuhl und bietet eine öffentliche Raumsituation an. Im Unterschied zum therapeutischen Gespräch im profanen Bereich ist hier der kirchlich-sakramentliche Bezug eindeutig.²⁷ Auch die oben genannten Tübinger Theologen präferieren diese Möglichkeit, allerdings im Kontext von Missbrauch und Verdächtigungen: „Ein nach altkirchlichem Vorbild im Kirchenraum aufgestellter Stuhl schützt die Beteiligten mindestens genauso vor Verdacht bzw. Missbrauch wie der vergitterte Beichtstuhl. Die ekklesiale Dimension der sakramentlichen Feier bringt er jedoch ungleich stärker zum Ausdruck und kann dazu beitragen, die rituelle Wiederbelebung historisch verkürzter Ausdrucksformen der Versöhnung zu ermöglichen.“²⁸

²⁴ Vgl. SCHMELZER: „Kirchenräume brauchen Sorgfalt“, 134 mit 135 Abb. 12; vgl. ANUTH/ODENTHAL: Topographie des Beichtrituals, 226.

²⁵ ANUTH/ODENTHAL: Topographie des Beichtrituals, 236.

²⁶ GERHARDS/KIM DE WILDT: Zwischen modernem Event und traditionellem Katholizismus, 93.

²⁷ Fragwürdig ist allerdings die demonstrative Präsentation des Bußsakraments (wie auch der Eucharistie) in einer Passantensituation; vgl. die kritischen Bemerkungen GERHARDS/KIM DE WILDT: Zwischen modernem Event und traditionellem Katholizismus, 100f.

²⁸ ANUTH/ODENTHAL: Topographie des Beichtrituals, 239.

Hier zeigt sich: Unter Umständen ist weniger mehr. Statt des aufwendigen Einbaus eines Beichttraums genügt mitunter die Einräumung eines nur leicht separierten Ortes, vielleicht in einer Seitenkapelle (wie z. B. in der Dominikanerkirche St. Andreas, Köln). Wichtiger noch als die Gestaltung der Sakraltopographie ist freilich die befreiende Erfahrung der Vergebungszusage. Dies geht nicht ohne personale Präsenz und Zuwendung, an der es in erster Linie mangelt. Nur durch Beziehung kommt ein Sakrament zustande, glückt die Beziehung, wird es zum Begegnungsereignis.

Literatur

- ANUTH, Bernhard / ODENTHAL, Andreas: Zur Topographie des Beichtrituals. Eine praktisch-theologische Spurensuche, in: Theologische Quartalschrift 194. 2014, 225–239.
- BEDOGNI, Paolo: *Luoghi di riconciliazione. Il mestiere dell'architetto*. Roma 2014.
- Die Feier der Buße nach dem neuen Rituale Romanum. Studienausgabe, hg. von den Liturgischen Instituten Salzburg, Trier, Zürich. Einsiedeln u. a. 1974.
- GERHARDS, Albert (Hg.) unter Mitarbeit von Julia NIEMANN: St. Ursula in Hürth-Kalscheuren. Pfarrkirche – Profanierung – Umnutzung. Fakten und Fragen. Berlin 2009 (Ästhetik – Theologie – Liturgik 52).
- DERS.: Katholische Pfarr- und Wallfahrtskirche Heimbach / Eifel. Regensburg ²2004.
 - DERS.: Le lieu du sacrement de pénitence en Allemagne, in: *Chroniques d'art sacré* 90. 2007, 20f.
 - DERS.: Liturgie und Bild. Vorstellung einer Orientierungshilfe der Arbeitsgruppe „Kirchliche Architektur und Sakrale Kunst“ (AKASK) der Liturgiekommission der Deutschen Bischofskonferenz, in: *Liturgisches Jahrbuch* 47. 1997, 62–77.
 - DERS.: Spazi per le confessioni: allestimento e iconografia, in: *Rivista di Pastorale Liturgica* 302. 2014, Heft Nr. 1, 90–95.
 - DERS.: Stationen der Gottesbegegnung. Zur theologischen Bestimmung der Sakramentenfeiern, in: KLÖCKENER, Martin / GLADE, Winfried (Hg.): *Die Feier der Sakramente in der Gemeinde*. FS Heinrich Rennings. Kevelaer 1986, 17–30.
 - DERS.: Wo Gott und Welt sich begegnen. Kirchenräume verstehen. Kevelaer 2011.
 - DERS. / DE WILDT, Kim: Zwischen modernem Event und traditionellem Katholizismus. Liturgiewissenschaftliche Anfragen an Nightfever, in: *Liturgisches Jahrbuch* 65. 2015, 91–104.
- GROSS, Werner (Hg.): *Wo Kirche sich versammelt. Der Dom „St. Martin“ zu Rottenburg in Geschichte und Gegenwart*. Ostfildern 2003.
- MESSNER, Reinhard: Feiern der Umkehr und Versöhnung, in: DERS. / KACZYNSKI, Reiner: *Sakramentliche Feiern I / 2*. Regensburg 1992 (Gottesdienst der Kirche 7,2).
- NAGEL, Eduard: Die Feier von Buße und Versöhnung in der Gemeinde, in: KLÖCKENER, Martin / GLADE, Winfried (Hg.): *Die Feier der Sakramente in der Gemeinde*. FS Heinrich Rennings. Kevelaer 1986, 220–241.
- RUSSO, Giuseppe / FAGIOLI, Laura / CONFERENZA EPISCOPALE ITALIANA / SERVIZIO NAZIONALE PER L'EDILIZIA DI CULTO (Hg.): *21 per XXI. Nuove chiese italiane 6. 21 progetti in concorso*. Milano 2013.
- SCHLOMBS, Wilhelm: *Die Entwicklung des Beichtstuhls in der katholischen Kirche. Grundlagen und Besonderheiten im alten Erzbistum Köln*. Düsseldorf 1965 (Studien zur Kölner

Kirchengeschichte 8).

SCHMELZER, Monika: „Kirchenräume brauchen Sorgfalt“. Die Ästhetik historischer Räume in der Perspektive ihrer heutigen liturgischen Verwendung, in: GERHARDS, Albert / POSCHMANN, Andreas (Hg.): Liturgie und Ästhetik. Trier 2013, 115–139.

SCHWARZ, Rudolf: Kirchenbau. Welt vor der Schwelle, Nachdruck der 1. Auflage von 1960. Regensburg 2007.

SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSSKONFERENZ (Hg.): Liturgie und Bild. Eine Orientierungshilfe. Handreichung der Liturgiekommission der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 1996, ²1999 (Arbeitshilfen 132).

St. Jakobus, Fahrenbach / Erzbistum Freiburg, in: Kunst und Kirche 64 / 2001, 46–48.

STUFLESSER, Martin: Das vergessene Sakrament. Liturgietheologische Anmerkungen zur Feier von Buße und Versöhnung im Gottesdienst der Kirche nach dem II. Vatikanischen Konzil, in: Liturgisches Jahrbuch 57. 2007, 3–38.

WEIGAND, Rudolf: Das Bußsakrament, in: LISTL, Joseph u. a. (Hg.): Handbuch des katholischen Kirchenrechts. Regensburg 1983, 692–707.

Birgit Schopf, Linz

Versöhnung am Kranken- oder Sterbebett

Jedes Leben braucht Versöhnung. Schuldig werden wir alle, bruchstückhaft bleibt jede Lebensgeschichte. Zeuge zu werden von einem ansatzhaften „Ganzwerden“, „Heilwerden“, von tiefen Momenten der Begegnung, ist ein großes Geschenk.

Der Weg zur Versöhnung zeigt sich im gemeinsamen Gehen

Egal ob Versöhnung zwischen Menschen geschieht, ob jemand Versöhnung mit sich selbst erfahren darf oder eine Situation annehmen kann, oder ob ein Mensch sich mit seinem Gott versöhnt – immer ist es ein Schritt des Vertrauens, des Seinlassens, des Loslassens, des Friedenfindens.

DIPL. PASS.IN BIRGIT SCHOPF
ist hauptamtliche Seelsorgerin im Krankenhaus
der Elisabethinen in Linz.

Wie können Menschen dabei begleitet werden? Es gibt keine allgemeingültige Antwort darauf. Wir sind einander Weggefährten – wie sich der Weg zeigt, erfahren wir erst im gemeinsamen Gehen. Stellen sich eine Krankheit oder gar der Tod in den Weg, kommt diese Hürde meist unpassend, nicht gewollt, zu früh. Ob und wie ein Mensch diesen Wegabschnitt gestaltet und lebt, hängt oft davon ab, wie er seinen bisherigen Weg gegangen ist. Ein Mensch, der um seine Grundhaltung weiß, der seine innersten Quellen und Reichtümer kennt und in Dankbarkeit anerkennt, wird leichter in schweren Lebenssituationen darauf zurückgreifen können. Oftmals kann das Begleiten dieser Menschen heißen, sich auf die Suche nach ihren persönlichen Quellen zu machen, sie wiederzufinden oder vielleicht erst neu zu erschließen.

Manchmal ist die Zeit zu kurz dafür oder der Weg zu unbekannt, um noch von einem klagenden „Warum“ zu einem möglichen „Wozu“ des Krankseins oder Sterbens zu finden. Auch dann ist Versöhnung gefragt, ein Annehmen dessen, was eben nicht mehr möglich war, und der Glaube daran, dass es einen Gott gibt, der die Bruchstücke unseres Lebens liebevoll in die Hand nimmt und vorsichtig, wertschätzend, Stück für Stück zusammenfügt.

Gläubige Menschen, die versuchen, jeden Tag ihr Leben in Gottes Hände zu legen, die offen sind für das, was der neue Tag bringt, das Beste daraus machen und den Rest Gott überlassen, wachsen hinein in eine heitere Gelöstheit gegenüber den Dingen des Lebens. Diese Gelöstheit und Versöhnung im Angesicht von Krankheit und Tod zu erfahren ist Gnade. Sie ist das Verstehen des Herzens, dass für den Menschen nicht alles verloren ist, wenn er seine Gesundheit nicht wiedererlangt oder das Sterben unwiderruflich ist. Der Mensch kann eine tiefe Umwandlung erfahren, die nicht Enttäuschung, sondern das grenzenlose Wachstum seiner Hoffnung bedeutet. Hoffen auf das ewige Leben ist die Hoffnung auf ein Geschenk, das der Mensch nur mit leeren Händen empfangen kann. Oder wie Karl Rahner es ausdrückt: „Wenn einen leibliche Schmerzen und seelische Verwirrung und Depression in einen Zustand hinab-

stürzen, in dem man einfach nicht mehr kann, wie man – angeblich – sollte, dann hat einem der ewige Gott in seiner Liebe schon sanft alle Verantwortung für sein Leben abgenommen.“¹

Basis für versöhntes Leben: Haltung der Dankbarkeit

Mich selber hat eine Erfahrung aus Jugendtagen geprägt. Ein Mädchen, eine junge Frau aus unserer Jugendgruppe ist mir zum Vorbild geworden. Mit fünfzehn Jahren erfuhr sie die Diagnose Knochenkrebs, ein Bein musste amputiert werden, lange Krankenhausaufenthalte begannen. Wann immer es ging, lebte sie ihre Jugendzeit, fröhlich, lebensfroh, voller Pläne und Hoffnung, immer wieder im Einsatz für andere. Sie starb mit zwanzig Jahren in der Stube des elterlichen Bauernhofes, eingebettet in die Familie, besucht von vielen Freunden. Einige Wochen vor ihrem Sterben feierten wir in dieser Bauernstube miteinander Gottesdienst, sangen und beteten gemeinsam, sie empfing die Krankensalbung. Eine Lebenshaltung hat sie uns durch ihr Vorleben mit auf den Weg gegeben: „Ich lebe so gerne, ich tue alles, damit ich leben kann, und wenn es nicht so ist, ist es auch recht. Das Leben ist so schön, wie schön muss erst der Himmel sein!“ Ihre Worte bewegen mich heute noch – das Leben zu lieben und gleichzeitig bereit sein zu sterben. Jahre später habe ich diese versöhnte Lebenshaltung bei Viktor Frankl entdeckt und bestätigt gefunden. Wir können uns immer, zu jeder Lebenssituation einstellen. Das Leben selber ist es, das uns Fragen stellt; wir sind gefordert, bestmöglich darauf zu antworten. Wir können in Freiheit entscheiden, ob wir verzweifelt und ohnmächtig rebellieren, passiv liegen bleiben, wenn das Leben uns umwirft, oder ob wir unsere Situation, Krankheit oder unser Sterben – so gut es geht – gestalten. Es kommt immer darauf an, wohin wir unseren Blick lenken. „Für gewöhnlich sieht der Mensch nur das Stoppfeld der Vergänglichkeit; was er übersieht, sind die vollen Scheunen der Vergangenheit. Im Vergangensein ist nämlich nichts unwiederbringlich verloren, vielmehr alles unverlierbar geborgen.“² Dankbarkeit für unsere vollen Lebensscheunen ist für mich eine der Grundhaltungen, wie versöhntes Leben gelingen kann, wie jeder einzelne Tag friedvoll abgeschlossen werden kann, wie man zu einem versöhnten Herzen finden kann. Dabei geht es nicht darum, diese Dankbarkeit zu jeder Zeit als Gefühl zu spüren, das wäre eine Utopie und Überforderung. Es geht darum, den Blick Richtung Dankbarkeit zu üben, indem ich mir zum Beispiel jeden Abend drei Dinge überlege, für die ich heute Danke sagen kann. Allmählich wird sich dieses Denken festigen und wir gehen immer selbstverständlicher dieser Spur nach, sie wird zu einer gangbaren und hilfreichen Lebenshaltung!

Im Folgenden möchte ich an praktischen Beispielen vor Augen führen, was Menschen helfen kann, zu innerer Versöhntheit zu finden. Es sind dies gesammelte Erfahrungen von Pflegenden, Ärzten/Ärztinnen und Seelorgern/Seelsorgerinnen aus verschiedenen Krankenhäusern, vor allem von Mitarbeitern/Mitarbeiterinnen und Patienten/Patientinnen des Krankenhauses der Elisabethinen in Linz. Für jedes einzelne Gespräch, jede geteilte Erfahrung möchte ich Danke sagen! Jede einzelne Begegnung war sehr bereichernd, ich bin immer als Beschenkte weggegangen und ich glaube, dass es meinem Gegenüber oft ähnlich erging. Wir haben das Reden über unsere Erfahrungen als persönliche Stärkung erlebt, als Energietankstelle und Ansporn auf diesem Weg weiterzugehen – die biblische Erzähl- und Glaubensgemeinschaft ist aktuell und lebendig geworden!

¹ RAHNER: Grundverständnis des Alterns, 321.

² FRANKL: Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn.

Im Gespräch mit Sr. N. auf der Palliativstation: Auf meine Frage, wo sie Versöhnung am Kranken- oder Sterbebett erlebt hat, antwortet sie: „Mir gefällt der Begriff nicht, ich glaube, Versöhnung im ganzen Umfang gibt es nicht, es bleibt immer eine Annäherung. Jesus selber hat gesagt: Vater, vergib ihnen! Jesus selber hat die letzte Versöhnung Gott überlassen.“ Sr. N. erzählt, dass sie vieles am Gesichtsausdruck ablese. Manchmal löst sich etwas durch ein gesprochenes Gebet, durch einen wertvollen Spruch. Sogar im Vorlesen eines Märchens wie zum Beispiel „Sterntaler“, wo es um die Verbindung von Himmel und Erde geht, ist Wandlung möglich. Am schwierigsten ist es, die gleiche Ebene zu finden mit Kranken und Sterbenden – auch für die Angehörigen. Kranke Menschen haben einen Prozess hinter sich, den wir, den oft auch die Angehörigen nicht mitvollzogen, das macht wirkliche Begegnungen so schwierig. Das Beste ist, so wahrhaftig wie möglich zu sein. Sterbende nehmen deutlich wahr, ob es jemand ehrlich meint.

Unterstützung zur Versöhnung: Offen und ganz präsent sein

Nicht selten machen Pflegende und Begleitende die Erfahrung, dass Angehörige den Schmerz durch Geschäftigkeit kompensieren: da wird organisiert, telefoniert und geplant. Entschleunigung ist angesagt, von Sr. N. oft durch den Hinweis ausgedrückt: „Nutzen Sie die Zeit jetzt, die kommt nie wieder!“ Manche Familien müssen auch dahingehend angesprochen werden, dem Patienten Ruhe zu gönnen, eine Weile zu gehen oder sich gegenseitig die Chance zu geben, auch Zeit alleine mit dem Sterbenden zu verbringen – Versöhnung braucht Privatsphäre. Viele unserer Erfahrungen zeigen, dass Menschen erst dann den Weg in die Ewigkeit gehen können, wenn sie alleine sind, nicht mehr festgehalten werden. Für Angehörige, die sich den Vorwurf machen, zu spät gekommen zu sein, kann dieses Wissen Erleichterung schaffen.

Dass Familien und Angehörige für Erklärungen jeglicher Art sehr dankbar sind, zeigt folgende Erzählung von Sr. M., ebenfalls auf der Palliativstation: Im Nachtdienst brach ein Patient auf dem WC im Badezimmer zusammen. Die Ehefrau ist als Begleitperson anwesend. Sr. M. kommt zu Hilfe und erkennt durch ihre Erfahrung, dass der Patient jetzt sterben wird. Sie entscheidet, die Situation so zu nehmen, wie sie sich im Augenblick zeigt, und sagt der Ehefrau, was sie wahrnimmt: dass ihr Mann jetzt sterben wird und dass sie es für besser hält, ihm die Tortur des Ins-Bett-Tragens zu ersparen. Sr. M. legt dem Sterbenden einen Polster unter den Kopf, deckt das durch den Sturz verursachte Blut ab, macht die äußeren Umstände der Situation so gut wie möglich. Die Ehefrau hat Zeit, mit ihrem Mann allein zu sein; dazwischen wird gemeinsam gebetet und gesungen. Erst nach seinem Ableben wird der Mann in aller Ruhe ins Bett gebracht. „Danke, dass Sie mir gesagt haben, dass das jetzt das Sterben ist!“, bedankt sich die Ehefrau. Entschleunigung und Zeit geben, Improvisation und Kreativität haben eine friedvolle, versöhnte Sterbesituation auch an einem „unpassenden Ort“ möglich gemacht.

Etwas ganz Anderes war hilfreich in einer Situation, von der Dr. R. erzählt. Es war an einem Karsamstag, Dr. R. wollte nur kurz nach seinen Patienten und Patientinnen schauen, als er von einem Patienten gefragt wird: „Und Sie, Herr Doktor, wie halten Sie’s mit dem Osterglauben?“ Dr. R. spürt die Spannung, eigentlich gehen zu wollen und doch jetzt herausgefordert zu sein. Er nimmt die Herausforderung an, holt sich einen Stuhl und setzt sich. Dr. R. weiß, dass der Patient geplagt ist vom Alleinsein, von Dunkelheit und Schuld, die nicht mehr beredet werden kann. Daher erzählt er vom eigenen Umgang mit schweren Situationen, von persönli-

chen Karfreitags- und Karsamstagserfahrungen und von seinem Glauben, der weiterhilft und durchträgt. Der Arzt gibt Zeugnis dafür, dass ein strafender Gott keine Karfreitagserfahrung ist, dass der vergebende Gott auch für ihn, den geplagten und kranken Menschen da ist. Am nächsten Tag fragt dieser Patient, der geplagt war vom Alleinsein, von Dunkelheit und Schuld, die nicht mehr beredet werden kann, den Arzt: „Wieso haben Sie sich gestern einen Stuhl genommen und zu mir gesetzt? Sie wissen gar nicht, wie viel Sie damit bewirkt haben!“ Kurze Zeit später stirbt der Mann. Kein Ritual, kein Sakrament hat es in dieser Situation gebraucht, um Vergebung zu finden, sehr wohl aber die Erfüllung des biblischen Auftrages: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt!“ (1 Petr 3,15). Auch eine zweite Begebenheit, die mir Dr. R. erzählt, zeigt, worauf es letztlich ankommt: Dr. R. kommt aus dem Urlaub zurück und geht in das Zimmer eines sehr schwierigen Patienten. Dieser lehnt alles ab, verhält sich abweisend und trotzig und will nur sterben, auch Konflikte in der Familie belasten die Gesamtsituation. Als der Arzt ans Bett des Patienten tritt, sieht dieser ihn an, klar, tief, fest – einige Zeit. Der Arzt erwidert den Blick, ebenfalls klar und fest, und hält das Schweigen aus. Dann sagt der Patient: „Herr Doktor, Sie sind wieder da!“ Nach dieser Begegnung ist der Patient verändert, die Krankenschwestern berichten, er isst einen Löffel Pudding und lässt die Pflege zu; es wirkt, als würde er noch einmal das Leben verkosten. Kein Ritual, kein Tun, nicht einmal ein Wort, aber achtsames Dasein haben etwas bewirkt. „Ich hatte das Gefühl, ich bin als Mensch gefragt, nicht in meiner Profession“, berichtet Dr. R.

Es bleibt offen, was der Patient in seinem Gegenüber gesehen hat, was dieser Arzt in ihm ausgelöst. Die Kunst, die Gnade ist es, da zu sein im Augenblick, Begegnung zu erwidern. Die Wirkung ist unfassbar, für den Verstand bleibt vieles offen und doch spürt das Herz: Es ist gut! Und: Es genügt! Auch ich selber habe die Erfahrung gemacht, dass es ganz oft diese besonderen, geschenkten Momente sind, in denen der Friede und die Versöhnung einfach da sind. Meine Aufgabe als Begleitende ist es, offen dafür zu sein, ganz im Augenblick da zu sein. Kranke und Sterbende zu besuchen ist kein Spaziergang, sondern präsentes Dasein, Zuhören, sich anfragen lassen, Hilfen und Möglichkeiten vorschlagen, die Situation im Krankenzimmer wahrnehmen, aufgreifen und gestalten. Beim Sterben einer alten Frau auf der Intensivstation ist es gelungen:

Ich lernte die Familie als Menschen kennen, die gerne miteinander singen. Mit den Enkelkindern sangen wir am Sterbebett der Oma Weihnachtslieder. Meiner Kollegin Sr. R. erzählte ich für ihren Dienst am nächsten Tag davon und ersuchte sie, nach der Familie zu schauen. Es ist ein „zufälliges“ Kommen im rechten Augenblick an diesem Tag. Die Frau ist soeben verstorben, Sohn und Schwiegertochter sind anwesend. Sr. R. fragt die beiden, ob es für sie passend sei, das „Ave Maria“ von der mitgebrachten CD zu hören. Sie stimmen zu. Plötzlich beginnt der Sohn mit kräftiger Stimme mitzusingen, seine Frau stimmt im Duett mit ein.

Als Sr. R. den Anstoß für das Musikstück gab, wusste sie nichts von der Gesangsausbildung der beiden und doch hätte es nicht passender sein können – manchmal, oder vielleicht ganz oft führt der Heilige Geist selber Regie! Dieses Beispiel und das Folgende zeigen, dass wir als Begleitende, egal ob Seelsorger/Seelsorgerinnen, Ärzte und Ärztinnen oder Pflegende, Impulsgeber sein können und mutig Fragen stellen dürfen:

Sr. R. erzählt mir von einer Patientin, deren Partnerschaft sehr schwierig war. Als sie krank wurde, hatte sich der Ehemann ganz verabschiedet. Die Patientin ist über circa ein Jahr immer wieder im Krankenhaus. Sie setzt sich regelmäßig über die hygienischen Vorschriften

hinweg, um sich morgens auf die Terrasse zum Rauchen zu begeben und den Blick auf den Pöstlingberg zu genießen. Sr. R. vertraut sie an: „Mehr als zum Rauchen brauche ich diese Zeit zum Beten!“ In ihren letzten Tagen sind die Töchter verstärkt anwesend und Sr. R. fragt sie, ob ihr Vater überhaupt wisse, dass seine Frau im Sterben liegt. Eine Tochter greift die Frage auf und informiert den Vater. Einen Tag vor ihrem Sterben ist der Mann den ganzen Tag bei seiner Frau. Am Ende ist spürbar, dass die beiden sich mit sich und miteinander versöhnt haben. Der Blick von außen, ein Impuls zur rechten Zeit kann Familiensysteme ändern. Es gilt, zunächst gut wahrzunehmen, zu spüren, ob der Rahmen passt, und dann den Mut zu haben, Erspürtes in Worte zu fassen, Vorschläge auszusprechen und gleichzeitig offen zu bleiben für jede Reaktion. Ob die betroffenen Menschen den vorgeschlagenen Weg mitgehen, bleibt ihre freie Entscheidung.

Einladung zur Versöhnung: Rituelles Handeln

Neben der Bereitschaft sich auf echte Begegnungen mit den Menschen einzulassen, ist es immer wieder auch unser Tun, das Feiern von Ritualen oder Sakramenten, die betroffene, manchmal erstarrte Menschen in Bewegung bringen: Sr. R. erhält mittags einen Ruf zu einer Verabschiedung. Ein achtzigjähriger Mann ist verstorben, seine Tochter und der Sohn sind da. Vor der Verabschiedungsfeier spricht Sr. R. mit den beiden und nimmt beim Sohn ganz viel Schwere und Traurigkeit wahr. Die Tochter erzählt, dass ihr Bruder in einer Psychose seinen Vater zusammengeschlagen hat und nun sehr darunter leidet. In der gemeinsamen Feier segnet Sr. R. die Hände, Füße, den Kopf und das Herz des Verstorbenen. Beim Segnen des Herzens spricht sie die Vergangenheit an und fragt die Kinder, ob es etwas gibt, was sie noch sagen möchten, wo es Vergebung braucht. Der Sohn beginnt zu weinen und sagt zu seinem verstorbenen Vater: „Papa, verzeihst mir das?!“ Sr. R. lädt die Kinder ein, mit ihr gemeinsam den Vater zu segnen, immer wieder berühren die beiden seine Hände, seine Füße, seine Stirn, sein Herz! Ich selber habe mit dieser Lebenssegnung schon sehr viele gute Erfahrungen gemacht. Eine Situation ist mir in besonderer Erinnerung: Auf der Intensivstation liegt ein Patient, der einen Bergunfall hatte. Beim Segnen seiner Füße spreche ich die Worte: „Gesegnet seien alle deine Wege, die leichten, die schweren, die Umwege, ..., dein ganzer Lebensweg.“ Da fällt mir die Ehefrau ins Wort: „Ja, und auch der Weg, auf dem der Unfall passiert ist!“ Welch gewaltiges Glaubenszeugnis dieser Frau, welch versöhnter Blick auf das Leben! Rituale wie diese helfen Menschen in ihrem Prozess des Abschiednehmens.

Ich erinnere mich an eine Familie, die mich gebeten hatte, mit ihnen eine Segensfeier für ihre Angehörige zu feiern. Vom Pflegepersonal wusste ich, dass eigentlich keine Hoffnung auf Genesung bestand. Trotzdem spreche ich beim Beten das Sterben nur sehr vorsichtig an, weil ich merke, dass die Familie noch nicht bereit dazu ist. Ich versuche zu beten, dass Gott es recht machen wird, wie immer der Weg jetzt weitergeht. Am Tag darauf bittet mich die Familie noch einmal zu kommen. Noch einmal wollen sie eine Segensfeier. Und diesmal wird im Gespräch davor deutlich, dass sie nun ihre Mutter gehen lassen können. Wir sprechen im Gebet dieses Loslassen, den Wunsch, dass sie gehen kann, aus und die Angehörigen sagen ihr, dass sie auch gehen darf! Die Familie hat sich so mit dem Sterben ihrer Mutter versöhnt. Dazu hat es nicht *ein* Ritual gebraucht, sondern mehrere – das ist Auftrag für uns als Begleitende, nicht zu meinen, eine liturgische Handlung müsse genügen! Begleitung kann punktuell sein, muss es aber nicht. Manchmal ist eine Prozessbegleitung gefragt. Wir erleben auch bei

unseren monatlichen Gedenkgottesdiensten, dass nicht nur die aktuell betroffenen Angehörigen anwesend sind; oft kommen trauernde Menschen immer wieder und sagen uns dankbar, wie gut ihnen diese Art von Trauerbewältigung tut. Wie lange eine liturgische Handlung, ein Gebet, ein Ritual, ein Sakrament dauert, ist höchst unterschiedlich. Ob eine Feier mit dichter Atmosphäre entsteht oder das Beten immer wieder unterbrochen wird, ist ebenfalls situationsabhängig. Beides ist gut und richtig. Zwei Beispiele dazu:

Raum schaffen, Raum geben

Ich werde gerufen, eine vierzigjährige Frau ist bei der Ankunft im Krankenhaus völlig überraschend verstorben. Der Ehemann ist bereits informiert und kommt auf die Station. Ich gehe auf ihn zu und stelle mich vor, er nimmt mich jedoch kaum wahr, geht an mir vorbei, will nur zu seiner Frau. Ich rede mit dem Pflegepersonal und warte, was passiert. Wir lassen dem Ehemann Zeit, alleine bei seiner Frau zu sein, langsam zu begreifen. Als er das Zimmer verlässt erklärt er, noch immer im Schock, nun müsse er heim zu seinem Sohn, ihn von der Schule abholen. Ich frage ihn, ob er seine Frau zum Abschied noch segnen möchte, er bejaht und ich begleite ihn ins Zimmer zurück. Viele Worte sind in dieser Situation unmöglich und fehl am Platz, Sprachlosigkeit drückt das Unfassbare aus. Wir beten ein Vaterunser und zeichnen der Verstorbenen mit Weihwasser ein Kreuz auf die Stirn. Am Ende blickt mir der Mann in die Augen und sagt: „Danke!“ Ein kurzer Moment, der mir gezeigt hat, nun ist mein Dasein angekommen, eine helfende Begegnung, ein Augenblick der Ruhe mitten im Chaos war da!

Auf derselben Station werde ich zu einem verstorbenen, etwa sechzig Jahre alten Mann gerufen. Er ist im Verabschiedungszimmer aufgebahrt, einem kleinen Raum ohne Fenster. Mehrere Angehörige sind anwesend. Die Ehefrau ist völlig außer sich und drückt ihren Schmerz und ihre Fassungslosigkeit durch heftiges Beschimpfen des Verstorbenen aus: „Du Schuft, warum lässt du mich allein?!“ Immer wieder sagt sie diese Worte, klagt, schreit und weint. Sie ist in intensivem Kontakt mit ihrem Ehemann. Dazwischen versichere ich ihr mein Verständnis für ihre Gefühle, rede mit ihr über ihr Leben mit ihrem Mann, versuche zu beten, erkläre, dass sie auch mit Gott schimpfen darf. Bis ich das Gefühl habe, die dichte Atmosphäre in diesem Raum ist kaum mehr zu ertragen. Ich bitte die Angehörigen hinaus, wir gehen auf die daneben liegende Dachterrasse und atmen gemeinsam durch. Eine schön gestaltete, liturgisch gefeierte Verabschiedung wäre in beiden Beispielen unmöglich und nicht an der Zeit gewesen. Im ersten Fall hat es das Warten auf den richtigen Augenblick gebraucht, im zweiten Fall das Heraustreten aus der Situation, um ein Stück Frieden und Durchatmen zu ermöglichen. Manchmal möchten Menschen dabei auch alleine sein:

Auf der Palliativstation werde ich zu zwei Schwestern gerufen, deren Mutter verstorben ist. Eine der beiden wirkt sehr angespannt, sie zittert, ihre Augen sind starr und drücken große Angst aus. Die Krankenschwester hat im Zimmer der Verstorbenen bereits eine Wasserschale und Kerzen bereit gestellt. Auf mein Angebot, gemeinsam zu beten oder ein Ritual zu feiern, gehen sie nicht ein. Wir verweilen kurze Zeit in Stille, bis mich die ältere Schwester bittet, sie alleine zu lassen. Ich gebe noch den Hinweis, dass ich da bin, wenn sie etwas brauchen, und ziehe mich zurück. Am Gang treffe ich den Schwiegersohn der Verstorbenen, er erzählt mir, dass viel Unversöhntes zwischen der Mutter und den Töchtern stehe. Die jüngere Schwester kommt später aus dem Zimmer, noch immer wie erstarrt blickt sie aus dem Fenster. Ich versuche mit ihr zu reden. Es gelingt für kurze Zeit, dazwischen geht ihr Blick in die Ferne. Sie

erzählt mir, sie habe gespürt, dass ihre Mutter stirbt, und habe ihr Licht und Liebe geschickt. Sie habe damit etwas sehr Wertvolles getan, das auch sicher bei der Mutter angekommen sei, versuche ich sie zu stärken. Die Schwestern bleiben noch einige Zeit. Als ich wiederkomme, sind sie bereits gegangen, die Kerzen in der Wasserschale brennen. Sie haben ihr eigenes Ritual gefunden. Und ich habe gelernt, dass es genügen kann, den Menschen ein paar einfache Dinge zur Verfügung zu stellen, um eine Situation für sich persönlich zu gestalten!

Manchmal werden wir Zeugen von Lebensgeschichten, die so dramatisch sind, dass wir nur staunend wertschätzen können, wie diese Menschen sich mit ihrem Schicksal versöhnen. Ein sehr berührendes Beispiel ist das Sterben einer Frau, die ihre Kinder zwischen neun und zwölf Jahren als Vollwaisen zurücklassen musste. Es verwundert nicht, dass ihr Sterben schwer und lang war. Letztendlich war es ihr verstorbener Mann selber, der ihr zu Hilfe kam – an seinem Todestag konnte sie gehen. Die Tage und Wochen davor waren von intensivem Leben in diesem Zimmer geprägt. Wir hatten mit den Töchtern gespielt, gelacht, geweint, gesungen, gebetet, auch Verrücktes getan und ihren Hund ins Krankenhaus geschmuggelt. Alles darf Platz haben. Kinder zeigen uns ihre intensive Trauer und gleichzeitig auch, wann es genug ist und sie Erholung im Spiel brauchen. Wie viel können wir von ihnen lernen! Nach dem Tod der Mutter feierten wir gemeinsam Abschied, die Kinder schmückten das Bett der Verstorbenen mit Rosenblättern, Filzschmetterlingen und Herzen, ein Abschiedsfoto wurde gemacht. Im Erleben dieser Familie, mit Hilfe der Bücher und Lieder, die sie dabei hatten, gepaart mit meinen Vorschlägen ergaben sich unsere Feiern wie von selbst und aus der Situation heraus. So unterschiedlich wie die Menschen, so unterschiedlich sind ihre Lebenssituationen, die es zu erspüren und mit Kreativität zu gestalten gilt.

Selbst wenn man zunächst auf Ablehnung stößt, kann genau das der Auslöser für ein heilbares Gespräch sein, das Versöhnung bringt. Es kommt schon vor, dass ich nach meiner Vorstellung höre: „Von der Kirche sind Sie? Da kommen sie mir gerade richtig, mit der Kirche habe ich nichts mehr am Hut!“ Wenn ich diesen Menschen dann frage: „Haben Sie schlechte Erfahrungen gemacht?“, öffne ich damit nicht selten die Tür eines Mülltransporters, der nun seinen ganzen Mist abkippen kann. Vielfach genügt es aktiv zuzuhören, manchmal möchte der Gesprächspartner meine persönliche Meinung, mein Zeugnis hören, warum ich in dieser Kirche bin und arbeite. Wie viel wir damit zu einem versöhnten Bild von Kirche beitragen, brauchen wir nicht zu unterschätzen. Auch Wiederaufnahmen in die Kirche sind im Krankenhaus keine Einzelfälle. Die Anonymität dieses Ortes, mit diesem Anliegen nicht zum Ortspfarrer gehen zu müssen, erleichtert vielen diesen Schritt. Und dass existentielle Fragen gerade im Krankenhaus den Menschen durch den Kopf gehen, liegt auf der Hand. Unsere Priester erzählen immer wieder, dass die Beichten, die sie hören, oft echte Lebensbeichten sind. Das gilt es auch von Seiten der Krankenhausträger zu berücksichtigen. So haben wir in unserem Krankenhaus einen eigenen Raum für Aussprachen, Beichten, Gespräche, Krankensalbungen etc., der auch mit einem Bett zugänglich ist.

Meine spirituelle Grundhaltung für die Wegbegleitung

Krankenhäuser, Altenheime und andere ähnliche Orte, wo es situationsbedingt um Fragen des Lebens und der Endlichkeit des Lebens geht, sind immer auch Orte der Versöhnung. In jeder Begleitung, bei jedem Ritual und Sakrament muss uns bewusst sein, wie hilfreich es für die Betroffenen sein kann, wenn ein außenstehender Mensch offene Konflikte und Schuld an-

spricht, die es in jedem Leben gibt – und gleichzeitig Jesus als Heiland, Gott als den, der sich zuwendet und verzeiht, zusagt. Ob Versöhnung dann explizit im Sakrament geschieht oder durch so manche kleine Geste angestoßen wird, ist nicht vorhersehbar. Letztlich ist es Gnade, was geschieht, was sich entwickelt, wo wir unterstützend dasein können. Wie viele erstarrte Krusten zum Beispiel durch die Melodie eines Liedes sich lösen oder durch das Beten des Vaterunsers, bei dem wir uns an den Händen halten, uns als Gemeinschaft erleben, ist manchmal sichtbar, oft nur erahnbar. Wie viel Segen von einem Sterbenden ausgeht, den wir bitten, seine Familie zu segnen, ist spürbar. Wo ein Mensch um unsere Hilfe bittet, wie auch immer, darf sie nie verweigert werden – das ist der Auftrag Jesu an uns. Deshalb ist niemals die erste Frage: „Bist du würdig?“, sondern immer: „Was willst du, dass ich dir tue?“ Das braucht auf der einen Seite unser Zurücknehmen, um gut spüren zu können, auf der anderen Seite Mut, um Menschen auch zu erklären, was wir gemeinsam tun können.

„Nehmt nichts mit auf den Weg, keinen Wanderstab und keine Vorratstasche, kein Brot, kein Geld und kein zweites Hemd.“ (Lk 9,3) – so erlebe ich mich oft, wenn ich zu den Patientinnen und Patienten gehe. Ich bin da mit dem, was ich in meinem Leben erfahren habe und weitergeben kann. Ich selber bin das Handwerkszeug, habe das mit, was in mir ist. Den Boden für das Wachsen von versöhntem Leben ein bisschen mitzudüngen ist nur möglich, wenn ich selber gut auf die Quellen schaue, die mich nähren. Ich erlebe es als Glück, in einem Ordenskrankenhaus zu arbeiten. Das Wissen um das Gebet der Schwestern, ihre Anwesenheit im Krankenhausalltag, die dichte Atmosphäre unserer Kapelle, eines durchbeteten Raumes, bringen mich wie auch viele Patientinnen und Patienten ebenso wie Mitarbeiter/innen immer wieder in Verbindung mit unserer Sehnsucht. Die Atmosphäre des Hauses erinnert uns immer neu an heilsame Momente, schenkt ein gutes Bei-sich-Sein und hält unsere Suche wach, nach dem Weg, den wir jeden Tag neu gehen dürfen, zu einem versöhnten Leben.

Literatur

Frankl, Viktor E.: Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn. München 1979.

RAHNER, Karl: Zum theologischen und anthropologischen Grundverständnis des Alterns, in: DERS.: Schriften zur Theologie. Bd. 15: Wissenschaft und christlicher Glaube. Zürich 1983.

Ferdinand Kaineder, Kirchschlag bei Linz

Weitgehen ist heilsam

Versöhnungserfahrungen auf Pilger- und Wallfahrtswegen

Wenn ich mein Weitgehen 2004 von Bregenz nach Rust über 28 Tage, 2009 von Kirchschlag bei Linz nach Assisi über 52 Tage und 2012 von Kirchschlag aus nach Norden in das ökumensiche Kloster Volkenroda in Thüringen über 24 Tage Revue passieren lasse und in einem Satz zusammenfassen müsste, dann würde ich sagen: Das Leben kommt mir entgegen. Als ich 2009 nach 52 Tagen und 1.400 Kilometern zu Fuß in Assisi ankam, verschickte ich viele SMS an Freunde und Bekannte: „In Assisi angekommen. Ich bin da.“ Drei schrieben zurück: „Gratuliere zu deiner Leistung.“ Diesen drei Personen habe ich sofort geantwortet: „Das ist keine Leistung, das ist ein Geschenk.“ Die tiefe Haltung der Dankbarkeit ist eine Folge des Weitgehens und Pilgerns. Ein versöhntes Herz habe ich geschenkt bekommen.

MAG. FERDINAND KAINEDER

ist Theologe, Coach und Kommunikationslotse.
Er arbeitet als Leiter des Medienbüros und Medien-
sprecher der Ordensgemeinschaften in Österreich.
www.kaineder.at

Drei Dimensionen des Gehens

Gehen und Pilgern hat aus meiner Erfahrung drei Dimensionen: eine körperliche, eine mentale und eine spirituelle. Das Gehen ist die Bestimmung des Körpers. Rucksack und mich selber habe ich nie gewogen. Ich tue das deswegen nicht, weil sich sonst zu viele Zahlen im Kopf breit machen. Unsere Gesellschaft ist zahlen-besessen. Ich zähle auch keine Kilometer oder Höhenmeter. Jedes Mal habe ich gespürt, dass der Körper im Gehen in seinen Rhythmus und in die Kraft hineinwächst. „Wie lange hast du hintrainiert?“, war eine häufige Frage. Meine Erfahrung: Wer nicht ganz bewegungsunfähig ist, wird die körperlichen Herausforderungen bestehen. Die Kraft kommt im Gehen, aus der Bewegung. Das Essen wird weniger, Müdigkeit wandelt sich nach etwa zehn Tagen in Lust an der Bewegung, kleinere körperliche Gebrechen wie Blasen an den Füßen werden „verschmerzt“. Früher oder später kommt die Phase, wo der Körper mit dir geht. Von dort kommt der Ausspruch: Pilgern ist Beten mit den Füßen. Die Füße waren sehr brave Beter. Ich habe auf jedem dieser Wege abgenommen. Der Körper findet in seine Balance und es ist gut in ihm.

Das Ziel imaginieren

„Wie hält man so weit gehen aus?“, fragten auch viele. Mental hatte mir sehr geholfen, dass ich mir das Ziel immer wieder vor Augen führte. In Bregenz hielt ich die Zehen in den See und stellte mir immer wieder vor, imaginierte, wie ich dieselbe Zehe in den Neusiedlersee halte. Auf der Stolzalpe setzte ich mich so in der Himmelsrichtung ausgerichtet hin, dass ich nach Assisi „schaute“. Wer ein Haus baut, weiß um den Unterschied: Sehe ich den Schotterhaufen als solchen oder stelle ich mir bei der Arbeit vor, wie ich mit der Familie beim Essen am Kamin sitze. Mit der Vorstellung des Ziels wird Arbeit gleich leichter, zumindest anders. So ist es

auch mit den vielen Schritten auf ein Ziel hin. Viel mentale Stärke schöpfe ich immer aus der unmittelbaren Begegnung mit den Menschen am Weg. Ich empfinde es als nährend, von den Lebensumständen der Menschen am Weg zu erfahren. Deshalb frage ich immer Menschen, die mir begegnen, nach dem Weg, oder nach einer Unterkunft. Diese Begegnungen aus einer empathischen Neugierde haben mich immer genährt. Zehrende Situationen und Begegnungen meide ich. Auf einem Plakat in meinem Büro hängt seit Jahren in großen Buchstaben der Satz: „So wie du denkst, bist du. So wie du bist, strahlst du aus. Und was du ausstrahlst, bekommst du zurück.“ Deshalb scheint es mir wichtig, auf die eigenen Gedanken zu achten. Gerade in kirchlichen Zirkeln erfahre ich nicht selten ein geschlossenes und problemorientiertes Denken. Das Gehen versöhnt oft widerstrebende Gedanken, löst Widersprüche bei mir selber auf.

Tageskoordinaten geben dem Gehen Struktur

Im Tagebuch meines Pilgerwegs nach Assisi war vorne ein kleiner Zettel eingeklebt, der mir sehr wichtig war. Darauf stand: „Folgende Tageskoordinaten nehme ich mit: Jeden Tag gehe ich ca. 7 Stunden. Jesus lehrt uns beten – „Vater unser“. Einen Brief pro Tag schreiben. Kein Alkohol bis Assisi. Das Johannesevangelium ist mein Begleiter. Das Tagebuch führen. Alles elliptisch denken.“ Es geht im Wesentlichen darum, leer werden zu können, offen für Menschen und für Gott. Wer angefüllt in die Fremde geht, wird keine Fremde entdecken. Das Gehen macht mich leer. Nach einigen Tagen war mir die Fremde nicht mehr fremd, weil ich meine gewohnte Umgebung und meine Gewohnheiten unterwegs verloren hatte. Sie blieben auf der Strecke. Und Gottes bevorzugter Ort, unter die Menschen zu gehen, ist „in der Fremde und als Fremder“. Deshalb ist Gastfreundschaft und Offenheit das spirituelle Fundament. Es braucht nicht viel, sondern Wesentliches. Das Vaterunser in den verschiedensten Gegenden, Kirchen, Plätzen zu beten, hat mich spirituell und seelisch unglaublich bereichert. Aus ganz wenig wurde für mich unglaublich viel. So ging es mir auch mit den anderen Koordinaten. Briefe haben mir konkrete Menschen ganz nahe gebracht. Keinen Alkohol zu trinken, führte mich rein und klar in die Wahrnehmung. So wurde ich spirituell versöhnter, zugänglicher.

Drei Wochen sieben Stunden

Meine über 85-jährige Mutter meinte 2004 etwas sorgenvoll: „Du wirst dich noch umbringen mit deinem Gehen.“ Als ich sie nach 30 Tagen in die Arme schloss, sah sie mich mit großen Augen an und meinte: „Du schaust ja jünger aus.“ Weitgehen nährt, ist heilsam. So rate ich oft Menschen, zumindest drei Wochen lang sieben Stunden am Tag in einem Stück zu gehen. Eine Kur dauert drei Wochen und früher machte man drei Wochen Urlaub. Das war aus meiner Erfahrung sehr klug. In diesen drei Wochen wirst du ein neuer Mensch, körperlich, mental und spirituell. Ich erinnere mich an einen Mann, der nach einem Vortrag zu mir nach vorne kam und meinte, er habe eine Firma und könne sich nicht so lange Zeit nehmen. Ich sagte damals zu ihm: „Was ist, wenn du gestorben bist?“ Das hat ihn so aufgerüttelt, dass er mich eineinhalb Jahre nachher aus Assisi angerufen und freudig gemeint hat: „Ich bin nach vier Wochen Fußweg in Assisi angekommen!“ Er erzählte, wie sich seine Prioritäten und Wertigkeiten neu geordnet haben. Meine Erfahrung: Die Seele geht. Die Seele bekommt die Chance, versöhnt zu werden. Vieles im Leben verliert an unversöhnter Schärfe, wenn Menschen sich

bewegen. Mut, Bewegung und Anschlussfähigkeit sind Versöhnungstifter. Ein Mann erzählte mir, dass er als Personalchef bei der Entlassung eine krasse Fehlentscheidung getroffen hatte. Nach einer Woche pilgern war er fähig, offen und mutig genug, den Betroffenen anzurufen.

Wer schon einmal in Cornwall am Coast-Path unterwegs war, der hat die Meditation zwischen „fluid“ (Meer) und „kristallin“ (Küste) tagelang vor Augen. Viele Konflikte in der Kirche erlebe ich als mühsam, weil die einen nur fluid und die anderen nur kristallin sein wollen. Beides ist von Bedeutung! So wird das Ufer zur Inspiration, zur Sehnsuchtslinie zwischen Geborgenheit und Freiheit.

Natur und Mensch sind heilungsfähig

Szenenwechsel in die globale Arena. Papst Franziskus hat mit *Laudato Si'* eine Enzyklika geschrieben, die im Grunde Versöhnung mit der Mitwelt zum Thema hat. Da ist einiges aus dem Lot gekommen. Wir sägen an dem Ast, der uns trägt. „Es ist ein Werk, das unheimlich viele Themen anschneidet, viele wichtige Fragen aufgreift. Ich war überrascht, dass so grundlegende Dinge wie Entschleunigung angesprochen werden. In vielen Sachen sehr direkt, was geschehen sollte. Insofern finde ich *Laudato Si'* extrem positiv und hilfreich. Vielleicht ist das Lesen nicht so einfach, weil es sich wie ein Mosaik darstellt. Das Gesamtbild, das sicher erkennbar ist, ist nicht gleich auf den ersten Blick zu sehen.“ Mit dieser Einschätzung beginnt ein Gespräch, das ich Anfang Juli 2015 mit der Klimaspezialistin Dr. Helga Kromp-Kolb vom „Zentrum für Globalen Wandel und Nachhaltigkeit“ in Wien führte. Angesprochen auf das konkrete und mögliche Tun der Menschen sieht Kromp-Kolb drei wichtige Bereiche: „Wir müssen heute neu über Werte reden. Was ist uns wichtig? Worauf kommt es an? Was brauche ich wirklich?“ Dann: „Was bedeutet der Klimawandel woanders, auf der anderen Seite der Welt?“ Der Umbau der Weltwirtschaft mit der Reduktion der fossilen Brennstoffe wie Erdöl und Kohle auf Null ist ein Muss. Das heißt konkret: „Einfacher leben.“

Wie geht Reduktion?

Ich schlage ihr als Kernfrage für die Jetzt-Zeit in unseren Breiten vor: Wie geht Reduktion? Sie ist sehr einverstanden: „Wir sprechen ja ohnehin von Postwachstum.“ Jene, die heute viel haben, müssen reduzieren. Und die meisten von uns müssen sich umgewöhnen. Denn: „Wenn wir vor der Umgewöhnung zurückscheuen, wird sich nichts ändern. Der Anfang ist immer schwierig. Erst langsam wird die Qualität der Einfachheit sichtbar und spürbar. Man sieht, dass heute viele Leute aussteigen. Die Fülle, die einem heute durch Werbung nahegelegt wird, ist nicht menschengerecht.“

Damit bin ich bei einer speziellen Form des Pilgerns: dem Klimapilgern. Es ist ein Vorhaben, das ich mit vier anderen Personen im Oktober/November 2015 über 21 Tage von Wien nach Salzburg realisieren werde. Denn auch hier gilt: Das Gehen, das Pilgern über drei Wochen, hat für jeden Menschen „heilsame Wirkung“. Sowohl körperlich als auch mental und spirituell öffnen sich neue „Zugänge“ zur „Mitwelt“, wie der Papst ganz gezielt die Umwelt inklusive uns selbst nennt. Gewohnheiten kommen in Bewegung, und die Erkenntnis „Das Leben hat in einem Rucksack Platz“ geht von selber auf. Das Hinhören auf die Menschen und Initiativen, die schon Alternativen leben, lässt die eigene Lebenssituation in neuem Licht

erstrahlen. Das verändert Herz, Seele, Denken und Tun. Und genau das brauchen wir, um global versöhnt zu werden.

Was Menschen am meisten brauchen

Aus meiner doch recht reichen Erfahrung mit Gruppen auf Pilgerwegen oder auch in „säkularisierter Form“ über die Berge sind drei Bereiche immer wieder im Spiel. Da ist einmal das weite Feld der Werte und der Anerkennung. Ich erinnere mich an eine Teilnehmerin, die auf die Frage: „Warum gehst du mit nach Mariazell?“, gemeint hat: „Ich kenne mich nicht mehr aus mit meinem Leben.“ Es waren berührende Gespräche auf dem Weg, als sie schilderte, dass ihr alles entglitten sei. Früher hatte man zu ihr gesagt: „Gut hast du das gemacht.“ Heute im Alltagstrott fehlten Wertschätzung und Anerkennung völlig. Sie drohe in den Selbstverständlichkeiten unterzugehen. Das wollte sie wieder „auf die Reihe bekommen“. Ihr Gesichtsausdruck verfeinerte sich schon alleine dadurch, dass andere ihr gegenüber meinten, dass sie so gut mitgehe, so gut zuhöre und in der Naturbeobachtung spitze sei.

Das zweite Feld betrifft eine sinnvolle Tätigkeit und Alltagsrituale. Vielen Menschen bin ich begegnet, die in ihrer Arbeit, in ihrer Familie, in ihrem Alter keinen tiefen erfüllenden Sinn sehen konnten. Eine Mutter fand erst nach drei Tagen die Worte in der Gruppe, warum sie mit uns unterwegs ist: „Mein Sohn ist tödlich verunglückt und ich finde keinen Sinn.“ Ähnliches brachte ein mir gänzlich fremder Mann in Padua zum Ausdruck, als ich auf meinem Weg nach Assisi war. Nach dem Gottesdienst in der Basilika ging er auf mich zu, umarmte mich und drückte mich fest, Tränen liefen über sein Wangen auf meine Schulter. Seine Frau war gestorben und er fand einfach keinen Sinn mehr. Deshalb kam er täglich zum hl. Antonius in die Basilika, „um diesen Lebenssinn wieder zu finden“. Krankheit, Verlust der Arbeit und Beziehungsprobleme sind die Hauptaspekte, „um einen Weg der Versöhnung anzugehen“, wie es ein Jakobspilger nach einem schweren Unfall aussprach.

Das dritte Feld ist der Bereich von Solidarität, Zusammenhalt und die Erfahrung, Teil eines Ganzen zu sein. Das Buch von Christian Schüle „Vom Ich zum Wir“¹ habe ich mit großem Gewinn gelesen. Der Mensch braucht das „Dazugehören“ trotz – vielleicht aber auch wegen – der Überindividualisierung. Gerade Facebook und andere *Social Media* geben dem Menschen heute das Gefühl, „dabei zu sein“. Selbst in der Nacht wird das Handy online gehalten, damit man nicht „herausfällt“. Pilgern in Gemeinschaft lässt bei Menschen diese tiefe Wunde der Einsamkeit ein Stück weit heilen. „Ohne viel Reden habe ich das Gefühl, dass ich auf dem Weg nie alleine war.“ Das Resümee einer Pilgerin nach sieben Tagen. Und die Handys waren auch wie verschwunden.

Verleumdung, Verlust und Orientierungslosigkeit

Als ich 2004 aufbrach, suchte ich Frischluft für die Wunden einer Verleumdung. Auch wenn der Rückhalt in der Firma, in der Organisation oder Familie gegeben ist, können radikale Anwürfe vieles aus dem Gleichgewicht bringen. Konservative Kreise haben mich verleumdet und „öffentlich in Frage gestellt“. Ich wollte dem entkommen. Ganz alleine war ich die 28 Tage auf dem 04-er und 06-er Weitwanderweg unterwegs. Ich bekam Abstand, war nicht erreichbar, die „Wunden haben Frischluft“ bekommen, die Natur im Oktober war eine wunderbare

¹ SCHÜLE, Christian: Vom Ich zum Wir. Was die nächste Gesellschaft zusammenhält. München 2009.

Therapeutin. Kostenlos hielt sie mir immer wieder einen Spiegel vor und ich sah mich darin, habe mich darin entdeckt, abgelehnt, aufgerichtet. Die Seele wurde weit. Ich konnte nachher mit den Anfeindungen anders, „versöhnter“ umgehen. 2009 verlore ich meine berufliche Aufgabe. Ich wurde Opfer einer Intrige und „musste gehen“. Anerkennung, Aufgabe und Dazugehören wurden mir entzogen. Assisi ist mir als Ziel ins Herz geschossen. 1400 Kilometer und 52 Tage waren eine unglaubliche Chance. Aber die tiefe Versöhnung mit dieser Wunde des Verlustes der Aufgabe konnte erst in der Hitze der Po-Ebene geschehen. Stundenlang habe ich geweint, bin dahingetrottet, schweißgebadet. Versöhnung beginnt wahrscheinlich ganz unten. Der heiße Asphalt hat mir diesen heiligen Dienst der Versöhnung erfüllt. Alle Wundverbände habe ich abgerissen. Frische Luft hat den Versöhnungsprozess vorangetrieben. Heute kann ich den damaligen Gegnern in die Augen schauen und jederzeit begegnen. Eine Folge der Entpflichtung 2009 war die Suche nach einer tiefen erfüllenden Aufgabe. In Assisi habe ich mit Franziskus gebetet: „Gib mir Herr, das Empfinden und Erkennen, damit ich deinen heiligen Auftrag erfülle, den Du mir in Wahrheit gegeben.“² Die Suche hat mich 2011 in ein für mich „falsches Tal“ geführt, verführt. Geschäftsführer eines Think Tank für Zukunftsfragen klang verlockend. Bald war mir klar: Das ist nicht Meines. Orientierungslosigkeit erfasste mich. 2012 brach ich deshalb wieder auf. Auf der Via Porta in Thüringen hat mich dann ein zukunftsweisender Anruf ereilt: „Möchtest du nicht das Medienbüro der Ordensgemeinschaften in Österreich aufbauen?“ Das Gehen hat alle Aspekte wie Vor- und Nachteile versöhnt. Ein klares Ja war die Folge und Freude an der Aufgabe bis heute.

Balance finden

Eine chinesische Weisheit sagt: „Du kannst ein Haus kaufen, aber nicht ein Heim. Du kannst ein Bett kaufen, aber nicht Schlaf. Du kannst dir eine Uhr kaufen, aber nicht die Zeit. Du kannst ein Buch kaufen, aber nicht das Wissen. Du kannst einen guten Arzt bezahlen, aber keine Gesundheit kaufen. Du kannst ein Herz kaufen, aber nicht die Liebe.“ Genau diese Aspekte werden im Gehen, im Pilgern wie in einem Bottich gerührt. Jeden Tag suchst du ein Daheim, eine Bleibe, ein Bett – und gesegnet, wer beim Unterwegs-Sein den Schlaf findet. Zu vielen Menschen bin ich begegnet, deren Schlaflosigkeit der Anzeiger dafür war, dass vieles aus der Mitte, aus der Balance ist. Gehen versöhnt den Körper mit der Gesundheit und das Herz findet zur Quelle, zur Liebe, zu Gott. „Die einen pilgern, um Gott zu suchen, und finden sich selbst. Die anderen pilgern, um sich selbst zu suchen, und finden Gott.“ In jedem Fall habe ich erlebt: Balance und Versöhnung werden im Gehen gefunden. Für jede/n einzelne/n, die Menschheit und die Schöpfung. Laudato Si'!

² Vgl. http://www.kreuzschwestern.at/pem/page/509509012144718392_0_512364147984463987.de.html. Franziskus betete dieses Gebet in der Stunde seiner Bekehrung beim Betrachten des Kreuzbildes von San Damiano (1206).

Martin Werlen OSB, Einsiedeln

„Lasst euch mit Gott versöhnen!“ (2 Kor 5,20)

Persönliche Gedanken zur Versöhnung

Ein Mitbruder kam zu mir und bat um ein Gespräch. Er begann mit den Worten: „Ich habe Mist gebaut!“ Ich zeigte mich mit dem Mitbruder aufrichtig solidarisch und sagte: „Da bist du ja zum Richtigen gekommen. Ich habe auch schon oft Mist gebaut.“ Und bevor ich ihn weiterreden ließ, zeigte ich ihm ein Foto, das gerade auf dem Tisch lag: Eine bunte Blumenwiese. Die Wiese ist so schön, weil hier ein Bauer Mist gebaut hat. Das ist tröstlich und weckt Hoffnungen.

P. MARTIN WERLEN OSB
war 2001–2013 Abt im Kloster Einsiedeln.
Er ist Novizenmeister und unterrichtet im
klostereigenen Gymnasium Religion.

„Alle haben gesündigt“ (Röm 3,23)

Dass wir Mist bauen, ist eine Selbstverständlichkeit. Der heilige Paulus sagt dasselbe mit anderen Worten, aber nicht weniger dramatisch: „Alle haben gesündigt“ (Röm 3,23). Die große Frage ist also nicht, ob wir Mist bauen, ob wir sündigen oder nicht. Wenn jemand meint, er oder sie sündige nicht, scheint es hier ein Problem mit dem heiligen Paulus zu geben, der überzeugt ist, dass alle gesündigt haben. Wir können natürlich einwenden und sagen: Der heilige Paulus hat uns noch nicht gekannt. Aber auch dann haben wir noch ein Problem. Wenn man auf die großen Heiligen schaut, sehen wir, wie sehr sie sich bewusst waren, dass sie große Sünder sind. Zudem kennen wir alle das Beispiel vom Pharisäer und vom Zöllner, das Jesus „einigen, die von ihrer eigenen Gerechtigkeit überzeugt waren und die anderen verachteten, erzählte“ (Lk 18,9).

Wir sind also gar nicht so daneben, wenn wir vor uns selbst und vor anderen zugeben, dass wir Mist gebaut haben. Und gerade das fällt uns nicht leicht. Wir alle haben Mist gebaut. Weil wir nicht wissen, wie wir damit umgehen sollen, schlafen wir schlecht, wir fühlen uns nicht wohl, wir verlieren die Freude am Leben. Wir können nicht mehr klar sehen, wir sind blockiert und werden verbittert. Wir sind unversöhnt und unversöhnlich. Mit dem Mist, den wir bauen, verpesten wir die Luft, die wir selbst und die anderen einatmen. Es geht hier also ganz klar nicht nur um unsere persönliche Angelegenheit.

Fehler machen ist menschlich. Gerade deshalb ist es wichtig, dass wir lernen, damit auf eine gute, auf eine konstruktive Weise umzugehen. In den vergangenen Jahrzehnten haben wir eine gute Kultur im Umgang mit Fehlern praktisch verloren. Wer zum Beispiel im Wirtschaftsleben einen gröberen Fehler begeht, erlebt den gesellschaftlichen Druck so hoch, dass er oft keinen anderen Ausweg mehr sieht, als aus dem Fehler ein System zu machen. Er versucht den Fehler zu vertuschen, damit niemand merkt, dass ein Fehler passiert ist. Er muss um den Fehler herum ein System aufbauen, um sich rein zu waschen, um sich zu entschuldigen, um sich zu rechtfertigen. Eine Weile mag das gut gehen, früher oder später wird er mit diesem Vorgehen scheitern.

Ein Blick in die Mönchsregel des heiligen Benedikt – geschrieben vor 1500 Jahren – ist hier erhellend. Der heilige Benedikt sieht nur dort eine strenge Bestrafung vor, wo derjenige, der einen Fehler gemacht hat, nicht von sich aus dazu steht.¹ Einen solchen Umgang mit Fehlern habe ich auch beim renommierten Chor des Trinity College Cambridge unter der Leitung des großen Dirigenten Richard Marlow beobachtet. Wenn bei den Proben jemand einen Fehler begangen hatte, streckte er oder sie einfach die Hand in die Höhe. Damit wusste der Dirigent, dass der Fehler bemerkt wurde. Er unterbrach nur, wenn ein Fehler passiert war und niemand sich meldete. Solange jemand zu seinen Fehlern steht, ist es kein Problem, weil er dann daraus etwas lernen kann.

Oft haben wir Angst, dass wir nicht mehr angenommen sind, wenn wir einen Fehler machen und diesen auch zugeben. Der heilige Benedikt legt uns eine Unterscheidung ans Herz, die wir gerade in unserer Zeit wieder lernen müssen: „Die Sünde hassen; den Bruder lieben.“² Wir folgen sehr oft einer anderen Logik. Wenn ein Mensch einen Fehler macht, schreiben wir den Menschen ab. Gerade hier könnte und müsste sich die Kirche heute einbringen. Unsere Herausforderung ist es, den Menschen anzunehmen und zutiefst zu lieben so wie er ist – mit seinen Fehlern und seiner Unvollkommenheit. Und nicht, weil er fehlerfrei ist. Dann wäre das Liebesgebot bald erledigt.

Entschuldigung

Wir alle haben Mist gebaut. Die große Frage ist: Wie gehen wir mit dem Mist um, den wir gebaut haben? Kann auch in unserem Leben daraus etwas Großartiges entstehen? Eines ist klar: Christinnen und Christen sind Menschen, die sich nicht entschuldigen müssen. Wir rühren hier an das tiefste Geheimnis unseres Glaubens. An das, was uns am meisten entlastet. Einige Leserinnen und Leser werden den Eindruck haben, dass ich jetzt in den Bereich der Häresie abdrifte. Wir haben uns daran gewöhnt, dass wir uns für alles Mögliche und Unmögliche entschuldigen. Das ist Unsinn. Und vor allem sagen wir damit das exakte Gegenteil von dem, was uns im Evangelium anvertraut ist. Kein Mensch kann sich entschuldigen. Sich entschuldigen ist etwa so lächerlich wie die Erzählung des Barons von Münchhausen, der sich samt seinem Pferd am eigenen Haarschopf aus dem Sumpf gezogen haben soll. Niemand von uns kann sich entschuldigen. Wir können aber um Entschuldigung bitten. „Ich entschuldige mich“ heißt: Ich ziehe mich selbst aus dem Sumpf – am eigenen Haarschopf. Ich bitte um Entschuldigung – darin erkenne ich, dass ich mich nicht selbst herausziehen kann. Entschuldigen kann mich der andere, dem gegenüber ich schuldig geworden bin.

Es gibt nicht nur „den Mist“, den wir gemeinsam haben. Etwas, das wir auch gemeinsam haben, ist unsere tiefe Sehnsucht nach Leben. Wir alle möchten leben, nicht einfach überleben, sondern wirklich leben. Jeder Mensch möchte Leben in Fülle finden. Wir möchten aufrecht durchs Leben gehen können, angenommen und geliebt sein. Und das nicht nur an einer Hochzeit, sondern immer. Wir möchten für immer und ewig glücklich sein. Wir möchten bei Gott sein. Nicht einmal in ferner Zukunft, sondern jetzt. Jetzt wollen wir die Treppe unserer geistlichen Sehnsucht ersteigen.

Die Sünden gehen in die entgegengesetzte Richtung. Sie täuschen uns zwar vor, dass wir das Leben in Fülle finden – und dann sind wir sehr enttäuscht. Das beginnt schon im Buch

¹ Regula Benedicti 46,1–4.

² Regula Benedicti 64,11.

Genesis: Die Frucht war köstlich anzusehen. Die Verheißung war groß: Euch werden die Augen aufgehen! Ihr werdet sein wie Gott! Jede Sünde verspricht uns sehr viel. Wir wählen sie nicht, weil sie schlecht ist, sondern weil sie köstlich anzusehen ist. Wir haben den Eindruck: Dann habe ich mehr vom Leben. Und im Nachhinein stellen wir erschüttert fest: Es hält nicht, was uns versprochen wurde. Wenn wir sündigen, folgen wir der Sehnsucht nach Leben, aber wir lassen uns in dieser Sehnsucht irreführen. Wenn wir sündigen, sägen wir am Ast, auf dem wir sitzen. Wir zerstören unsere Sehnsucht, Leben in Fülle zu haben. Wenn wir einmal sündigen, Mist bauen, dann ist das nicht so etwas Problematisches. Wenn aber immer wieder Mist draufkommt, haben wir mit der Zeit einen riesigen Misthaufen. Und wenn wir diesen Misthaufen einmal wegnehmen, werden wir feststellen, dass darunter keine Blumenwiese gewachsen ist. Alles, was wirklich lebt, wurde erstickt.

Sünde verhärtet und macht blind

Wenn wir das Mistbauen nicht auffangen und gut damit umgehen, besteht die Gefahr, dass wir uns immer mehr gehen lassen. Unsere Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Gott wird mehr und mehr unter dem Schutt des Alltags begraben. Von dorthier wird es auch verständlich, wie all die großen Meister des geistlichen Lebens eine Grundvoraussetzung zum Erkennen des Willens Gottes darin sehen, den Mist immer wieder abzubauen. Solange wir in Sünde leben und vielleicht sogar ein System aufbauen, damit es nicht sichtbar wird, solange werden wir abgestumpft sein für das Feine, das der Wille Gottes ist. Der Wille Gottes ist nicht ein Faustschlag auf den Tisch. Der Wille Gottes ist etwas so Feines, dass wir jeden Tag darum bitten müssen, dass Gottes Wille geschehe. Wenn ich Blindenschrift lesen will, meine Hände aber verkrustet und abgehärtet sind, werde ich unfähig sein, die feinen Erhöhungen wahrzunehmen. Ähnlich verhält es sich in unserer Beziehung mit Gott. Die Sünde verhärtet. Unsere Augen erblinden für Gottes Gegenwart. Wir können uns an sündhafte Haltungen gewöhnen. Sie werden zum System unseres Lebens. Dabei geht es nicht nur um die Sünde, die in der Öffentlichkeit groß wahrgenommen wird. Denken wir an die Sünden, die hier bereits angesprochen wurden: Die anderen verachten; lieblos sein; meinen, sich selbst entschuldigen zu können.

Wenn wir wirklich Leben in Fülle finden wollen, dann gibt es eigentlich nur einen Weg: Umkehr. Uns immer wieder neu auf diesen Gott ausrichten, der uns liebt. Wir haben in der deutschen Sprache ein schreckliches Wort, das es uns schwer macht, dahinter eine größere Wirklichkeit zu sehen. Das ist das Wort ‚Fastenzeit‘. Das gibt es nur in der deutschen Sprache. Im Lateinischen redet man nie von ‚Fastenzeit‘, sondern von den Heiligen Vierzig Tagen (Quadragesima). Diese Bezeichnung erinnert an die Vorbereitung des Mose, um auf dem Berg Gott zu begegnen. Es ist unser Leben, in dem wir uns vorbereiten, für immer und ewig bei Gott zu sein. Darum kann der heilige Benedikt auch sagen, das Leben eines Mönchs sollte immer so sein wie in diesen Heiligen Vierzig Tagen.³ Wenn wir auf der Treppe unserer geistlichen Sehnsucht bleiben wollen, ist das ganze Leben ein Leben in diesen Heiligen Vierzig Tagen.

Müssen wir unser Leben ändern? Nein! Wir dürfen es. Wir dürfen uns immer neu auf Gott hin ausrichten. Wir sind nicht dazu verdammt, Gefangene der Sünde zu sein. Wir können umkehren. Das wird auch im Titel dieses Artikels deutlich: „Lasst euch mit Gott versöhnen!“

³ Regula Benedicti 49,1.

Es heißt nicht: „Versöhnt euch mit Gott!“ Die Versöhnung ist uns geschenkt. Wir dürfen sie annehmen. Als Christinnen und Christen müssen wir uns nicht entschuldigen. Wir müssen uns nicht erlösen. Wir dürfen uns das schenken lassen. „Lasst euch mit Gott versöhnen!“ Wir haben bereits aus dem Römerbrief gehört: „Alle haben gesündigt.“ Hören wir, was Paulus weiter schreibt. „Alle haben gesündigt und die Herrlichkeit Gottes verloren. Ohne es verdient zu haben, werden sie gerecht, dank seiner Gnade, durch die Erlösung in Christus Jesus“ (Röm 2,23–24). Und da haben wir die herrliche Blumenwiese, auf der wir unseren Mist gebaut haben. Was uns von Gott trennen will (die Sünde), führt zur tiefsten Vereinigung mit ihm. In der Osternacht singen wir im Exsultet von der „felix culpa“, der glücklichen Schuld.

Vielfältige Formen der Sündenvergebung

Im Katechismus der Katholischen Kirche (1434–1439) sind ganz verschiedene Formen der Sündenvergebung aufgeführt unter dem Titel „Die vielfältigen Formen der Buße im christlichen Leben“: Fasten, Beten, Almosengeben, Taten der Versöhnung, Sorge für die Armen, Ausübung und Verteidigung der Gerechtigkeit und des Rechts, Geständnis der eigenen Fehler, brüderliche Zurechtweisung, Überprüfung des eigenen Lebenswandels, Gewissenserforschung, geistliche Begleitung, Annahme der Leiden, Ausharren in der Verfolgung, jeden Tag sein Kreuz auf sich nehmen und Christus nachgehen, Feier der Eucharistie, Lesung der Heiligen Schrift, Vaterunser, Stundengebet, Akt der Gottesverehrung usw.

Wenn wir Buße hören, denken Schweizer spontan an einen Bußzettel zum Beispiel wegen falschen Parkens. Buße meint im kirchlichen Sprachgebrauch etwas ganz Anderes. Johannes Cassian, einer der großen Mönchsväter, schreibt in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts eine ganze Liste von Bußübungen nieder. Am Schluss sagt er: „All das tun wir, um Liebende zu werden.“⁴ Buße im christlichen Sinn ist eine Hilfe, um Liebende zu werden. Sich seinem Leben stellen, auch seiner Sünde, heißt aber auch: zutiefst verwundbar werden. Wenn ich zum Mist stehe, den ich gebaut habe, dann muss ich die Fassaden loslassen. Das kann ich nur, weil ich mich zutiefst geliebt weiß. Die Fassaden bauen wir ja gerade darum auf, weil wir Angst haben, sonst nicht angenommen zu sein. Und nur in diesem Vertrauen, zutiefst geliebt zu sein, können wir letztlich zum Mist stehen, den wir gebaut haben.

Diese Erfahrung soll uns auch im Sakrament der Versöhnung zuteil werden: Alle Fassaden und Beschönigungen fallen lassen dürfen, weil ich von Gott zutiefst geliebt bin. Und so ist es auch verständlich, dass wir nicht beichten müssen. Wir *müssen* das Sakrament der Versöhnung nicht empfangen. Wir *dürfen* das Sakrament der Versöhnung empfangen. Trotzdem haben viele Getaufte Mühe mit diesem Sakrament. Dafür gibt es ganz verschiedene Gründe. Für einen Grund müssen wir – gerade auch als Priester – um Entschuldigung bitten. Es gibt viele Menschen, die seit Jahrzehnten darunter leiden, dass sie dieses Sakrament nicht mehr empfangen können, weil sie zutiefst verwundet wurden.

Die Versuchung, sich selbst erlösen zu wollen

Eine andere Schwierigkeit im Umgang mit diesem Sakrament ist die Angst, zu sich selbst zu stehen. Die Frage, die bald einmal auftaucht: „Was denkt der Priester?“ Und dabei können wir dankbar sein für jeden Menschen, der überhaupt denkt. Es gibt auch die Angst umzu-

⁴ CASSIAN: Spannkraft der Seele, 108.

kehren. Wenn wir auf einem Weg sind, der uns zwar verbittern lässt, uns blockiert, so wissen wir wenigstens, wie das ist. Wie es wäre, wenn wir umkehren würden, das wissen wir nicht. Dieses Ungewisse macht uns Angst. Mühe mit dem Sakrament der Versöhnung macht auch die steigende Tendenz, sich zu entschuldigen statt sich entschuldigen zu lassen. Der größte Widerstand gegen das Sakrament der Versöhnung liegt gerade hier: in der Versuchung, sich selbst zu erlösen, sich selbst samt dem Pferd am eigenen Haarschopf aus dem Sumpf ziehen. Da ist uns aber ein anderes Wort geschenkt: „Lasst euch mit Gott versöhnen!“ Wir dürfen von Gott das Geschenk der Versöhnung annehmen und als versöhnte Menschen dieses Geschenk auch anderen weiterschicken.

Der Empfang des Sakramentes der Versöhnung gehört zu meinen tiefsten Erfahrungen. Ich bin in meinem Leben nie so glücklich und fühle mich so auf der Treppe der geistlichen Sehnsucht wie nach dem Empfang dieses Sakramentes. Ich mache auch die Erfahrung, dass es mir nicht leicht fällt, diesen Weg zu gehen. Aber wenn ich diesen Schritt mache, erfahre ich immer eine ungeheure Erleichterung; die Erleichterung, mich nicht entschuldigen zu müssen, sondern Entschuldigung erfahren und empfangen zu dürfen. Und ich merke auch, wie ich nach dieser Erfahrung ganz anders feinfühlig bin, den Willen Gottes zu suchen. Dass ich zum Beispiel nach dieser Erfahrung wenn ich in der Heiligen Schrift lese, ganz andere Dimensionen entdecke. Oder dass ich Menschen, denen gegenüber ich abweisend und verschlossen war, plötzlich wieder neu begegnen kann. Die Erfahrung, die mir auch geschenkt wird, wenn ich dieses Sakrament empfangen darf: Mein Leben wird von der Oberflächlichkeit zu einer größeren Tiefe geführt. Meine Augen werden im Alltag offener für die Gegenwart Gottes.

Ich darf sehr oft mit Menschen das Sakrament der Versöhnung feiern. Mir fällt auf, dass gerade auch nicht wenige ältere Menschen dieses Sakrament nie als Geschenk erfahren haben. Es war und ist für sie etwas, das man machen muss. Und das ist ganz ähnlich wie beim schon angesprochenen Baron von Münchhausen – einfach über das Ritual des Sakramentes. Aber sie machen nicht die Erfahrung, dass sie nichts machen müssen, dass die Versöhnung ihnen geschenkt ist.

Durchbruch zum neuen Leben

Der Märtyrer Dietrich Bonhoeffer, der im April 1945 von den Nationalsozialisten hingerichtet wurde, schreibt zur Versöhnung beeindruckende Worte. Er hat übrigens im Seminar im Finkenwald, einer Ausbildungsstätte für Theologen, die wöchentliche Beichte eingeführt.

„Du darfst ein Sünder sein. [...] In der Beichte geschieht der Durchbruch zum neuen Leben. Wo Sünde gehasst, bekannt und vergeben ist, dort ist der Bruch mit der Vergangenheit vollzogen. ‚Das Alte ist vergangen.‘ [...] Beichte ist Bekehrung. [...] Christus hat einen neuen Anfang mit uns gemacht. [...] Die Beichte ist Erneuerung der Tauffreude. [...] Um eben dieser Gewissheit willen aber geht es in der Beichte um das Bekenntnis konkreter Sünden. Mit allgemeinen Sündenbekenntnissen pflegen sich die Menschen selbst zu rechtfertigen. [...] Heißt das alles, dass die brüderliche Beichte ein göttliches Gesetz ist? Die Beichte ist kein Gesetz, sondern sie ist ein Angebot göttlicher Hilfe für den Sünder. Es kann sein, dass einer ohne die brüderliche Beichte zur Gewissheit, zum neuen Leben, zum Kreuz und zur Gemeinschaft durchbricht durch Gottes Gnade. Es könnte ja sein, dass einer den Zweifel an der Vergebung und an seinem Sündenbekenntnis niemals kennenlernt, dass ihm in der einsamen Beichte vor Gott alles geschenkt wird. Wir haben hier für die gesprochen, die das

von sich nicht bekennen können. Luther selbst gehörte zu denen, die sich ihr christliches Leben ohne die brüderliche Beichte nicht mehr denken konnten. Im Großen Katechismus hat er gesagt: ‚Darum, wenn ich zur Beichte vermahne, so vermahne ich dazu, ein Christ zu sein.‘ Denen, die trotz allen Suchens und Mühens die große Freude der Gemeinschaft, des Kreuzes, des neuen Lebens und der Gewissheit nicht finden können, soll das göttliche Angebot gezeigt werden, das uns in der brüderlichen Beichte gemacht ist. Die Beichte steht in der Freiheit des Christen.“⁵

Literatur

BONHOEFFER, Dietrich: *Gemeinsames Leben*. München 1987.

CASSIAN, Johannes: *Spannkraft der Seele. Einweisung in das christliche Leben I*. Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von Gertrude und Thomas SARTORY. Freiburg/Breisgau 1981.

[REGULA BENEDICTI =] HOLZHERR, Georg: *Die Benediktsregel. Eine Anleitung zu christlichem Leben*. Freiburg/Schweiz 2007.

WERLEN, Martin: *Heute im Blick. Provokationen für eine Kirche, die mit den Menschen geht*. Freiburg i.Br. 2015.

⁵ BONHOEFFER: *Gemeinsames Leben*, 93–102.

Martin M. Lintner OSM, Brixen

Aspekte für eine Erneuerung des Sakramentes der Versöhnung

Eine Nachlese zur jährlichen Fortbildung für Beichtpriester in der Diözese Bozen-Brixen

„Versöhnung ist in erster Linie Werk Gottes und wir sind ‚nur‘ aufgerufen, uns versöhnen zu lassen, zu antworten auf eine schon vorgängige Liebe Gottes. Dies scheint mir wichtig, weil in unserer katholischen Tradition die Moraltheologie vielleicht zu sehr den Finger auf die Sünden gelegt hat und das Bußsakrament vor allem als lästiges Bekenntnis, als Beichte der Sünden angesehen worden ist. Dabei ist etwas aus dem Blick geraten, dass in diesem Sakrament in erster Linie eine Begegnung mit Christus selber geschieht, mit der in ihm geoffenbarten Barmherzigkeit, ja mütterlichen und väterlichen Liebe Gottes, die sich mehr freut über jeden Sünder, der umkehrt, als über 99 Gerechte, die glauben, der Umkehr nicht zu bedürfen.“¹

In diesen Zeilen bringt der aus gesundheitlichen Gründen frühzeitig emeritierte Bischof von Bozen-Brixen, Karl Golser, ein Grundanliegen zum Ausdruck, das ihm sowohl

PROF. P. DR. MARTIN M. LINTNER OSM
ist Professor für Moraltheologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Brixen und Lehrbeauftragter für Ethik an der Freien Universität Bozen.

als Moraltheologen als auch als langjährigem Bußkanoniker am Dom zu Brixen am Herzen gelegen ist.² Golser, der die Beichte als „Pilgerweg der ständigen Hinwendung zum göttlichen Erbarmen“³ bezeichnete, hat als Bußkanoniker vor allem zwei Akzente gesetzt: zum einen hat er gemeinsam mit dem langjährigen Dekan von Brixen, dem Domkapitular Leo Munter, den Beichtdienst im Dom neu konzipiert, zum anderen hat er jährlich einen Fortbildungsnachmittag für die Beichtpriester organisiert.

1 Der Beichtdienst am Dom von Brixen

Seit nunmehr vielen Jahren werden im Dom zu Brixen täglich mindestens fünfeinhalb Stunden Beichtdienst angeboten, und zwar von 8.00–11.45 Uhr und von 16.00–17.45 Uhr. Dekan Leo Munter berichtet, dass es zunächst nicht einfach war, dieses Angebot zu etablieren. Eine erste Schwierigkeit bestand darin, die Beichtzeiten zu ändern: Jahrzehntlang war der

¹ GOLSER: Umkehr zur Liebe, 7.

² Karl Golser lehrte von 1982 bis 2009, als er zum Bischof von Bozen-Brixen geweiht worden war, Moraltheologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Brixen. Von 1991–2009 wirkte er als Domherr und Bußkanoniker am Dom zu Brixen. Zur Person von Karl Golser siehe: ERNESTI / FISTILL / LINTNER (Hg.): Karl Golser – Moraltheologe und Bischof.

³ GOLSER: Umkehr zur Liebe, 10.

Beichtstuhl lediglich von 6.30–7.00 Uhr morgens, also vor dem Gottesdienst um 7.00 Uhr besetzt. Trotz Widerstände unter den Geistlichen wurden erstens die Beichtzeiten dem Lebensrhythmus der Menschen angepasst und zweitens unabhängig von den Gottesdienstzeiten festgelegt. Dann galt es noch zwei Einwände zu entkräften: dass trotz des großen Angebotes die Anzahl der Beichtenden nicht zunehmen würde und dass sich nicht genug Priester finden würden, die die vielen Stunden Beichtdienst abdecken können. Dekan Munter ließ dennoch nicht nach in seinem Bemühen, und zwar aus der Überzeugung heraus, dass ein besetzter Beichtstuhl einerseits eine spontane Einladung für Kirchenbesucher und -besucherinnen sein kann, beichten zu gehen, und dass andererseits die Zuverlässigkeit, dass der Beichtstuhl regelmäßig besetzt ist, für viele Gläubige eine Hilfe und Einladung ist, dieses Sakrament zu empfangen. „Beim Bußsakrament geht es nicht um eine Pflicht, sondern um ein Recht der Gläubigen“, so Dekan Munter. Die Erfahrung zeigt, dass die persönliche Terminvereinbarung mit einem Priester in jenen Kirchen bzw. Pfarren, in denen es kein regelmäßiges Beichtangebot gibt, für viele eine zu große Hemmschwelle darstellt, zumal wenn der Pönitent/die Pönitentin eine anonyme Beichte bevorzugt. In Brixen jedenfalls nutzen viele Gläubige aus der näheren und weiteren Umgebung einen Besuch in der Stadt auch dafür, beichten zu gehen, gerade weil sie wissen, dass im Dom der Beichtstuhl verlässlich besetzt ist. Nicht wenige fahren auch eigens nach Brixen, denn – wie sie selbst sagen: „Eine gute Beichte ist eine Fahrt wert.“ Die eingeteilten Priester berichten, dass es kaum eine Stunde gibt, in der niemand zum Beichten kommt. Aber auch Wartezeiten werden von den Beichtpriestern nicht einfach nur in Kauf genommen oder zum Beten oder Lesen genutzt, sondern bewusst in der spirituellen Haltung angenommen, wie der barmherzige Vater im Gleichnis Jesu auf den verlorenen Sohn zu warten. Durch die Einbindung aller Priester des Dekanates sowie von älteren Geistlichen, die bereits im Ruhestand sind, ließ sich der Beichtdienstplan bislang leicht abdecken. Besonders für jene Gläubigen, die mit der Beichte auch die geistliche Begleitung verbinden, ist der Aushang im Schaukasten, der wenigstens drei Wochen im Voraus darüber informiert, welcher Priester zu welchen Zeiten Dienst hat, wichtig. Auffallend ist zudem, dass diese Pönitenten gezielt Beichtzeiten in Anspruch nehmen, in denen wenige Beichtende zu erwarten sind, sodass kein Zeitdruck besteht bzw. die Angst, selbst zu viel Zeit in Anspruch zu nehmen und damit andere warten zu lassen.

Im Jahre 2007 konnte schließlich ein lang gehegter Plan umgesetzt werden, nämlich die Einrichtung eines modernen Beichtzimmers. Ein Architekturbüro wurde mit der Gestaltung des Sakralraumes beauftragt, welcher je nach Wunsch des Pönitenten / der Pönitentin sowohl eine anonyme Beichte als auch ein direktes Beichtgespräch mit dem Priester ermöglicht. Die schlichte Gestaltung mit Wandverkleidungen und Boden in Lärchenholz sowie mit indirekter, dimmbarer Beleuchtung bewirkt ein Klima der Sammlung und strahlt Wärme aus. Der Raum wirkt einladend und ist für ein positives Gesprächsklima förderlich. Der einzige Wand schmuck sind eine Christusikone sowie ein Kruzifix. Sie lenken den äußeren und inneren Blick auf das Heilsgeheimnis, das im Sakrament der Versöhnung gefeiert wird: dass „Gott, der barmherzige Vater, durch den Tod und die Auferstehung seines Sohnes die Welt mit sich versöhnt hat“, wie es in der Lossprechungsformel heißt.

„Nicht als Ersatz für das Bußsakrament, [...] sondern als Hinführung zu dem, was Umkehr und Versöhnung bedeutet“⁴, werden in der österlichen Bußzeit im Brixner Dom seit nunmehr

⁴ GOLSER: Umkehr zur Liebe, 7.

ebenfalls vielen Jahren Bußgottesdienste mit besonderen Hilfen für die Gewissenserforschung angeboten, die von den Gläubigen in großer Zahl dankbar angenommen werden.⁵

2 Die jährliche Fortbildung für die Beichtpriester in der Diözese Bozen-Brixen

Seit 1992 wird in der Diözese Bozen-Brixen jährlich eine spezifische Fortbildung für die Beichtpriester organisiert, eine Initiative, die Karl Golser in seiner Funktion als Bußkanoniker eingeführt hat.⁶ Zunächst war das Angebot für die Beichtpriester gedacht, die im Dom von Brixen Dienst tun, es wurde später jedoch auf den gesamten Klerus der Diözese ausgeweitet.

Die Gestaltung der jeweils drei Stunden dauernden Fortbildung folgt einem einfachen Konzept: Es besteht aus zwei Vorträgen des dafür eingeladenen Referenten, die von einer Kaffeepause unterbrochen sind, und der anschließenden Möglichkeit zu Diskussion und Austausch. In der Regel ist der erste, längere Vortrag theologisch-wissenschaftlich, während der Referent gebeten ist, im zweiten, meist kürzeren Teil mehr persönlich auf seine eigenen Erfahrungen mit der Beichte einzugehen bzw. davon zu reden, was ihm persönlich ein Anliegen ist oder ihn in Bezug auf die Beichte beschäftigt. Bewusst wird im Anschluss daran viel Zeit – wenigstens eine Stunde – den Nachfragen zu den Vorträgen eingeräumt, wobei die teilnehmenden Beichtpriester auch eingeladen sind, darüber hinaus weitere Fragen zum Thema der Beichte zu stellen und so in einen Austausch miteinander zu treten.

2.1 Referenten und Themen

Als Referenten werden in der Regel Moraltheologen eingeladen, aber Vortragende waren auch bereits ein Pastoraltheologe, ein Liturgiewissenschaftler, ein Kirchenrechtler, ein Psychotherapeut, ein Offizial, ein Religionspädagoge, der Spiritual eines Priesterseminars, ein Jugendseelsorger sowie – bislang als einzige Frau – eine Ordensfrau, nämlich Sr. Marcellina Pustet OSB, ehemalige Äbtissin des Klosters Säben. Vielfältig wie die Referenten waren auch die Themen. Beispielhaft soll eine Auswahl der Vortragstitel angeführt werden: „Schwierige Ehesituationen“; „Frauen und Beichte“; „Jugendliche und Beichte“; „Das Bußsakrament zwischen geistlicher Begleitung und seelsorglicher Beratung“; „Das Bußsakrament vor der Krise des Sündenbewusstseins“; „Die Rolle des Beichtvaters für die Erneuerung der Bußpastoral“; „Überlegungen zur Krise des Bußsakraments und zur Aktualität geistlicher Begleitung“; „Rechtstheologische Implikationen zur Aufgabe des Beichtvaters im Kontext der aktuellen Erneuerung des Bußsakraments“; „Die Frage der Treue zu Lebensentscheidungen im Kontext des Bußsakramentes“; „Vorschläge für eine Neuformulierung des Bußsakraments: zur Bedeutung der Beichte im Kontext geistlichen Lebens“; „Des Menschen Hunger nach Versöhnung: von der Krise der Beichte als Chance“; „Licht und Schatten, Schuld und Vergebung: Die Krise der Beichte als Herausforderung“; „Die Beichte als Heilung von der Wurzel her“; „Gibt es eine Pflicht zur Vergebung? Verschiedene Formen der Reaktion auf Unrecht“; „Epikie: eine ver-

⁵ Karl Golser hat elf Predigten aus den Jahren 1993–2005 in seinem Büchlein „Umkehr zur Liebe“ (s. Anm. 1) veröffentlicht, zudem auch drei Hilfen für die Gewissenserforschung, von denen zwei jeweils einem Fastenhirtenbrief von Bischof Wilhelm Egger entnommen sind.

⁶ Seit 2009 organisiere ich als Nachfolger von Golser auf dem Lehrstuhl von Moraltheologie an der PTH Brixen diese Fortbildungsnachmittage, weil ich darum von Leo Munter ersucht worden bin, der seinerseits Golser als Bußkanoniker gefolgt ist. Der Grund liegt darin, dass ich aufgrund der beruflichen Kontakte leichter Referenten finden und einladen kann.

gessene Tugend und ihre Bedeutung für die Beichtpastoral“. Die Themen werden in der Regel in Absprache mit den jeweiligen Referenten festgelegt. In einigen wenigen Fällen wurden sie aufgrund eines konkreten Vorschlags aus dem Kreis der Beichtpriester bestimmt. Die meisten dieser Vorträge wurden nachträglich publiziert, und zwar in der Zeitschrift „Brixner Theologisches Forum“ (bis 2009) bzw. im Beiheft des Brixner Theologischen Jahrbuchs (seit 2010).

2.2 Herausforderungen und Aspekte für eine erneuerte Beichtpastoral

Die Themenwahl macht deutlich, vor welche Herausforderungen sich die Beichtpriester gestellt sehen. Einige dieser Herausforderungen, die im Übrigen bei den Diskussionen im Anschluss an die jeweiligen Referate immer wieder zur Sprache gebracht und diskutiert werden, sollen kurz angeführt werden.

Die Krise der Beichte als Chance

Südtirol ist keine „Insel der Seligen“, der Rückgang der Anzahl an Gläubigen, die regelmäßig zur Beichte gehen, ist auch hier gravierend. Selbst bei jenen Gläubigen, die regelmäßig zur Kirche gehen und aktiv am kirchlichen Leben teilnehmen, ist der Einbruch der Beichtpraxis in den letzten Jahrzehnten enorm. Viele Priester leiden darunter und fragen selbstkritisch, ob sie selbst bzw. ihre Art, auf die Menschen zuzugehen, mit ihnen zu sprechen und pastoral umzugehen, Ursachen dafür sind. Andere wiederum beklagen ein abnehmendes Sündenverständnis bei vielen Menschen. Während einige wenige Priester eher eine resignative Grundhaltung haben und der Meinung sind, die Beichte habe heute „ausgedient“ bzw. ihre lebensweltliche Bedeutung verloren, sind die meisten davon überzeugt, dass sie sich mit dieser „Krise der Beichte“ nicht einfach abfinden dürfen, sondern dass vielmehr neue Formen gefunden werden müssen: einerseits weil die Menschen auch heute dieses Dienstes der Bewältigung von Schuld und der Versöhnung bedürfen, andererseits um dem Auftrag nachzukommen, den der Apostel Paulus formuliert hat: „Wir sind Gesandte an Christi statt, und Gott ist es, der durch uns mahnt. Wir bitten an Christi statt: Lasst euch mit Gott versöhnen!“ (2 Kor 5,20) Gerade im Beichtdienst entdecken viele Priester, wer sie sind und was es für sie bedeutet, „in persona Christi agere“. Sie berichten von ihren pastoralen Erfahrungen, dass in den meisten Gläubigen eine Sehnsucht nach Versöhnung lebendig ist, dass die traditionelle Form der Beichte jedoch für viele keine angemessene Antwort darauf bzw. – um es etwas salopp zu formulieren – kein „attraktives Angebot“ darstellt. Oft ergeben sich bei (eher traurigen) Anlässen wie einem Krankenbesuch, dem Scheitern einer Ehe oder einem Trauerfall in einer Familie tiefgehende Gespräche, bei denen Fragen von Schuld und Versöhnung thematisiert werden. Ebenso zeigt die Erfahrung, dass zwar weniger Menschen zur Beichte gehen, dass aber jene, die beichten gehen, dieses Sakrament bewusster und nicht nur aus Gewohnheit empfangen. Die Krise der Beichte kann bewusst als Chance wahrgenommen werden, dieses Sakrament einerseits von alten Klischees zu befreien und andererseits neue Formen zu finden, Umkehr und Versöhnung erfahrbar zu machen und zu feiern.

Nicht zuletzt wegen der Tatsache, dass die „Feier der Versöhnung“ noch immer als eine Studiaausgabe vorliegt, sehen viele Priester einen Handlungsbedarf in Bezug auf eine tiefgreifende liturgische Reform des Beichtsakraments, die unter anderem der Differenzierung von Bußgottesdienst (für leichte Sünden) und Einzelbeichte (für schwere Sünden) besser

gerecht werden sowie die sündenvergebende und versöhnende Wirkung von Werken der Nächstenliebe, des Hinhörens auf das Wort Gottes, des Empfangs der Eucharistie hervorheben sollte. Als nur unzureichend umgesetzt sehen viele auch den vom Zweiten Vatikanum eingemahnten Reformgedanken, dass die Beichte als Versöhnung mit der Kirche eine zutiefst gemeinschaftliche bzw. beziehungsstiftende Dimension hat und dass auch die kirchliche Gemeinschaft selbst Verantwortung trägt für ihre sündig gewordenen Mitglieder, sei es dadurch, dass sie „durch Liebe, Beispiel und Gebet zu ihrer Bekehrung mitwirkt“ (*Lumen gentium* 11) bzw. durch unterlassene Hilfestellungen oder Strukturen der Sünde, die sich auch innerhalb der Kirche ausbilden können, mitschuldig wird, wie beispielsweise der Missbrauchsskandal schmerzhaft deutlich gemacht hat.

Das Verständnis von Sünde

In einem engen Zusammenhang damit steht auch folgender Aspekt, der immer wieder zur Sprache kommt, dass es nämlich weder hilfreich noch einfachhin zutreffend ist, generell ein abnehmendes Sündenverständnis zu beklagen. Vielmehr haben sich das Wertesystem sowie das Schuldbewusstsein bei vielen Gläubigen gewandelt. Die meisten Gläubigen verstehen Sünde nicht mehr in erster Linie als die Übertretung eines (kirchlichen) Gebotes oder als Verhaltensweisen und Handlungen, die nach kirchlicher Lehre Sünden darstellen. Demgegenüber berufen sich die meisten Menschen heute auf ihr persönliches Gewissensurteil und „lassen sich nicht von der Kirche sagen“, wo sie schuldig geworden sind. Wenn das persönliche Gewissensurteil von der Sittenlehre der Kirche abweicht, fühlen sich die meisten Gläubigen nicht schuldig, sondern folgen „guten Gewissens“ ihrem eigenem Gewissensurteil. Dies ist grundsätzlich nicht nur negativ zu beurteilen, zeigt aber auch auf, wie wichtig die ständige Bildung des Gewissens ist. Diesbezüglich wird von vielen Priestern bedauert, dass die Kirche hier an Kredit verloren habe, zugleich habe sie aber ein großes Potential, das es noch auszuschöpfen gelte. In diesem Zusammenhang wird auch wiederholt thematisiert, wie wichtig es neben einer ethischen Sensibilisierung ist, den positiven Gehalt des christlichen Glaubens zu entfalten und den Gläubigen neu zu erschließen, da erst von daher einsichtig wird, was Sünde ist. Im Sinne des Pauluswortes „Alles, was nicht aus Glauben geschieht, ist Sünde“ (Röm 14,23), sind zunächst der Glaube und das Vertrauen auf Gott zu festigen. Ebenso ist verstärkt die Ebene der Grundhaltungen – im Sinne der klassischen Lehre der Tugenden und der Laster – anzusprechen, die gleichsam den Nährboden für die konkreten Entscheidungen und Einzelhandlungen darstellen, sei es im Positiven wie im Negativen. Viele Menschen haben heute zudem eine besondere Sensibilität für die soziale Dimension ihres Handelns, die in der kirchlichen Tradition mit ihrem individualistisch-verengten Sündenverständnis oft vernachlässigt worden ist. Deshalb finden sie in der vorwiegend privatisierten Form der Einzelbeichte oft keine angemessene Antwort auf ihren Wunsch nach Aufarbeitung von Schulderfahrungen und nach Versöhnung. Besonders dann, wenn sie sich an anderen Menschen versündigt haben oder wenn ihr Verhalten und Handeln sozial- und umweltethisch unverträglich bzw. negativ war, empfinden sie den in der Einzelbeichte symbolisierten Akt der Versöhnung als unzureichend.

In den Diskussionen wird schließlich oft auch darauf hingewiesen, dass die Fähigkeit zum Bekenntnis einer Sünde ein gesundes und gefestigtes Selbstkonzept voraussetzt, sodass der Pönitent / die Pönitentin ohne Angst vor Verlust eines positiven Selbstwertgefühls oder davor,

vom Beichtpriester verurteilt zu werden, seine sittlichen Vergehen bekennen kann. Um diese Ich-Stärke und um den nötigen Mut sowie Willen zur Selbsterkenntnis ist es aber oft schlecht bestellt.

Die Beichte als ganzheitlicher Prozess von Umkehr und Versöhnung

Als Ursache für die Krise der Beichte wird oft auch die verkürzte Sicht der Beichte als Buß-Sakrament angesehen. Demgegenüber wird betont, dass die Buße nur einer der Aspekte der Beichte ist. Die Bezeichnung der Beichte als „Sakrament der Versöhnung“ bringt besser zum Ausdruck, dass die Beichte eingebettet sein muss in einen Prozess, der die Einsicht in sündhaftes Verhalten, die Reue, das Bekenntnis der Schuld, den Wunsch nach Wiedergutmachung, die Bereitschaft, eine Buße auf sich zu nehmen, und schließlich die Versöhnungsfeier umfasst.

Besonders in Bezug auf die Buße wird zunehmend die weit verbreitete Praxis als problematisch angesehen, dass ein gewisses Quantum an Gebeten als Buße aufgegeben wird. Dies erwecke bei vielen Gläubigen den Eindruck, das Gebet sei eine Strafe. Das Gebet soll jedoch vielmehr helfen, je tiefer in die Gemeinschaft mit Christus hineinzuwachsen. Gebet als Buße ist Teil der frühesten Bußpraxis, allerdings nicht im Sinne der Strafe, sondern der Heilung und Stärkung. Im Gebet stellt sich der Mensch vor Gott, bekennt seine Unzulänglichkeit und Not und vertraut sich ihm gerade so an mit der Bitte um Annahme und Heil.

Von daher ist es ratsam, nicht nur ein Pensum an Gebeten aufzugeben, sondern Pönitenten / Pönitentinnen allgemein zu einem regelmäßigen und bewussten Gebetsleben zu ermutigen. Zudem sind die unterschiedlichen Dimensionen der Buße stärker zu unterscheiden. Buße als Heilung bzw. als „heilsame Medizin“ soll dem Pönitenten / der Pönitentin helfen, an seinem / ihrem Charakter zu arbeiten, sich zu bessern und sittlich zu reifen (vgl. den Grundsatz „*contraria cum contrariis curantur*“). Buße als – nach Möglichkeit – Wiedergutmachung muss in einem Zusammenhang mit der gebeichteten Sünde stehen. In der Tradition wurde beispielsweise der Blick auf jene Menschen, die unter der Sünde des Pönitenten / der Pönitentin zu leiden haben, zu oft ausgeblendet. Der Beichtpriester vertritt in einem gewissen Sinn die Opfer und mahnt ihnen gegenüber Gerechtigkeit ein. Hier ist es wichtig, entsprechend der sozialen Tragweite der Sünde auch die soziale Dimension der Buße und des Beichtsakramentes erfahrbar zu machen. Einerseits entspricht dies dem existentiellen Bedürfnis vieler Menschen, dass Versöhnung auch konkret erfahrbar wird durch die Stiftung und Festigung von Beziehungen, die durch die Sünde gestört worden sind, andererseits kann damit auch dem Verlust des Bewusstseins entgegengewirkt werden, dass das Schuldigwerden mit der Kirche zu tun hat, das sich mitunter in der etwas saloppen Formulierung äußert: „Das mache ich mit Gott selber aus!“

Eine christliche Gottesbeziehung ist zutiefst persönlich, aber nicht individualistisch. Hier gilt es, die Kirchlichkeit von Buße und Versöhnung, die etwa in der abendländischen Kirche in den ersten Jahrhunderten durch den öffentlichen Charakter des Bußgeschehens und der Rekonziliation betont worden ist, neu zu entdecken und erfahrbar zu machen. Schließlich muss Buße als Genugtuung der Schwere der gebeichteten Sünde angemessen sein. Bei in Bezug auf die Schwere der Sünde zu leichten Bußen kann es nämlich sein, dass sich der Pönitent nicht ernst genommen fühlt. Falls es die Zeit erlaubt, ist es ratsam, mit dem Pönitenten gemeinsam eine angemessene Form der Buße und Genugtuung zu suchen, da dieser sich selbst

sowie seine Lebensumstände am besten kennt und so weiß, was ihm möglich ist, was ihm zur Besserung hilft und was ihm auf seinem Glaubensweg dienlich ist.

Die Beichte und die geistliche Begleitung

In dem Maß, wie die Beichte in eine Krise geraten ist, erfreut sich die geistliche Begleitung einer zunehmenden Beliebtheit. Die Beichte wird dann oft in den Kontext der geistlichen Begleitung integriert. Das unterstreicht, dass das Sakrament der Versöhnung ein „Pilgerweg der ständigen Hinwendung zum göttlichen Erbarmen“ (K. Golser) ist und wesentlich etwas mit der Vertiefung des Glaubens und des Vertrauens zu Gott zu tun hat. Die Beichte bringt einen Menschen in Berührung mit Gott, der der Ursprung und das Ziel des Lebens ist und von dem wir uns Vergebung der Schuld sowie die Vollendung des Lebens erhoffen. Der Prozess der Heilung und Versöhnung, den die Beichte darstellt, kann oft nicht in einem einzigen Gespräch geleistet werden, sondern bedarf eines längeren Zeitraums, wiederholter Gespräche und eben einer geistlichen Begleitung. Während manche Pönitenten oder Pönitentinnen die anonyme Form der Beichte bevorzugen, ist es für andere wichtig, dass zwischen ihnen und dem Beichtpriester ein gutes Vertrauensverhältnis besteht und dass sie ihr Beichtvater gut kennt. Seitens des Beichtpriesters erfordert dies neben einer ausgeprägten Sensibilität in geistlichen Fragen auch Dialogfähigkeit: dass er sich viel Zeit für die Pönitenten und Pönitentinnen nimmt und bereit ist, ihnen zuzuhören, sie und ihr Leben kennenzulernen, auf ihre seelischen Nöte einzugehen und gemeinsam mit ihnen zu versuchen, ihrer Berufung nachzuspüren und den Willen Gottes für ihr Leben zu erkennen.

Die stärkere Verortung der Beichte im Prozess der geistlichen Begleitung greift insgesamt die besonders im frühchristlichen ostkirchlichen Mönchtum praktizierte Praxis der Seelenführung auf, aus der sich dann die durch die iroschottischen Missionare verbreitete Bußpraxis als bis heute vorgängige Bußform der Individualbeichte entwickelt hat. Deshalb braucht der Beichtpriester auch Erfahrung in der Seelenführung und eine spirituelle Kompetenz in der Unterscheidung der Geister. Zumal dann, wenn es um die Aufarbeitung von komplexen Lebensgeschichten und Schuld Erfahrungen geht, bedarf er auch eines psychologischen Einfühlungsvermögens und eines therapeutischen Grundverständnisses, besonders in jenen Fällen, bei denen zwischen psychischen Störungen und authentischen Schuldgefühlen zu differenzieren ist. Bei aller nötigen Trennung von Beichte und Therapie helfen psychotherapeutische und psychoanalytische Grundkenntnisse dem Beichtpriester zudem, auf die Sinnfrage einzugehen, die sich angesichts von Schuld Erfahrungen oder von oft verworrenen Lebenssituationen stellt, bzw. nicht an der Oberfläche zu verbleiben, sondern die tieferliegenden existentiellen Fragen und Probleme herauszuarbeiten.

Die Geschiedenen-Wiederverheirateten-Problematik

Eine konkrete Problematik, die regelmäßig zur Sprache gebracht und diskutiert wird, ist der Umgang mit geschiedenen und wiederverheirateten Personen. Dabei zeigt sich, dass die meisten Priester um eine intensive Begleitung der Betroffenen und um eine gute Unterscheidung der je konkreten Situationen bemüht sind. Sie nehmen einerseits die kirchliche Lehre ernst, dass Geschiedene-Wiederverheiratete von den Sakramenten der Beichte und Eucharistie ausgeschlossen sind, sehen es in vielen Fällen aber als theologisch verantwortbar und

pastoral gefordert an, dieser kirchlichen Regelung entgegenzuhandeln und die Betroffenen zu ermutigen, ihrem eigenen Gewissen entsprechend zu handeln, besonders dann, wenn von ihnen ein intensiver und ehrlicher Wunsch nach dem Empfang der Eucharistie spürbar ist. Manche Priester leiden unter der Spannung, die sich daraus ergibt, wieder andere fordern mit Nachdruck, dass es diesbezüglich eine Änderung der Regelung bzw. eine Weiterentwicklung der kirchlichen Lehre geben müsse, weil das Auseinanderklaffen von Lehre auf der einen und Pastoral auf der anderen Seite problematisch sei. Für hilfreich wird von vielen Beichtpriestern der vom Seelsorgeamt der Diözese Bozen-Brixen erarbeitete Leitfaden „Das seelsorgliche Gespräch mit wiederverheirateten Geschiedenen. Eine Handreichung“ (1997)⁷ angesehen, auch wenn dessen Rezeption aufgrund einer Intervention der Glaubenskongregation, die darin einige Unklarheiten hinsichtlich der kirchlichen Lehre zu erkennen glaubte⁸, eher zögerlich verlaufen ist. Als bedrückend wird oft die Erfahrung empfunden, dass in jenen Fällen, in denen Eltern aufgrund ihrer familiären Situation nicht mehr zur Kommunion gehen und in Folge oftmals nicht mehr aktiv am kirchlichen Leben teilnehmen, auch deren Kinder mehr und mehr der Kirche entfremdet werden. Viele Beichtpriester stellen die selbstkritische Frage, ob die Kirche aufgrund der rigiden Lehre des Ausschlusses von Wiederverheiratet-Geschiedenen indirekt nicht auch mitschuldig ist an dieser Entwicklung.

Der Umgang mit negativen Beichterfahrungen

Ein letztes Problem sei schließlich noch benannt, das bei den Beichtpriesterfortbildungen wiederholt thematisiert worden ist und das für viele Beichtpriester eine spürbare Belastung darstellt. Es sind die negativen Nachwirkungen einer Beichtpraxis, die einseitig auf eine „Sündenmoral“ fixiert war und die damit operiert hat, ein schlechtes Gewissen zu machen und die Angst vor Teufel, Tod und Hölle zu schüren. Besonders im Umgang mit der Sexualität wurde vielen Menschen eine enorme Gewissensbürde aufgelastet, weil entsprechend der „Materia-gravis-Lehre in sexto“ jegliches Vergehen als schwere Sünde gebrandmarkt worden ist. Hier gibt es oft ein bedrückendes Bewusstsein, dass das Beichtsakrament bis in die jüngste Vergangenheit auch missbraucht worden ist, um Macht über die Gewissen von Menschen auszuüben, sodass es für viele in keiner Weise als befreiendes Angebot für Versöhnung mit Gott und den Menschen erfahrbar geworden ist. Während viele betroffene Pönitenten / Pönitentinnen der Beichtpraxis den Rücken gekehrt haben, gehen andere weiterhin zur Beichte, z. T. aus Pflichtbewusstsein und mit der bleibenden Verbitterung, von früheren Beichtpriestern ungerecht behandelt oder um einen ungezwungenen und natürlichen Umgang mit ihrer Sexualität betrogen worden zu sein bis dahin, dass Pönitenten / Pönitentinnen auch davon berichten, dass sie selbst innerhalb der Ehe nicht fähig waren, ihre Sexualität offen und frei von Schuldgefühlen zu leben.

⁷ Veröffentlicht in *Folium Diocesanum Bauzanense-Brixinense* 34. 1998, 518–528. Siehe dazu: GÖLSER: Seelsorge mit wiederverheirateten Geschiedenen, 77–95.

⁸ Die Glaubenskongregation verlangte die Veröffentlichung der Erklärung des Päpstlichen Rates zur Interpretation von Gesetzestexten vom 24.06.2000. Die Veröffentlichung erfolgte in: *Folium Diocesanum Bauzanense-Brixinense* 37. 2001, 71–75.

3 Schlussüberlegungen

Die jährlichen Beichtpriesterfortbildungen in der Diözese Bozen-Brixen sind mittlerweile zu einem wichtigen Forum geworden, aktuelle Fragen und Probleme in Bezug auf das Beichtsakrament zu thematisieren und zu diskutieren. Einerseits sind sie ein willkommener und angesichts der genannten Herausforderungen auch notwendiger Anlass, spezifische Fragen zu vertiefen, andererseits sind sie ein Ort der unmittelbaren Rückmeldungen aus den vielfältigen pastoralen Erfahrungen. Der gemeinsame Austausch darüber „legt den Finger in offene Wunden“ und zeigt Aspekte sowie Potentiale für die nötige Erneuerung des Beichtsakramentes auf, macht zugleich den Priestern aber auch Mut, in ihrem pastoralen Wirkungsfeld die Beichte bewusst anzubieten sowie Formen von Bußfeiern zu finden, die die Menschen ansprechen und zur Beichte hinführen können. Die genannten Herausforderungen zeigen, wie wichtig eine gute Aus- und ständige Fortbildung der Beichtpriester auf unterschiedlichen Ebenen ist, damit sie den sakramentalen Dienst der Versöhnung gut und treu wahrnehmen können: Sie brauchen biblische, theologische, moraltheologische und spirituelle Kompetenzen ebenso wie Dialogfähigkeit, psychologische Feinfühligkeit und ein gewisses therapeutisches Grundverständnis. Nicht zuletzt ist es wichtig, dass die Beichtpriester Menschen mit einem aktiven Glaubens- und Gebetsleben sind und auch selbst das Sakrament der Versöhnung empfangen und als heilsam erfahren.

Literatur

- ERNESTI, Jörg / FISTILL, Ulrich / LINTNER, Martin M. (Hg.): Karl Golser – Moraltheologe und Bischof. Eine Auswahl aus seinen Schriften (= Brixner Theologisches Jahrbuch, Bd. 3). Brixen / Innsbruck 2013.
- GOLSER, Karl: Die Seelsorge mit wiederverheirateten Geschiedenen. Neue Kontexte für ein altes Problem, in: ERNESTI, Jörg / FISTILL, Ulrich / LINTNER, Martin M. (Hg.): Karl Golser – Moraltheologe und Bischof, 77–95.
- DERS.: Umkehr zur Liebe. Homilien zur Gewissenserforschung zu Bußgottesdiensten. Brixen 2006.
- SEELSORGEAMT DER DIÖZESE BOZEN-BRIXEN (Hg.): Das seelsorgliche Gespräch mit wiederverheirateten Geschiedenen. Eine Handreichung, in: Folium Diocesanum Bauzanense-Brixinense 34. 1998, 518–528.

Michael Meßner SJ, Wien

„Geh und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder ...“ (Mt 5,24)

Der neue Beicht- und Ausspracheraum in der Ignatiuskirche Alter Dom in Linz

1. Beichte

Vor Jahren fand ich in der Domkirche meiner Heimatstadt Brixen/Südtirol einen Folder mit Hinweisen zu dem Aussprache- und Beicht-raum in der Kirche. Der Folder enthielt ein Zitat aus einem Gespräch, das Aldo Parmeggiani mit dem Literaturnobelpreisträger Günter Grass zum 80. Geburtstag geführt hat:

P. MICHAEL MESSNER SJ
war von 2009 bis Ende August 2015 Superior
der Jesuitengemeinschaft in Linz und
Kirchenrektor der Ignatiuskirche „Alter Dom“
in Linz. Seit September 2015 ist er Spiritual im
erzbischöflichen Priesterseminar in Wien.

Frage: Sie sprechen selten über Kirche und Religion. Und wenn Sie darüber sprechen, üben Sie meist Kritik an der Institution Kirche und Klerus. Gibt es etwas, was Ihnen an der Kirche gefällt? Grass: Ja, ich finde die Einrichtung der Beichte etwas sehr Menschliches. Weil die Gegenseite an das Schweigegebot gebunden ist und der Mensch sich erleichtern kann von dem, was ihn bedrückt. Eine sehr menschliche Geste. Keine öffentliche Anklage, man macht das in dem Beichtstuhl aus. Die Beichte sollte mehr praktiziert werden.

Das Sakrament der Versöhnung hat eine lange Geschichte, in der viel Segen und Heilung geschehen ist – doch leider auch viel Unheil (nicht kluge, unfreundliche, zudringliche Beichtväter; mangelnde Qualität; angstmachende Erfahrungen bei Kinder- und Schulbeichten; alte, finstere, unbequeme Beichtstühle; moralischer Druck). Die Beichte hat in der Zeit nach dem Zweiten Vatikanum einen Sturzflug erlebt. Gründe dafür: Die Sakramentenpraxis ist allgemein zurückgegangen, nicht nur beim Bußsakrament; die Therapie und Versöhnungsangebote sind vielfältiger geworden, „die Kirche hat kein Monopol mehr auf die Hilfe in schweren Konflikten und großen Lebensproblemen“; es ist wieder klarer geworden, „dass nur schwere Sünden gebeichtet werden müssen. Selbst die jährliche Beichte lässt sich also nicht zur Pflicht machen, und das haben die Gläubigen wahrgenommen“¹; viele erleben es als Befreiung, dass sie nicht mehr zur Beichte gehen müssen. Man kann den starken Rückgang der Beichte bedauern. Ich sehe darin die Chance, das Sakrament der Versöhnung neu freizulegen unter dem Schutt, der sich über die Jahrhunderte darüber angesammelt hat: den eigentlichen Sinn wieder zu verstehen und die Qualität des Angebotes neu zu sichern.

Unsere Jesuitenkirche in Linz hat eine lange und gute Tradition als Beichtkirche. Im Jahre 1930 wurden in dieser Kirche 71.000 Beichten gezählt; mehrere Mitbrüder, manche bis zu sieben Stunden am Tag, saßen im Beichtstuhl – in einem der alten Beichtstühle mit Knieschemel und Beichtgitter. Die Reihenfolge war klar: Bekenntnis – Zuspruch – Lossprechung; meistens dauerte das nicht lange; vor dem Beichtstuhl warteten schon andere. Manche der Mitbrüder

¹ ROSENBERGER: Versöhnung, 308.

aber waren als gute Beichtväter und Ratgeber sehr bekannt und geschätzt. Es gab auch damals nicht nur die Drei-Minuten-Beichte, sondern auch das längere Beichtgespräch.

In den 1970er Jahren wurden zwei neue, damals moderne, Beichtstühle im Eingangsbereich unserer Kirche aufgestellt: geräumiger, bequemer zum Knien oder auch zum Sitzen; sie waren schalldichter; man konnte das Gitter auch öffnen, sich so gegenüber sitzen und auch länger sprechen: insgesamt ein deutlicher Fortschritt gegenüber den alten Beichtstühlen.

2. Der neue Aussprache- und Beichtraum

Im Sommer 2013 haben wir diese beiden Beichtstühle wieder abgebrochen und einen neuen Aussprache- und Beichtraum eingerichtet, von der Künstlerin Elisabeth Plank entworfen und vom Architekten Klaus Leitner ausgeführt: einen freundlichen ovalen Gesprächsraum; in ihm stehen ein Tisch und drei Sessel. Daneben ist auch ein Beichtgitter als Paravent aufgestellt und davor eine weich gepolsterte Kniebank für Menschen, die die traditionelle Beichte bevorzugen.

Die Konzeption des neuen Aussprache- und Beichtraumes ist Teil einer Neugestaltung des ganzen Eingangsbereiches der Kirche. Frau Elisabeth Plank schreibt dazu:

„Mein Ziel war es, von der alten Düsternis und Inhomogenität zu einem helleren Gesamtbild in stiller, zurückhaltender Gestaltungssprache zu kommen. Ich habe Stille und Leichtigkeit angestrebt. Mein Konzept habe ich bei vielen, oft langen Aufenthalten in der Kirche entwickelt und nicht zu Hause auf dem Reißbrett [...] Die verwendeten Materialien wie Stuckatur, Versilberungen, Schmiedeeisen habe ich aus den bestehenden Materialien der Kirche entnommen. Es sollte auch eine handwerklich hochwertige Gestaltungssprache gefunden werden, die sowohl dem barocken Kirchenschiff als auch der Gegenwart angemessen ist. Auf Farbe habe ich verzichtet, damit alles schlicht bleibt.“²

Zum Aussprache- und Beichtraum selbst sei zu sagen,

„dass der geöffnete Vorhang, der den Hochaltar einrahmt, in stilisierter Form über dem Beichtraum wieder geschlossen wird. Die tuchartige Außenstruktur soll den Beichtraum als einen Ort der Diskretion beschreiben. Die blattversilberte Eingangstür, die nur vage an einen Spiegel erinnert, und der Sockelstreifen deuten an, dass es sich hier um einen Ort der Reflexion und der ehrlichen Selbstbetrachtung handelt. Die schwebende Optik des Beichttraumes soll die Möglichkeit des Loslassens von Verstrickungen symbolisieren. Der Raum ist nach außen geschlossen, ein weißes Tuch des Schweigens liegt über dem Dialog, der innen stattfindet.“³

Viele Besucher sehen sich zunächst erstaunt im Raum um, wenn sie ihn zum ersten Mal betreten, offensichtlich positiv überrascht über die Freundlichkeit und Helle des Raumes – ungewohnt. Sie setzen sich; man sitzt sich bequem am Tisch gegenüber. Die Beichte dauert oft länger, da sich in dieser Umgebung viel leichter ein Gespräch ergibt. Manche kommen mit der ausgedrückten Erwartung: „Ich möchte beichten und dann noch ein Gespräch“. Geistliches Gespräch und Beichte gehen ineinander über. Soweit ich unsere katholische Tradition kenne, ist das geistliche Begleitgespräch, so wie wir es heute pflegen, eine Entwicklung der letzten Jahrzehnte. Vorher gab es geistliche Begleitung, wenn überhaupt, hauptsächlich im Rahmen der Beichte – so berichtet z. B. die heilige Teresa von Avila in ihrer Autobiographie.

² Handzettel der Künstlerin zur Raumgestaltung im Eingangsbereich der Igantiuskirche Alter Dom in Linz.

³ Ebda.

3. Erfahrungen

Dieses neue Ambiente eignet sich nicht mehr so recht für die herkömmliche „Drei-Minuten-Beichte, in der man seine Sünden auflistet und anschließend eine kleine Buße und die Losprechung empfängt – vor dem Konzil der Normalfall“⁴; diese Art von Beichte ließ sich viel leichter und einfacher im alten Beichtstuhl vollziehen. Man mag dieser Form der Beichte gegenüber kritisch sein; sie ist dennoch eine Form, wie Christen ihren Weg mit Jesus Christus ehrlich zu gehen versucht haben und auch heute noch versuchen. Immer wieder habe ich allerdings den Eindruck, dass diese Art von Beichte den Betroffenen nicht wirklich hilft, sondern eher dazu dient, dass sie ihre Pflicht erfüllen und/oder dazu, dass sie ihre Schuldgefühle loswerden – und dabei den wirklichen Problemen aus dem Weg zu gehen versuchen.

Öfters spreche ich einen der Punkte des Bekenntnisses an oder ich frage einfach: Wie geht es Ihnen? Da kommt es schon vor, dass sich ein längeres Gespräch ergibt, in dem Ereignisse und Erfahrungen zur Sprache kommen, die die Pönitentinnen / Pönitenten wirklich belasten und mit denen sie schwer umgehen können. Immer wieder werden dabei Dinge erzählt, die im Bekenntnis nicht vorgekommen sind. D. h. aber: Was die Menschen wirklich belastet, was ihr Leben blockiert, ist ihrer Meinung nach oft nicht Gegenstand der Beichte – und das, was sie beichten, hat oft nicht viel mit ihrem Leben zu tun. Beides: das konkrete Leben – das Sakrament der Beichte, klaffen auseinander. Das dürfte einer der Gründe dafür sein, dass viele Menschen das Sakrament der Versöhnung nicht mehr in Anspruch nehmen; sie brauchen es nicht mehr – zu Recht!

4. Das Sakrament der Versöhnung

Ich denke, dass hinter diesem fatalen Widerspruch eine alte, sehr vom Kirchenrecht her konzipierte, rigoristische Moralthologie steht, die sich im früheren Religionsunterricht, in Predigten und in den alten Beichtspiegeln niedergeschlagen hat und die in vielen Köpfen noch herumgeistert. Es wurden „Verfehlungen“ gebeichtet, mit denen man glaubte, Gott erzürnt oder verletzt zu haben; und vermeintliche Verfehlungen im Bereich der Sexualität wurden generell als schwere Sünde eingestuft. Im Bußsakrament geht es aber um viel mehr, es geht um Versöhnung im Zusammenhang mit einem wirklichen Umkehrprozess; Versöhnung mit den anderen (mit Nachbarn, Geschwistern, Feinden), Versöhnung mit mir selber (mit der eigenen Geschichte, den Eltern) und Versöhnung mit Gott (dem ich mich und mein „Geschick“ verdanke). „Versöhnung“ ist mehr als bloß „Verfehlungen“ oder „Sünden“ beichten – und dann fertig! „Versöhnung“ ist ein Prozess und heißt, den Schmerz und die Scham des Unrechtes oder des Versagens spüren, aushalten; es heißt, um Vergebung bitten, entscheiden, sich – soweit möglich – zu ändern, d. h. umzukehren und das Unrecht wieder gut zu machen; Versöhnung heißt, bereit sein zu verzeihen.

Zu Recht war das Sakrament der Versöhnung ursprünglich für schwere Vergehen vorgesehen, die frei bejaht und bewusst in voller Verantwortung begangen worden waren – und die gibt es. Dafür gibt also in erster Linie das Sakrament der Versöhnung. Es ist wichtig, „dass die nachkonziliare Kirche ihre uralte Botschaft endlich klar und unmissverständlich verkündet, dass nur schwere Sünden gebeichtet werden müssen. Selbst die jährliche Beichte also lässt

⁴ ROSENBERGER: Versöhnung, 307.

sich nicht zur Pflicht machen“⁵. Ich denke, es macht auch Sinn, am Beginn oder am Ende eines wichtigen Lebensabschnittes, in Exerzitien, zu besonderen Anlässen das Leben bewusst zu ordnen, eigenes Versagen, üble Gewohnheiten, blinde Flecken, die Bosheit im eigenen Herzen einzugestehen und um das Sakrament der Versöhnung zu bitten.

Es ist wichtig zu wissen, dass es neben dem Sakrament der Versöhnung andere Formen der Sündenvergebung gibt: Fasten, Beten, Verzicht, Lesen der Heiligen Schrift, den Bußakt der Messe, Bußgottesdienste, diakonale Formen der Buße usw. Ich denke, dass es bei alltäglichen Sünden und kleineren Vergehen im Normalfall eigentlich angemessener ist, nicht das Sakrament der Versöhnung zu spenden, sondern mit den Beichtenden um Vergebung und Heilung zu beten – ähnlich wie in der Bußfeier, etwa in der folgenden Form:

„Der Herr erbarme sich deiner. Er vergebe dir Sünde und Schuld. Er heile, was in dir zerbrochen, verwundet und unversöhnt ist, und schenke dir sein neues und göttliches Leben – der Vater, der Sohn und der Heilige Geist.“

5. Versöhnung – ein komplexer Vorgang

Versöhnung ist ein sehr komplexer Vorgang. Angesichts der großen kriegesischen Konflikte in vielen Ländern, der heftigen sozialen Ungerechtigkeiten und Spannungen, der immer größer werdenden Flüchtlingsströme, der oft bewusst gesäten Ängste vor allem Fremden und Ungewohnten, der zahllosen zwischenmenschlichen Konflikte bis in die intimsten Bereiche hinein ist es wichtiger denn je, Wege zu Entspannung und Versöhnung zu suchen und zu finden. Hinter den äußeren Konflikten und Tragödien verbergen sich oft tragische Lebensgeschichten, traumatische Kindheitserlebnisse, Missbrauch in verschiedenen Formen, Depressionen, große Hilflosigkeit. „Versöhnung“ wird deshalb auch immer mehr zu einem Thema in der Psychologie und Psychotherapie. Es gilt, das Gespräch zu Versöhnung mit anderen Disziplinen zu suchen, sich auszutauschen, damit wir einander in der Hilfe für die Menschen unterstützen können und nicht aneinander vorbei oder gegeneinander arbeiten.

So wie es in anderen Bereichen und Zweigen der Wissenschaften Spezialisierungen gibt und nicht jeder für alles zuständig ist, so ist es auch hier. Bei Versöhnung mit den anderen, mit sich selber und mit Gott geht es oft um Verfehlungen, Schuld, Bosheit; dafür ist in vielen Fällen der Priester gefragt. Es geht aber nicht immer nur um Verfehlungen im Sinne von Sünden. Es geht oft um unheilvolle Verstrickungen in negative, zerstörerische alte Muster, negative Bilder, destruktive Erinnerungen, es geht um Konflikte, Verwundungen, Traumatisierungen, es geht oft um viel Leid; oft geht es auch um schwierige Entscheidungen oder einfach um offene Fragen. Eine gute psychologische Beratung kann in solchen Situationen fallweise besser helfen als eine gutgemeinte Beichte. Gut ausgebildete Psychologinnen/Psychologen sind in vielen Fällen oft kompetenter und können wirksamer helfen als wir Priester.

Vor mehr als zwei Jahren veranstalteten wir zu diesem Thema mit Prof. Rosenberger, dem Ordinarius für Moralthologie an der Katholischen Privatuniversität in Linz, einen Studientag im Schloss Puchberg, zu dem Priester/Beichtväter und Psychologinnen/Psychologen eingeladen waren – ein erster, noch zaghafter Versuch. – Im Gefolge dieses Studientages hat sich eine von Prof. Rosenberger begleitete Fallsupervisionsgruppe von Beichtvätern sowie kirchlichen Psychologischen Beratern und Beraterinnen gebildet, die sich alle ein bis zwei Monate für eineinhalb Stunden trifft und einen „Casus“ nach dem Dreischritt „sehen – urtei-

⁵ ROSENBERGER: Versöhnung, 308.

len – handeln“ gemeinsam durcharbeitet; jedes Mal ein für alle Teilnehmenden sehr fruchtbares Treffen. Es geht darum, die Qualität des Angebotes der sakramentalen Versöhnung und die moralische Qualität des Beichtpriesters zu sichern durch intensive moraltheologische Weiterbildung, die an konkreten Fällen arbeitet und durch Supervision, was wir gemeinsam praktizieren.⁶ Fallweise ist auch zu klären, ob in einem konkreten Fall eine Zusammenarbeit zwischen Priester und Therapeut ratsam ist.

Nach längeren Gesprächen mit Prof. Rosenberger und mit Mitarbeitern / Mitarbeiterinnen des Referates „BEZIEHUNGLEBEN“ im Linzer Pastoralamt kamen wir zu der Entscheidung, dass wir im Aussprache- und Beichtraum in unserer Kirche jede Woche eine fixe Zeit (jeden Mittwoch von 16.00–17.00 Uhr) für psychologische Beratung anbieten. Mitarbeiter/innen von dem Beratungszentrum „BEZIEHUNGLEBEN“ der Diözese Linz stellen sich großzügig zur Verfügung. Mit großer Regelmäßigkeit kommen fast jedes Mal ein bis zwei Ratsuchende zu kurzen oder auch längeren Gesprächen; fallweise setzen sich die Gespräche in einem der Beratungszentren fort. Es kommt vor, dass wir Beichtväter jemanden an die Psychologische Beratung weitervermitteln; es kommt auch vor, dass jemand von der Psychologischen Beratung auf die Möglichkeit einer sakramentalen Versöhnung verweist. Insgesamt sind die Psychologischen Berater/innen mit dieser Art der Zusammenarbeit mit uns Beichtvätern sehr zufrieden und werden sie fortsetzen. – Der Provinzial der Österreichischen Jesuiten hat seine Mitbrüder in Linz beauftragt, das Thema „Versöhnung“ zum Schwerpunkt ihrer Arbeit an der Ignatiuskirche Alter Dom zu machen.

Wir brauchen in unserer oft so unversöhnten Welt neue Zugänge zu Versöhnung und in manchen Fällen auch zum Sakrament der Versöhnung, nicht nur für Menschen, die kirchlich gut sozialisiert sind, sondern für alle Menschen, die sich danach sehnen. Ein niederschwelliges Angebot in diese Richtung könnte die psychologische Beratung in unserem Aussprache- und Beichtraum sein: ohne Anmeldung, kostenlos, unverbindlich, anonym; es kann jeder kommen; man kann über alles sprechen; wer wieder kommen möchte, kann wieder kommen; wer nicht will, braucht nicht mehr zu kommen. Es könnte sein, dass in manchen Fällen das Sakrament der Versöhnung nach einigen psychologischen Gesprächen gewünscht wird. Es geht darum, Menschen, die Hilfe zu Versöhnung suchen, zu helfen.

Es ist dies ein erster Versuch, das Sakrament der Versöhnung in einem breiteren Kontext zu sehen und zu verstehen und es für die Fälle, für die es ursprünglich gedacht war, wieder als eine hilfreiche und attraktive Möglichkeit zu sehen. Es gilt auch, klug zu unterscheiden, welche Art der Hilfe („Format“) in dem konkreten Fall von Unversöhntheit am meisten hilft; wenn es die Beichte ist, gilt es, von unserer Seite aus, darauf ein moraltheologisch und kommunikativ qualitativ gesichertes Angebot in einem einladenden Rahmen zu machen.

Literatur

ROSENBERGER, Michael: Echter Versöhnung den Weg bereiten. Überlegungen zu einem Qualitätsmanagement der Beichte, in: LEDERHILGER, Severin / VOLGGER, Ewald (Hg.): *Contra spem sperare. Aspekte der Hoffnung*. Festschrift für Bischof Ludwig Schwarz SDB. Regensburg 2015, 307–326.

⁶ Vgl. ROSENBERGER: Versöhnung, 324.

Ingrid Fischer, Wien

Ritendiakonie in der Krise

Kanonische Buße: Alte Heilswege neu beschreiten?

Die Frage nach liturgischen Orten und Feiern der Versöhnung beantwortet sich nicht allein im Angebot von Beichte, Bußgottesdiensten und monatlichen „Stunden der Barmherzigkeit“. Sie verlangt auch eine Praxis, die an der individuellen krisenhaften Lebenswirklichkeit von Menschen ansetzt und diese sakramental-liturgisch in die heilende Gottesnähe (zurück)begleitet. Wer schwere Zeiten durchmacht, ist selten rasch damit fertig. Das Leben fundamental oder auch nur in einem Aspekt nachhaltig zu ändern, von fremder und eigener Schuld zu lassen, verlangt Mut und göttlichen Beistand: Gebrochene Herzen und schmerzende Wunden (Ps 147,3) heilen langsam – ein Wissen, das jeder medizinischen und psychotherapeutischen Behandlung zugrunde liegt und das sich im sakramental-liturgischen Versöhnungshandeln der Kirche (wieder neu) bewahrheiten könnte: Mögliche Erfahrungen gemeindlicher Weggefährtschaft in Lebenskrisen.

Wie wird Versöhnung wirklich?

Das Christentum ist eine Erlösungsreligion. Es verheißt Heil für alle Menschen, mehr noch: für die ganze Schöpfung. Wie sehr die Welt im Argen liegt, zeigt der dringende Bedarf an „globalen Lösungen“. Nicht nur

Gläubige, auch Skeptiker, deren aufgeklärte Weltsicht und humanistisch-säkulares Lebensgefühl „Erlösung“, wenn überhaupt, nur vom Menschen erwartet, erfahren ihre dringende Notwendigkeit – mit oder ohne Transzendenzbezug – tagtäglich. Das Prinzip „Menschen für Menschen“ steht freilich in keinem Widerspruch zur biblischen Tradition.

Nicht zufällig ist die alttestamentliche Option JHWHs für die Armen auch *das* Kennzeichen der Verkündigung Jesu und seines Umgangs mit den Menschen, die ihm begegnen. Sie, deren einziger Schutz und letzter Helfer Gott ist, haben Priorität. In sein Erbarmen eingeschlossen sind aber zuletzt alle, die schuldlos und schuldhaft, als Opfer und Täter, in das Böse verstrickt sind. Mensch-Sein, wenn es nicht endgültig „Sein zum Tode“ (Martin Heidegger) sein soll, bedarf der Heilung, Rettung und Erlösung.

Denn: Kein Menschenherz ohne Abgrund, kein Menschenleben ohne Krisen. Zugleich aber: Abgründigkeit und Krisen trennen nicht von Gott, sondern rufen ihn helfend und heilend auf den Plan. Nicht über die Köpfe seiner Geschöpfe hinweg, sondern „inkarniert“ im und durch das Tun von Menschen für Menschen, von den Propheten bis zum Menschensohn und bis heute (auch) im sakramentalen, heilsamen Handeln derer, die ihm folgen.

MAG. DDr. INGRID FISCHER
ist Wissenschaftliche Assistentin
der „Theologischen Kurse“ in Wien und u. a. auch
Mitglied in der Redaktion von „Heiliger Dienst“.

In Wort und Tat

Im 2. Korintherbrief beschreibt Paulus diese bis zum Äußersten gehende Offenbarung Gottes zur Heilung der *conditio humana* theologisch anspruchsvoll als „Versöhnung“: Gott selbst hat „in Christus die Welt mit sich“ versöhnt und „das Wort (von) der Versöhnung eingesetzt“, weshalb wir „nun Botschafter im Dienst an der Versöhnung“¹ sind (vgl. 2 Kor 5,18–21).

Das „Wort von der Versöhnung“, das befreiende Evangelium vom Leiden, Sterben und der Erhöhung Jesu Christi (und nicht etwa die Lossprechungsformel der Beichte): Wird es im Sinne Jesu verkündet, ereignet sich das von Gott „ein für alle Mal“ (Hebr 10,10) getane Heilswerk hier und jetzt, damit alle Leben und Freude „in Fülle“ haben (vgl. Joh 10,10; 17,13).

In der Krise: Ritendiakonie als dem Leben geschuldeter Dienst

Österlich versöhnt worden zu sein wird in seiner existentiellen Einholung als irdische Wirklichkeit erfahrbar, wenn Worte und Taten, Gottesdienst und Leben der „Gesandten an Christi statt“ (2 Kor 5,20) es übereinstimmend bezeugen. Die Konkretion der in Christus geschenkten Erlösung war und ist daher vielfältig wie das Leben und seine Notwendigkeiten. Dabei mag die Erfahrung, dass Sünde und Schuld auch im erlösten Leben immer wieder aufbrechen wie alte Wunden, ernüchternd gewesen sein, aber kein Grund, an ihrer Heilung zu verzweifeln.² So pflegten die in der Taufe geheiligten Glieder Christi aller Zeiten verschiedenste Praktiken zur Vervollkommenheit in der Nachfolge („tägliche Umkehr“) und haben nach einigem Ringen selbst die bis dahin unvorstellbare und zunächst aussichtslos scheinende Aporie von Menschen bewältigt, die in der Verfolgung ihren Glauben leugneten, doch später in die Kirche zurückkehren wollten. Für sie, deren kirchliches Leben infolge gravierender Schuld tatsächlich „neu aufgesetzt“ werden musste, hat die Alte Kirche das Verfahren der kanonischen Buße ersonnen.

Ein besonderer Weg

Diese wie die Taufe zunächst nur einmal im Leben gewährte Wieder-Versöhnung nach gründlicher Lebensrevision war die *ultima ratio* in einer sonst schuldhaft ausweglosen Situation – nicht mehr, aber auch nicht weniger. Den indizierten Vergehen Glaubensabfall, Mord und Ehebruch ist gemeinsam, dass sie „ans Leben“ gehen, also dem geistlichen oder physischen Leben (irreparablen) Schaden zufügen. Obwohl keineswegs alle kirchlich Verantwortlichen davon überzeugt waren, im Fall des aufgekündigten Taufversprechens (Apostasie) überhaupt noch etwas tun, ja heilen zu dürfen, hat man in der Großkirche einen gangbaren Weg der Versöhnung gefunden. Dieses Beispiel könnte neu Schule machen.

Bei Katholikinnen und Katholiken unserer Tage löst die Schilderung des aufwändigen kirchlichen Bußverfahrens spontan meist Befremden aus; dann Erleichterung darüber, dass es heute für so etwas ja glücklicherweise die Beichte gibt. Bei näherem Hinsehen zeigt sich jedoch das besondere Potential der öffentlichen Büsseraussöhnung (Rekonziliation), die wie

¹ Übersetzung von MESSNER: Einführung, 189.

² Zur Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Feiern von Umkehr und Versöhnung siehe MESSNER: Feiern, 9–240; die Thematik unter Berücksichtigung der Buß- und Versöhnungsfeier aufbereitet hat VOLGGER: Wasser der Taufe, 42–56.

kaum ein anderes Medium der Krisenerfahrung von Menschen entspricht und zu deren Bewältigung geeignet ist. Wann also könnte dieses besondere „Heilmittel“ passend und hilfreich sein?

Schritt für Schritt das Leben entlang

Zwei Aspekte fallen auf: 1) Freude und Leid betreffen gemäß 1 Kor 12,26 alle Glieder am Leib Christi; auch übernehmen sie gemeinsam Verantwortung für diejenigen, die gesündigt haben (vgl. Mt 18,15–20³). Umkehr und Versöhnung im Rahmen der kanonischen Buße haben daher ihren Ort in der Gemeinde, die sie existentiell mitträgt und liturgisch begleitet. 2) Einsicht, Bekenntnis, Umkehr und Versöhnung fallen im Leben nicht in eins und finden auch nicht zeitlich gedrängt, rasch aufeinanderfolgend oder gar sofort in einer einzigen Feier statt (wie bei der späteren Beichte). Sie werden vielmehr als Ereignisse und Phasen in einem Prozess erfahrbar, der den Betroffenen genügend Zeit und ihrem von Not zur Freude sich wandelnden Empfinden liturgischen Ausdruck gibt: Sie treten in ein längerfristiges Geschehen ein und bestimmen seinen Fortgang. Das entspricht der Psychodynamik des Menschen und ist heute grundlegend für jede Therapie. Alle Beteiligten nehmen daran auf je eigene Weise Teil – so wie und so lange es jeweils notwendig ist.

Beispielhaftes aus den USA

Eine engagierte Initiative des damaligen Erzbischofs von Chicago Kardinal Joseph Bernardin⁴ erfuhr in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts eine bemerkenswerte Blütezeit: Vor dem Hintergrund der guten Erfahrungen mit dem für die Erwachseneninitiation wieder eingerichteten Katechumenat wollte man versuchen, das altkirchliche Bußverfahren neu zu beleben, um Getaufte, die sich, aus welchen Gründen auch immer, von der katholischen Kirche entfernt oder getrennt hatten, wieder in die volle eucharistische Gemeinschaft zurückzuführen. Der treffend doppeldeutige Name des neu gegründeten Projekts „ReMembering Church“ war zugleich Programm und Ziel: sich der Kirche zu erinnern (engl. *remember*), um wieder neu Mitglied (engl. *re-* und *member*) zu werden. Das Angebot richtete sich an katholisch Getaufte, die lange Zeit hindurch inaktiv oder der Kirche entfremdet waren und ihre bloß auf dem Papier bestehende Kirchenzugehörigkeit zu hinterfragen begannen; ihnen sollten persönlich und liturgisch begleitete „gelebte, erzählte und gefeierte Prozesse“⁵ eine Wiederannäherung an das kirchliche Leben aus ihrer Taufberufung ermöglichen.

³ Die hier der Gemeinde zugesprochene Binde- und Lösegewalt ist freilich nicht nur für die Exegese schwierig. Die Macht, Menschen so auf ihre Schuld festzulegen („binden“), dass dies auch „im Himmel“ erkennbar (und im Gericht entscheidend?) bleibt – oder aber sie zu „lösen“ – irritiert. Der Kontext (die Suche nach dem Verlorenen und die Forderung, unbegrenzt oft zu vergeben) legt nahe, sie maximal großzügig zu gebrauchen. Die „inkohärente“ Spannung zur alleinigen „Souveränität des Menschensohn-Weltrichters“ (vgl. Mt 13,40–43.49f.) hat Matthäus jedenfalls nicht aufgelöst, so Luz: Matthäus-Evangelium, 57.

⁴ Vgl. die von ihm auf der Weltbischofssynode 1983 zum Thema „Versöhnung und Buße in der Sendung der Kirche von heute“ präsentierten Beiträge BERNARDIN: New Rite und Virtue of Penance.

⁵ TEBARTZ-VAN-ELST: Weg, 71.

Das Experiment hatte in einigen Gemeinden Erfolg, nicht zuletzt wegen der authentischen rituellen Einbettung existentieller Erfahrungen:⁶ 1) Einladung in ein offenes, unverbindliches Forum für alle, die daran denken ihre brachliegende oder zeitweise unterbrochene Beziehung zur Kirche aufzuarbeiten; 2) Willkommensritus in der Gemeinde für diejenigen, die sich zu verbindlichen Schritten entschließen; 3) jeder/jedem wird ein *companion* als persönliche Weg- und Glaubensbegleitung zur Seite gestellt, um sich den „Schatten der Vergangenheit“ gemeinsam zu stellen; 4) öffentliche Bekundung der Umkehrbereitschaft im Gottesdienst der Gemeinde am Aschermittwoch; solidarischer Verzicht der Gemeinde auf die Eucharistie an diesem Tag; 5) intensivierte Tagzeitenliturgie (Vesper) und Schriftgespräche während der Quadagesima; 6) am Beginn der Hohen Woche persönliche Aussprache/persönliches Bekenntnis (der Pönitenten, ihrer *companions* und anderer, die den Weg solidarisch mitgegangen sind) beim Pfarrer *ohne* Absolution; 7) einzelner sakramentaler Vergebungszuspruch (Absolution) mit Handauflegung für alle, die sich darauf vorbereitet haben im Beisein der Gemeinde während der Abendmahlsmesse am Gründonnerstag; die Rekonziilierten bringen die Gaben und nehmen erstmals wieder am eucharistischen Mahl teil; 8) Auskosten und Vertiefung des „neu versöhnten Lebens“ in der Pentekoste.⁷

Anderswo gelang dieser gemeinsame Umkehrweg nicht, wenn die Betreffenden es vorzogen, sich unauffällig „einschleichend“ in die Gemeinde einzufinden, oder aber die nicht-offizielle Liturgie *ad experimentum* keine ausreichende Unterstützung durch die verantwortlichen Pfarrer erfuhr.⁸ Generell erschwerend waren damals und sind heute jedoch auch die Unkenntnis und Unerfahrenheit der Gemeinden hinsichtlich ihrer Mitverantwortung für einen adäquaten Umgang mit Schuld, Umkehr und Versöhnung: Im Zweifel halten sie an der überkommenen privatisierten Sicht von Sünde und Rekonziliation fest.⁹

Gibt es hierzulande keinen Bedarf?

Ein kurzer Aufschwung und einige Jahre später der Kollaps – mitbewirkt von höchster Stelle und hingenommen an der Basis? Dieses Schicksal teilt die *ReMembering Church* mit anderen hoffnungsvollen Aufbrüchen nach dem Konzil. Doch heißt das, es gäbe tatsächlich keinen

⁶ Ausführlich darüber berichtet haben u. a. LOPRESTI: *Penance*; HARMONY: *ReMembering*.

⁷ Vgl. TEBARTZ-VAN-ELST: *Weg*, 72–77.

⁸ Nach dem Tod von Joseph Bernardin verlor das Projekt seinen Elan. Rita Ferrone, anerkannte Führungspersönlichkeit der U.S.-amerikanischen katholischen Kirche und engagierte Kämpferin für die liturgische Erneuerung gemäß dem Zweiten Vatikanischen Konzil auf pfarrlicher, diözesaner und nationalkirchlicher Ebene führt dies auf einen atmosphärischen Wandel in der Bischofskonferenz zurück, in der das Unternehmen bald keinen Rückhalt mehr besaß: „They didn’t want things like this [...]“; ein vom seinerzeitigen Mitbegründer Joseph Favazza versuchter Neustart scheiterte 2013 (<http://www.praytelltblog.com/index.php/2015/05/20/rituals-for-catholics-coming-home>; 8.6. 2015).

⁹ So auch das heute weltweit in ca. 150 Diözesen und Pfarren unter dem Titel *Landings* angebotene Heimkehr-Programm für fernstehende Getaufte: Bevorzugt in den geprägten Zeiten übernehmen eigens ausgebildete Gemeindemitglieder die persönliche Prozessbegleitung der „Heimkehrenden“ in Gesprächs- und Gebetsrunden „to celebrate their sacred moment of return by giving them a ‚safe place to land‘“; die Feier dieses nicht näher bestimmten „heiligen Augenblicks“ der „Landung“ bedarf offenkundig keiner weiteren liturgischen Einbettung mehr; die Mitfeier der Eucharistie ist prinzipiell sofort gestattet („you don’t have to go to Reconciliation first to attend Mass“); die ggf. für schwere Schuld („serious sins“) nötige Rekonziliation (in der Beichte) wird als *erster* Schritt („initial step“) empfohlen (<https://www.paulist.org/landings> und <http://landingsintl.org>).

Bedarf an mitfühlender Anerkennung und solidarischer Aufarbeitung und Überwindung von Schuld und Trennung? Kein Interesse, das Leben von Menschen mitsamt seinen Brüchen, Umwegen, Unsicherheiten gemeinschaftlich vor Gott zu bringen, damit er ihre – und die „Gebrechen“ aller – heile? Keine Notwendigkeit, schwere Zeiten gemeinsam auszuhalten und offen Freude darüber zu zeigen, dass Neues sich ankündigt?

Die boomenden Formate des Reality-TV, die intime Lebensbeichten, Outings, Krachs und kitschige Versöhnungen als „Doku“ oder Shows mit großer Reichweite veröffentlichen, aber auch die zahllosen Internet-Foren, in denen Privates weltweit (und untilgbar) zur Schau gestellt wird, verraten viel – *auch* das Bedürfnis, wahrgenommen zu werden und Lebenslasten und -freuden zu teilen; seriöser geschieht das in diversen anonymen Beratungseinrichtungen und durch die Aufdeckung subtiler systemischer und struktureller Zusammenhänge in der Psychotherapie.¹⁰ Eine interessante Spannung zur kirchlich tradierten Verschwiegenheit, ja Schweigsamkeit darüber in vielen Kirchen und Gemeinden.

Das Gottesdienst-Programm der *ReMembering Church* hätte als „besonders gelungenes Beispiel für eine Umkehrliturgie“¹¹ inspirierend für die missionarische Kirche Europas in nachchristlicher Gesellschaft werden können.¹² De facto aber muss, wer heute vorschlägt, die Wiederzulassung zur vollen Gemeinschaft der Kirche „idealerweise im Kontext des Gottesdienstes“ zu feiern, sogleich einschränkend hinzufügen, dass dies wohl „nicht in jedem Fall allen zumutbar und immer angebracht“¹³ sein wird. Nur wenn im Lebensraum „Gemeinde“ Beziehungen entstehen und wachsen, wird er auch als Ort der Versöhnung „zumutbar“ sein; nicht weniger wichtig wäre, dass die Feierkultur nicht erst am Ende des Weges zum Tragen kommt, sondern der ganze Umkehrprozess liturgisch bezeugt und bekräftigt wird.

Geeignet (vielleicht vonnöten) könnte ein solcher Weg für Getaufte in unterschiedlichen Lebenssituationen sein, die sich fundamental neu orientieren wollen oder müssen. Ein biografischer Bruch oder Umbruch, ein traumatisches Versagen, nachhaltiges Umdenken oder eine Rückbesinnung und andere Anlässe können dazu bewegen. Heil-Werden in Gott ist das Ziel, doch zeigt sich vielleicht erst unterwegs, wie es sich konkretisieren lässt. Der Weg jeder/jedes Einzelnen entsteht im Gehen und mündet – wenn es soweit ist – in die gemeinsame Feier der ersehnten und anfanghaft schon spürbar gewordenen Versöhnung mit Gott und der Kirche. Die Abfolge, zuerst (Schritte der) Umkehr zu tun, bevor Versöhnung Wirklichkeit werden kann, entspricht dem Prozess, den Menschen durchleben, ohne diesen zu verkürzen oder dem beglückenden Höhepunkt vorzugreifen.¹⁴ Denn die vorgängige und nie aufgekün-

¹⁰ Ebenfalls ein Indiz für den (vermuteten) Bedarf ist die Fülle einschlägiger Themenheften in der theologischen Fachliteratur, hier in kleiner Auswahl aus jüngerer Zeit: *Diakonia* 32. 2001, *Heiliger Dienst* 9. 2005, *Gottesdienst* 39. 2005, *Lebendige Seelsorge* 58. 2007 und 66. 2015.

¹¹ RICHTER: Versöhnung, 60.

¹² Vgl. TEBARTZ-VAN-ELST: Weg 69f.; vgl. den dem Katechumenat parallelisierten Prozess von Umkehr und Versöhnung 77–79. Immerhin: Das Bewusstsein der Gläubigen für einen gemeindlichen Umkehrweg aus der Taufberufung hat sich vertieft und mancherorts wird die Feier vorösterlicher Bußgottesdienste durch eine Versöhnungsfeier vor Anbruch der Hohen Woche ergänzt (vgl. exemplarisch VOLGGER/URBAN: Liturgie der Versöhnung).

¹³ Vgl. SABERSCHINSKY: Wiederzulassung, 29–32.

¹⁴ Sie entspricht der Einsicht, dass jeder sakramentliche Vollzug den Gottes Geist für Menschen erbittet, die ihre Bereitschaft bekundet haben und ihre Mitwirkung nicht vorenthalten; vgl. die sakramentale Bischofsordination nach vorausgehender Wahl und die epikletische Segnung der Brautleute nach vorausgehendem Konsens als die das Ehesakrament begründende Handlung; für die Feiern der Aufnahme und der Wiederaufnahme in die Kirche hieße das: Persönlicher Glaube und sichtbare

digte Zuneigung Gottes zeigt sich nicht erst in der Vergebungszusage; schon die Möglichkeit zur Umkehr, also das *ganze* Geschehen, verdankt sich Gottes Initiative. Eine sofortige Los-sprechung, für die jemand innerlich noch gar nicht bereit ist, wird erfahrungsgemäß kaum als Geschenk empfunden. Erst wenn der Mensch wieder Boden unter den Füßen spürt und das (Selbst-)Vertrauen in die Lebensänderung wächst, wird die ausdrücklich gefeierte Vergebung und Versöhnung zur Gipfelerfahrung werden.

An der Glaubensbiographie Maß nehmen

In der Alten Kirche mögen bald bestimmte verbindliche Bußzeiten und Fristen festgesetzt worden sein. Heute könnte man den zeitlichen Verlauf weitgehend denen überlassen, die sich zu einer ernsthaften Lebensänderung entschlossen haben. Sie spüren, welche innere Entwicklung wie lange dauert, wann sie wofür bereit sind und welche Entscheidungen noch Reifezeit brauchen. Abgesehen aber von der Rücksichtnahme auf das individuell-persönliche Tempo legt sich jedenfalls die Quadragesima als letzte intensive Phase vor einer gemeinschaftlichen Feier der Versöhnung nahe. Denn als Erben der beiden beinahe ausgestorbenen altkirchlichen Stände der Katechumenen und Büsser und mit diesen solidarisch genießen das „Sakrament der 40 Tage“¹⁵ auch alle, die ohne Notwendigkeit einer offiziellen Bestätigung ebenfalls eine neue, bessere Ordnung in ihr Leben bringen wollen.¹⁶ Der Solidargemeinschaft aber bedürfen alle Glaubenden.

Compassion der Gemeinde

Darin läge zugleich die größte Herausforderung für die Gemeinden vor Ort, die sich plötzlich, entgegen einer jahrhundertelangen Praxis, für die Rückkehr oder Gesundung ihrer Glieder interessieren und bis zu einem gewissen Grad verantwortlich machen müssten. Hier fehlt gewiss die Erfahrung, vielleicht aber auch der Wille und Mut zur Anstrengung von Neuem? Zu lange schon ist das Thema „Buße“ eine „Privatangelegenheit“ zwischen Seelsorger und Pönitent/in unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Das mag bequem sein, enthält den leidenden Gliedern am Leib Christi jedoch die Anteilnahme ihrer Schwestern und Brüder vor; umgekehrt den Schwestern und Brüdern die (Selbst)Erkenntnis und Anerkennung der *gemeinsamen* Lebenswirklichkeit, nämlich der Verstrickung aller Christinnen und Christen in strukturelle Schuldzusammenhänge: „Denn die BüsserInnen stehen nicht nur für sich selbst, sondern nehmen eine wichtige Rolle innerhalb der Gemeinde ein. So wie die anderen Gemeindemitglieder die Büsser im Gebet begleiten und stellvertretend für sie kommunizieren, so gilt auch umgekehrt, dass die Büsserinnen für die anderen Gemeindemitglieder *nicht-kommunizieren*.

Umkehr sind nicht im Voraus zu erbringende Leistungen (die das Geschenk der vorgängigen Liebe Gottes ausschlagen), sondern würdigen den Menschen, dem Ruf und Angebot seines Schöpfers (dessen vorgängige Liebe er dankbar annimmt) in Freiheit zu antworten.

¹⁵ Vgl. zu dieser Bezeichnung die Tagesoration vom 1. Fastensonntag nach dem Missale Romanum, die von den „Exerzitien des 40-Tage-Sakraments“ spricht, was in der deutschen Übersetzung leider nicht wiedergegeben ist (vgl. Missale Romanum 2008, 206).

¹⁶ Beide Aspekte, Taufbewusstsein und Lebensrevision, prägen gemäß *Sacrosanctum Concilium* 109 und *Grundordnung des Kirchenjahres* 27 die Quadragesima und sollen von den Gläubigen beherzigt werden.

Sie tragen nicht nur ihre eigene Schuld, sondern stellvertretend die *aller* vor Gott hin.“¹⁷ Ein weiterer guter Grund, sich der systemischen Dimension von Schuld *und* ihrer gemeinschaftlichen Überwindung durch Umkehr und Versöhnung zu erinnern.

Die Diskretion und der Schutz (vermeintlicher) Anonymität – de facto bleiben die Lebensumstände (zumal bekannter Personen) ohnehin selten verborgen, doch spricht „man“ eben nicht oder nur hinter vorgehaltener Hand darüber – haben ihre Schattenseite. Gläubige Menschen leiden nicht selten darunter, dass ihre belastet-belastende Lebenssituation, ein Scheitern oder fataler Irrtum gerade dort schamhaft verschwiegen werden muss, wo doch die Option für die Armen gilt und sie Mitgefühl und tatkräftige geschwisterliche Hilfe erwarten dürften.

Eine Ritendiakonie, die ihr Talent ausgräbt, um damit zu wuchern!

Wiedereintretende, denen nichts in den Weg gelegt wird, Heimkehrer aus der Entfremdung, die mit offenen Armen empfangen werden, Menschen in belastenden Lebenssituationen, die an den Folgen eigenen oder fremden Versagens leiden – sie alle könnten einen ihnen gemäßen solidarischen Umkehr- und Versöhnungsweg beschreiten und, aus lebensrelevanter Liturgie schöpfend, ihres Daseins und Glaubens wieder froh werden.

Wirklich alle? Vielleicht sogar jene Gläubigen, die in zweiter Ehe leben und nach geltendem kirchlichem Recht zu Lebzeiten des getrennten Partners nicht auf Anerkennung dieser Beziehung hoffen dürfen?¹⁸ Die Auflage des „geschwisterlichen Zusammenlebens“ als Zulassungsbedingung zur eucharistischen Gemeinschaft ist für viele nicht lebbar und gilt noch dazu lebenslang; die zudem verlangte Reue – nicht allein über das Scheitern der ersten, sondern über das sündhafte Bestehen der zweiten Ehe – ist ehrlichen Herzens wohl auch nur schwer aufzubringen. Das Modell „Rekonziliation“ hingegen impliziert, dass grundsätzlich selbst gravierende Vergehen nach einer entsprechenden Bußzeit versöhnt werden können. Die damit verbundene ernsthafte Neuordnung des Lebens wird mit der Last des Gewesenen zurande kommen und wohl auch manches Unrecht und objektiv Nicht-Gutes als unvermeidbar integrieren müssen.

Welche Ritendiakonie wird also künftig das ihr anvertraute Talent nicht länger im Boden der Tradition vergraben (und den Menschen schlechten Dienst erweisen), sondern es *auf* diesem Boden zum Wuchern zu bringen und eben darum als „treu“ gelten können (vgl. Mt 25,14–30)?

Lebenslängliche Ausweglosigkeit?

Denn noch herrscht Aporie („Weglosigkeit“). Bisher bringt die Situation der geschiedenen Wiederverheirateten zwar manche der Not geschuldete pastorale Maßnahme „unter der Hand“ hervor, doch eine „große“, auch lehramtlich gedeckte Lösung steht noch aus.¹⁹ In die

¹⁷ Vgl. SANDLER: Zeit der Barmherzigkeit, 38; der noch nicht gedruckt erschienen Artikel ist seit 30. 5. 2014 online zugänglich unter: <http://www.uibk.ac.at/theol/leseraum/texte/1050.html> (abgerufen am 19. 8. 2015).

¹⁸ Dass es grundsätzlich möglich ist, mit einem Federstrich über die Sakramentalität einer Ehe zu entscheiden, zeigt freilich die mit 7. April 2010 in Kraft getretene Änderung der gemäß CIC 1983 geltenden Regelung für Ausgetretene. Die sakramentale Gültigkeit ihrer Ehe hängt also schlicht vom Hochzeitsdatum ab.

¹⁹ Beiträge dazu leisten seit geraumer Zeit verschiedene theologischen Disziplinen, u. a. Vordenker

Frage der Anerkennung nicht-idealer Lebenswirklichkeiten ist aber zweifellos Bewegung gekommen, die auch dazu herausfordert, das katholische Verständnis von „Sakrament“ und „Sakramentalität“ neu zu denken.²⁰ Dass sich in den Lösungsansätzen nicht selten das Modell der kanonischen Buße Erwähnung findet, weitet „nebenbei“ den Blick für die Notwendigkeit, einem Umkehr- und Versöhnungsprozess Zeit einzuräumen²¹ – und ihn zu befristen: heilsame Zeit, Vergangenes aufzuarbeiten, aber nicht zu verfestigen; Zeit, die nach einer Trennung weiterbestehenden Beziehungen zu erhellen und zu integrieren, Zeit, die angebahnten oder vorgenommenen Weichenstellungen zu prüfen etc.

Trost aus dem sakramentalen Leben – nur welcher?

Sakramentalität als potentielle „Heilsqualität“ alles Geschaffenen hat unerschöpflich viele Facetten. So lehrt die Kirche, dass „es kaum einen rechten Gebrauch der materiellen Dinge gibt, der nicht auf das Ziel ausgerichtet werden kann, den Menschen zu heiligen und Gott zu loben“ (*Sacrosanctum Concilium* 61). Dies bedeutet keine Einebnung sakramental-liturgischer Handlungen, sondern erlaubt im Gegenteil deren

„Einordnung in einen gestuften Kosmos symbolischer Vollzüge, welche das eine große Mysterium / Sakrament Gottes, Christus, in seinem Leben, Sterben und Auferstehen in der Geschichte wahrnehmbar und erfahrbar machen. In allen ‚sakramentlichen Feiern‘ ist die Transparenz der Welt als Schöpfung, also als Ort der Begegnung mit dem Schöpfer, dem Herrn und Eigentümer der Welt, erfahrbar, freilich in gestufter spiritueller Dichte und Intensität. Im Zentrum dieser Vielfalt stehen die kirchebegründenden Vollzüge Taufe und Eucharistie, von denen her und auf die hin alle anderen zu verstehen sind.“²²

Was ist daher von der Empfehlung zu halten, wenn verboten, eben nicht materialiter, sondern geistlich zu kommunizieren, die den von „den“ Sakramenten Ausgeschlossenen als Trost geboten wird? Sie argumentiert zu Recht, die Teilnahme am Leben der Kirche dürfe nicht auf den Empfang der Kommunion reduziert werden (die „spirituell“ aber doch erreicht werden soll); die Beziehung zu Christus sei schließlich auch geistlich (sowie in vielen anderen Vollzügen) „unverdünnt“ gegeben und zu pflegen.²³ So wahr dies ist und notwendig zu tun: Ob

wie Eberhard SCHOCKENHOFF (Moraltheologie), Sabine DEMEL (Kirchenrecht), Thomas RUSTER (Dogmatik) oder Willibald SANDLER (Dogmatik/Fundamentaltheologie); ihre hoffnungsvollen Ansätze sind aber nicht notwendigerweise miteinander kompatibel.

²⁰ Und nicht in jener Begrifflichkeit zu verharren, die „sakramentale Gnade“ eindeutig definiert und unter exakten Bedingungen ebenso präzise feststellen zu können meint wie ihren Mangel; vgl. Anm. 17.

²¹ Umso geläufiger ist dies jenen Autorinnen und Autoren, die vermehrt auf ein ursprüngliches Verstehen sakramentalen Handelns aus den konkreten gottesdienstlichen Vollzügen rekurrieren wie FABER: Einführung 11, obgleich sie „liturgische Aspekte der Sakramententheologie [...] als Systematikerin nur andeuten“ kann; für die Buße vgl. NOCKE: Buße, 323–334 und SCHNEIDER: Zeichen, 210–212; vgl. auch SANDLER: Zeit der Barmherzigkeit, 3–60. Einen aktuellen Einblick in die seit den 1980er Jahren anhaltend und engagiert geführte Diskussion im Vorfeld der Familiensynode 2015 in Rom bieten GRAULICH/SEIDNADER (Hg.): Jesu Wort.

²² MESSNER: Sakramentalien, 656.

²³ U. a. von BACHL: Gott bewegt, 95–106; ihm ist zuzustimmen. Wäre das Bewusstsein davon weiter verbreitet, hörten sich rasch diverse „nur“-Reden auf: „nur“ ein Wortgottesdienst (also weniger wert als die Messe), „nur“ symbolisch (also uneigentlich, nicht wirklich) und „nur“ Laie (also weniger heilig?) etc. Ein tieferes Verständnis von der Eigenart gottesdienstlicher Handlungen und ihrer Subjekte hat zur Konsequenz, dass diese gerade *nicht* gegeneinander austauschbar sind und schon

Jesu Deutung des eucharistischen Mahles – „mein Leib und Blut für euch/die vielen/alle zur Vergebung der Sünden“ – und sein Auftrag – „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ – ein lebenslanges Ausweichen auf eine „bloß weniger intensive“ Alternative erlaubt? Zumal es nicht allein um die persönliche Beziehung zu Christus geht (der sich Sünderinnen und Sündern nicht vorenthalten hat), sondern auch um die Realisierung der *Communio* der Feiernden: Eine auf die physische Anwesenheit reduzierte „Teilnahme“ an einem Mahl, dessen „Nährwert“ im Betrachten, nicht aber im Essen und Trinken der Speisen liegen soll, widerspricht allen Regeln des zwischenmenschlichen Umgangs und erst recht der Praxis Jesu, der irdischer und eschatologischer Gastgeber aller Mühseligen und Beladenen geworden ist, um sie zu erquicken (vgl. Mt 11,28). Der Zeichencharakter einer Mahlgemeinschaft, die ungerührt isst und trinkt, was andere dauerhaft entbehren müssen, ist verheerend²⁴ und sie hätte das Urteil zu fürchten: „Was ihr bei euren Zusammenkünften tut, ist keine Feier des Herrenmahls mehr“ (1 Kor 11,20)²⁵.

Menschenfreundlicher und aufrichtiger ist da die strenge Praxis der kanonischen Buße: Wer gehalten ist und zustimmen kann, noch nicht oder noch nicht wieder am Mahl teilzunehmen, weil das Leben gerade erst im Umbruch ist oder er / sie von sich aus noch nicht dazu bereit, wird zuvor entlassen. Die temporäre Enthaltsamkeit entspricht dem Ernst des Vorhabens und der Vorfreude auf die Wiederherstellung der Mahlgemeinschaft.

Wege zum Heil ebnen

„Sakramentalität“, die in dem Heilsereignis („Sakrament“) gründet, das Christus selber ist und sein Paschamysterium in den Lebensvollzügen der Kirche und in den verschiedensten Situationen im Leben der Menschen vielfach gebrochen widerspiegelt²⁶, ist Gottes dynamisch-belebender Beziehung zu seinen Geschöpfen ebenso würdig wie es dem fragilen Vermögen des Menschen gerecht wird.

Zwei unterschiedliche Modelle eines versöhnlichen, heilsamen Umgangs mit existentiellern Scheitern geben weiter zu denken: Beide wurzeln in der Tradition und beide bezeugen auf je eigene Weise die Gemeinschaftsdimension von Umkehr und Versöhnung im kirchlichen Leben:

Die aus Gründen der Barmherzigkeit in der Orthodoxie zugestandene Zweit- und Drittehe setzt voraus, dass die sakramentale erste Ehe auch über den Tod der Eheleute hinaus bestehen bleibt. Wenn aber die moralischen und religiösen Grundlagen der Ehe (bei Ehebruch sowie aus anderen Gründen mit oder ohne Verschulden) unheilbar zerrüttet sind und das konkrete Zusammenleben *kein* Zeichen des Heiles mehr ist, kann der irdische „Tod“ dieser Ehe anerkannt werden; nach einer mehrjährigen Bußzeit ein zweites oder drittes Mal zu heiraten

gar kein „Ersatz“ für den Empfang des Leibes und Blutes Christi.

²⁴ Die zumindest ambigue Zeichenhaftigkeit des völlig enthaltensamen „geschwisterlichen“ Zusammenlebens, das zweitverheirateten Paaren als einziger kommunionverträglicher Ausweg geboten ist, wäre eigens anzufragen.

²⁵ Eine ähnliche Überlegung auf Basis von 1 Kor 11,29f stellt SANDLER: Zeit der Barmherzigkeit, 24f für eine Kirche an, die acht- und rücksichtslos kommuniziert, dadurch den Leib Christi „notorisch missachtet“ und so unter das Gericht gerät, „zumal [...] es hier nicht nur um individuelle Beziehungen geht, sondern um den katholisch-allumfassenden Leib Christi, dem überall dort geschadet wird, wo Menschen kategorisch ausgeschlossen oder missachtet werden.“

²⁶ Vgl. MESSNER: Überlegungen, 231.

ist dann nach Athanasius im Sinne der *Oikonomia* (Lebbarkeit in der „Hausgemeinschaft“ von Kirche) „zum einen zwar nicht erlaubt, [wird] zum andern aber trotzdem erlassen und vergeben.“²⁷

Das jüngst von Willibald Sandler eingebrachte „Konzept von dramatischer Gradualität“²⁸ bewahrt ebenfalls das hohe kirchliche Ehe-Ideal, vermag jedoch mit *Lumen Gentium* 8 „Elemente der Heiligung und Wahrheit“ auch in „irregulären“ Beziehungen zu würdigen: nicht als Anfang einer stetigen graduellen Annäherung an das ideale Gute (um das Böse schrittweise zu tilgen), sondern zusammen mit all den Verwerfungen und Brüchen, die keineswegs gut und gerecht sind (oder es jemals werden können); um ihretwillen sind „Gericht und Umkehr im Blick auf Strukturen der Sünde und auf eine nötige umfassende Integration von allem Guten“ einzufordern – wiederum nicht im geradlinigen Fortschritt, sondern in der Weitung der Perspektive auf bisher ausgeblendete oder noch nicht integrierbare Aspekte des Gelebten und mit dem Mut, „fehlerhafte Sinngestalten auflösen und neu zusammensetzen zu lassen.“²⁹ Für diesen heilsamen Eintritt in die Wahrhaftigkeit eigne sich die „Wiedereinführung einer öffentlichen Buße auf freiwilliger Grundlage“, etwa als ggf. mehrmonatige Bußexerzitien auf die Osternacht hin oder auch als Element eines Bußgottesdienstes in der Quadragesima. Eine solche Bußzeit sei nicht nur einzelnen Betroffenen, sondern jeder christlichen Gemeinde aufgegeben, die erkennt, dass es über individuelle Schuld hinaus sündhafte Zusammenhänge und Erlösungsbedürftigkeit gibt. Ihr äußeres Zeichen könnten z. B. violette Schals sein, die (auf Zeit oder an bestimmten Stellen im Gottesdienst) von denen getragen werden, die sich – „selbst wenn sie eher Opfer als Täter sind“ – ohne Zwang und Stigmatisierung den Schuldverstrickungen stellen, die in Wahrheit alle mehr oder weniger angehen.³⁰ Ein ernstzunehmender Aufruf zur Bekehrung und Schärfung des kirchlichen Bewusstseins von Sünde, Schuld, Gericht, Umkehr und Versöhnung – und zu einer liturgischen Weggemeinschaft dorthin.

Literatur

ANAPLIOTIS, Anargyros: Ehescheidung, in: GRAULICH, Markus / SEIDNADER, Martin (Hg.): Zwischen Jesu Wort und Norm. Kirchliches Handeln angesichts von Scheidung und Wiederheirat. Freiburg/Br. 2014 (Quaestiones disputatae 264), 127–144.

BACHL, Gottfried: Gott bewegt. Würzburg 2012.

BERNARDIN, Joseph: The Sacrament of Penance in a Sacramental Church, in: DERS./ SPILLY, Alphonse P. (Hg.): Selected Works of Joseph Cardinal Bernardin: Homilies and teaching documents. Collegeville 2000, 241–244, (veröffentlicht auch unter dem Titel „New Rite of Penance Suggested“, in: Origins, vol. 13, no. 19, October 20, 1983, 324–326).

- DERS.: The Virtue of Penance: The Ideal and the Contemporary Reality, in: DERS./ SPILLY, Alphonse P. (Hg.): Selected Works of Joseph Cardinal Bernardin: Homilies and teaching documents 2000, 245–249, (veröffentlicht auch unter dem Titel „Contemporary Attitudes Toward Sin“, in: Origins, vol. 13, no. 19, October 20, 1983, 326–328).

²⁷ Vgl. ANAPLIOTIS: Ehescheidung, 128f.

²⁸ Um das „Gesetz der Gradualität“ vor dem Missverständnis der „Gradualität des Gesetzes“ zu schützen.

²⁹ SANDLER: Zeit der Barmherzigkeit 46.

³⁰ SANDLER: Zeit der Barmherzigkeit, 37–39.

- BRENNAN, Patrick J.: *The Reconciling Parish. A Process for Returning or Alienated Catholics*. Allen/Texas 1990.
- DALLEN, James: *The Reconciling Community. The Rite of Penance*. New York 1986 (Studies in the Reformed Rites of the Church).
- DEMEL, Sabine: Warum die Zulassung zu einer zweiten Ehe glaubwürdiger ist, in: *Stimmen der Zeit* 229. 2011, 363–374.
- FABER, Eva-Maria: *Einführung in die katholische Sakramentenlehre*. Darmstadt 2002.
- GRAULICH, Markus / SEIDNADER, Martin (Hg.): *Zwischen Jesu Wort und Norm. Kirchliches Handeln angesichts von Scheidung und Wiederheirat*. Freiburg/Br. 2014 (*Quaestiones disputatae* 264).
- HARMONY, Sarah: *ReMembering. The Ministry of Welcoming Alienated and Inactive Catholics*. Collegeville 1991.
- LOPRESTI, James: *Penance. A Reform Proposal for the Rite*. Washington DC 1987.
- LUZ, Ulrich: *Das Evangelium nach Matthäus*. Zürich / Düsseldorf / Neukirchen-Vluyn 1997 (EKK I/3).
- MESSNER, Reinhard: *Einführung in die Liturgiewissenschaft*. Paderborn ²2009.
- DERS.: Feiern der Umkehr und Versöhnung, in: KLEINHEYER, Bruno / SEVERUS, Emmanuel von / KACZYNSKI, Reiner (Hg.): *Sakramentliche Feiern I/2*. Regensburg 1992 (*Gottesdienst der Kirche* 7,2), 9–240.
 - DERS.: Sakramentalien, in: *Theologische Realenzyklopädie* 29. 2006, 648–663.
 - DERS.: Überlegungen zur Grundlegung einer künftigen Bußpraxis, in: *Liturgisches Jahrbuch* 46. 1996, 207–231.
- NOCKE, Franz-Josef: Buße, in: SCHNEIDER, Theodor (Hg.): *Handbuch der Dogmatik* (Bd. 2). Düsseldorf ²1995, 323–334.
- RICHTER, Klemens: Die Versöhnung mit Gott und untereinander feiern, in: *Pastoraltheologische Informationen* 33. 2013, 47–63.
- RUSTER, Thomas / RUSTER, Heidi: ... bis dass der Tod euch scheidet? Die Unauflöslichkeit der Ehe und die wiederverheirateten Geschiedenen. Ein Lösungsvorschlag. München 2013.
- SANDLER, Willibald: Zeit der Barmherzigkeit – Zeit des Gerichts. Ein Ausweg aus dem katholischen Dilemma mit den wiederverheirateten Geschiedenen? Innsbruck (<http://www.uibk.ac.at/theol/leseraum/texte/1050.html>) 2014, 1–58.
- SABERSCHINSKY, Alexander, Die Wiederzulassung zur vollen Gemeinschaft der Kirche, in: *Gottesdienst* 49. 2015, 29–32.
- SCHNEIDER, Theodor: *Zeichen der Nähe Gottes. Grundriss der Sakramententheologie*. Völlig neu überarbeitet und wesentlich ergänzt gemeinsam mit Dorothea Sattler. Mainz ⁷1998.
- SCHOCKENHOFF, Eberhard: Chancen zur Versöhnung? Die Kirche und die wiederverheirateten Geschiedenen. Freiburg / Wien ²2012.
- TEBARTZ-VAN-ELST: Auf dem Weg zu einer christlichen Umkehrliturgie. Ein pastoralliturgischer Vergleich als Perspektive, in: KRANEMANN, Benedikt / RICHTER, Klemens / TEBARTZ-VAN-ELST, Franz-Peter (Hg.): *Gott feiern in nachchristlicher Gesellschaft. Die missionarische Dimension der Liturgie. Teil 2*. Stuttgart 2000, 68–79.
- VOLGGER, Ewald: Das Wasser der Taufe und die Tränen der Buße. Kirchliche Wege und liturgische Formen der Umkehr und der Versöhnung unter besonderer Berücksichtigung der so genannten Bußfeier, in: *Heiliger Dienst* 59. 2005, 42–56.
- DERS. / URBAN, Albert (Hg.): *Liturgie und Versöhnung. Wege des Heils*. Trier 2011.

Lea Herberg, Klosterneuburg

Berichte und Notizen aus Liturgie und Liturgiewissenschaft

Debatte um die Karfreitagsfürbitte für die Juden

Der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Josef Schuster, wies bei einer Veranstaltung zum 50. Jubiläum der Konzilerklärung „Nostra aetate“ im Juni 2015 in Frankfurt darauf hin, dass die von Papst Benedikt XVI. im Jahr 2008 neu formulierte Fürbitte für viele jüdische Gläubige problematisch sei. Unter der Überschrift im Messbuch „Pro conversione Iudaorum“ lässt ihre Formulierung „Lasst uns auch beten für die Juden, dass unser Gott und Herr ihre Herzen erleuchte, damit sie Jesus Christus erkennen“ eine Interpretation als Wiederbelebung der Judenmission zu. Bischof Heinrich Mussinghoff, Vorsitzender der Unterkommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum der DBK [Deutschen Bischofskonferenz], forderte deshalb wie Schuster eine Zurücknahme der Fürbitte. Dagegen versteht Norbert Hofmann, Sekretär der Päpstlichen Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum, die Fürbitte zwar als „diplomatisch heikel“ – sie sei aber kein „Missionsbefehl“.

Bereits 2008 hatte Kardinal Karl Lehmann als Vorsitzender der DBK vorgeschlagen, für den außerordentlichen Ritus sollte die Karfreitagsfürbitte des ordentlichen Ritus gelten. Wie Hans Hermann Henrix, unter Johannes Pauls II. und Benedikts XVI. Konsultor der Kommission für die religiösen Beziehungen zu den Juden, formuliert, vollzieht die Fürbitte von 2008 „nicht mit, was im Zweiten Vatikanum grundgelegt wurde und was eine respektvolle Haltung gegenüber Judentum und jüdischem Volk beinhaltet. Die Karfreitagsfürbitte von 1974 dagegen ist Ausdruck einer Wertschätzung des jüdischen Volkes und damit einer theologischen Dignität Israels.“

Wilhelm Krautwaschl ist Bischof von Graz-Seckau

Wilhelm Krautwaschl hat die Nachfolge von Dr. Egon Kapellari als Diözesanbischof von Graz-Seckau angetreten. Der 51-Jährige leitete bis dahin das Bischöfliche Seminar in Graz und war vorher sieben Jahre lang Pfarrer im Pfarrverband Bruck/Mur. Er wurde im April von Papst Franziskus zum 58. Bischof der Diözese Graz-Seckau ernannt und im Juni geweiht. Anlässlich seines Amtsantritts rief Krautwaschl zur Einheit in der Kirche und zum gesellschaftlichen Einsatz für die Würde jedes Menschen auf. Christen müssten sich selbstlos als Anwälte der Würde des Menschen in die Gesellschaft einbringen.

Scheuer verbietet den Kult um Anderl von Rinn

Der Innsbrucker Bischof Dr. Manfred Scheuer hat mit einer offiziellen Erklärung das Verbot des antijüdischen Anderl-Kultes bestätigt und folgt damit seinen Vorgängern Reinhold Stecher und Alois Kothgasser. Die Verehrung des Andreas Oxner von Rinn basiert wie die des „Simon von Trient“ auf einer antijüdischen Ritualmordlegende. Papst Benedikt XIV. hatte den Kult 1753 genehmigt, 1953 strich Bischof Paulus Rusch den Gedenktag aus dem kirch-

lichen Kalender, 1988 verbot Bischof Reinhold Stecher den Kult. In seiner Erklärung weist Scheuer auf die schuldbewusste Abkehr der katholischen Kirche vom Antijudaismus in der Konzilserklärung „Nostra Aetate“ hin. Die gemeinsamen Wurzeln von Judentum und Christentum machen es einem Christen unmöglich, Antisemit zu sein, sagte Scheuer mit einem Zitat von Papst Franziskus. Trotz des kirchlichen Verbots findet jedes Jahr eine privat organisierten Wanderung zum sog. „Judenstein“ bei Rinn statt.

Segnung des „Campus der Religionen“ in Wien

Im Juni wurde in Wien-Aspern das Baufeld des „Campus der Religionen“ gesegnet. Er soll künftig Gotteshäuser sechs verschiedener Religionsgemeinschaften beherbergen und ist als Zeichen des Dialogs gedacht. Zehn Fahnen stehen seitdem für die noch nicht errichteten Gebäude. Sie zeigen die Symbole der beteiligten Glaubensgemeinschaften Europas, Österreichs und Wiens. Der Wiener Bischofsvikar Dariusz Schutzki erklärte gegenüber dem ORF, es solle ein Ort entstehen, an dem die Religionsgemeinschaften versammelt sind und „auf Augenhöhe“ miteinander ins Gespräch kommen können. Das Projekt soll binnen fünf Jahren realisiert werden. Kurz nach der Einweihung wurde die Flagge mit dem Davidsstern in einem Akt antisemitischen Vandalismus' umgeworfen und mit einem Hakenkreuz beschmiert. Ebenso wie die Israelitische Kultusgemeinde und die Erzdiözese haben auch andere am „Campus der Religionen“ beteiligte Glaubensgemeinschaften den antisemitischen Vandalenakt verurteilt.

„Schöpfungsandacht“ für den neuen Gebetstag für die Schöpfung

Für den von Papst Franziskus ausgerufenen weltweiten jährlichen „Gebetstag für die Schöpfung“ (1. September) veröffentlichte das Liturgiereferat der Erzdiözese Wien eine Handreichung für die Gestaltung entsprechender Gottesdienste, die Texte aus der Umweltenzyklika *Laudato Si'*, Lieder aus dem Gotteslob und ein Gebet von Papst Franziskus mit Wort-Gottes-Feiern kombinieren. Der Weltgebetstag für die Schöpfung war entstanden, nachdem der griechisch-orthodoxe Metropolit Johannes von Pergamon Zizoulas bei der Vorstellung der Umwelt-Enzyklika des Papstes auf einen solchen Gebetstag in seiner Kirche hingewiesen hatte.

Michael Kahle in der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung

Ab September gehört der Kölner Priester Michael Kahle zur vatikanischen Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung. Der 42-Jährige war zuvor Domzeremoniar in Köln sowie Direktor im Priesterseminar des Erzbistums Köln. Beim Deutschlandbesuch von Papst Benedikt XVI. im September 2011 koordinierte er die Papstgottesdienste.

Neue Aufgabe für Erzbischof Piero Marini

Der frühere päpstliche Zeremonienmeister Erzbischof Piero Marini wurde von Papst Franziskus zum Präsidenten der liturgischen Sonderkommission an der Päpstlichen Ostkirchenkongregation ernannt. Marini war seit 2007 Präsident des Päpstlichen Komitees für die Internationalen Eucharistischen Kongresse. Im Pontifikat von Papst Johannes Paul II. war er zwanzig Jahre lang päpstlicher Zeremonienmeister.

Buchbesprechungen

KLUGSEDER, Robert (Hg. im Auftrag der Österreichischen Kirchenmusikkommission und der Universität für Musik und darstellende Kunst Graz unter Mitarbeit von Dirk VAN BETTERAY, Stefan ENGELS, David HILEY und Alexander RAUSCH): *Cantare amantis est. Festschrift zum 60. Geburtstag von Franz Karl Praßl*. Purkersdorf 2014: Verlag Brüder Hollinek. 384 Seiten. ISBN 978-3-85119-352-7.

33 Autorinnen und Autoren versammeln sich in dieser Festgabe für den Professor für Gregorianik und kirchenmusikalische Werkkunde an der Universität für Musik und darstellende Kunst Graz, Franz Karl Praßl, dessen Einfluss auf Kirchenmusik und Liturgie zuletzt besonders durch die Mitverantwortung für die Neuedition des „Gotteslobs“ und begleitende Publikationen deutlich wurde, der aber in seiner Forschung, Lehre und musikalischen Tätigkeit weitaus mehr Felder bearbeitet als nur die gegenwärtige liturgische Praxis.

Zwei Drittel der Artikel sind in deutscher Sprache verfasst, hinzu kommen neun englischsprachige und zwei italienische. Die Autorinnen und Autoren stammen aus Österreich, Deutschland, der Schweiz, aus Italien, Kroatien, Slowenien und Ungarn, aus Norwegen, dem Vereinigten Königreich, Kanada und den USA: Schon diese Auswahl bezeugt die breite Wirkung, die Praßl in der einschlägigen Fachwelt seit vielen Jahren erzielt.

Die Auswahl der Autorinnen und Autoren deckt das Spektrum ab, in dem auch der Gelehrte tätig ist. Die Beiträge reichen von systematischen liturgiewissenschaftlichen Fragen (z.B.: Peter Ebenbauer: „Liturgie in den Umbrüchen der Gegenwart. Aktuelle Spannungsfelder im Ringen um die Gestalt des Gottesdienstes“, Jeremias Praßl: „Lex Oran-

di, lex credendi: Evensong as the Liturgy of Communities“) über viel Quellenarbeit nicht nur, aber bevorzugt mit Bezug auf österreichische Manuskripte (Thomas Csanády: „Paraliturgisches ‚Strandgut‘ in der mittelalterlichen Bibliothek von Seckau: Das Stundenbuch Codex Graz, Univ. Bibl., Ms 1119“, Gábor Kiss: „The Mass Ordinary Formulas of the 18th century Hungarian and Croatian Pauline Provinces“) bis zu Detailfragen aus dem Gregorianischen Choral (Johannes Berchmans Göschl: „Transposition oder Originallage? Eine kontroverse Frage zur Wiedergabe der Quadratnotation im Graduale Novum“, Nino Albarosa: „Segni sviluppati e consuetudine esecutiva“).

Die Sammlung der überwiegend recht kurzen Beiträge – die meisten mit weniger als 10 Druckseiten – folgt keiner systematischen Gliederung, daher sind sie alphabetisch nach dem Autorennamen angeordnet. Es handelt sich eher um eine Kollektion von „Gelegenheitsarbeiten“, in denen die Mitwirkenden aktuelle Forschungsvorhaben oder jüngst erarbeitete Befunde präsentieren. Und so sollte dieses Buch auch gelesen werden: Als eine reichhaltige, durch etliche prominente Namen aus der Fachwelt erarbeitete inspirierende Sammlung, die verschiedenste Einblicke in gegenwärtige Forschung rund um liturgische Musik und damit verwandte Felder ermöglicht.

Das Format des Bandes ist ungewöhnlich (ca. 19 x 26 cm, also kaum kleiner als A4), aber für die vielen in hervorragender Qualität abgedruckten Notenbeispiele, Tabellen und farbigen Fotos klug gewählt; leider macht die akribisch erarbeitete Gestaltung einen Preis von knapp 100 Euro für den Band unvermeidlich. Der weinrote Einband mit goldener Prägung verleiht dem Buch den edlen Charme einer frisch eingereichten Doktorarbeit.

Biographie, Bibliographie und Diskographie Franz Karl Praßls ergänzen das Werk, ebenso ein Verzeichnis der Autorinnen und Autoren. Dass der Band mit sage und schreibe neun Grußworten – den mitten im Buch zu findenden sehr persönlich gehaltenen Beitrag von Praßls theologischem Doktorvater Philipp Harnoncourt kann man mit gu-

tem Recht als zehntes Grußwort hinzuzählen –, zwei Fotos des Jubilars und dem auf jeder einzelnen Seite wiederkehrenden Kolummentitel „Festschrift Franz Karl Praßl“ die Grenze zum Personenkult hart touchiert, sei dem Geehrten von Herzen gegönnt.

Liborius Olaf Lumma

Innsbruck

Bucheingänge

BÄRSCH, Jürgen: Kleine Geschichte des christlichen Gottesdienstes. Regensburg: Pustet, F. 2015. Broschur (200 S.). ISBN 978-3-7917-2721-9.

GELDHOF, Joris/MINCH, Daniel/MAINE, Trevor (Hg.): Approaching to the Threshold of Mystery. Liturgical Worlds and Theological Spaces. 1. Aufl. Regensburg: Pustet 2015

(Theologie der Liturgie, 10). Broschur (216 Seiten). 978-3-7917-2741-7.

WAHLE, Stephan: Das Fest der Menschwerdung. Weihnachten in Glaube, Kultur und Gesellschaft. 1. Aufl. Freiburg im Breisgau: Verlag Herder 2015. Hardcover (432 S.) ISBN: 978-3-451-34800-6

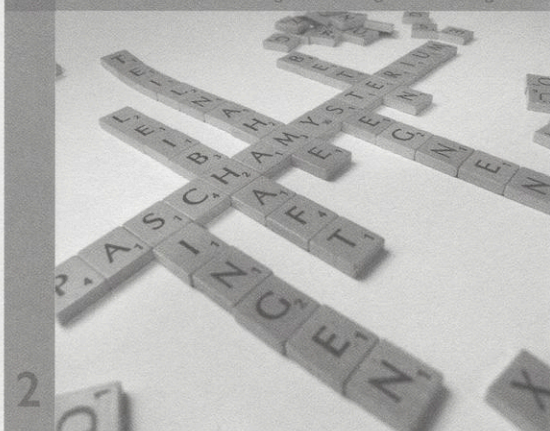
W

MODULE ZUR LITURGISCHEN BILDUNG

Herausgegeben von den Liturgischen Instituten
Deutschlands, Österreichs und der Schweiz

Leben deuten – Glauben feiern

Sechs Module für die liturgische Bildungsarbeit – Folge II



Herausgegeben von den Liturgischen Instituten
Deutschlands, Österreichs und der deutschsprachigen Schweiz.

21 x 30 cm. 148 Seiten | mit CD | 4502 | EUR 18,00

Folge 2

1. „Ehre, wem Ehre gebührt“ – Liturgisches Beten | 2. „Gesang wischt den Staub vom Herzen“ – Singen in der Liturgie | 3. Feiern bewegt – Körpersprache in der Liturgie | 4. Mitten drin und ganz dabei – Tätige Teilnahme | 5. Durch den Tod zum Leben – Die Feier des Pascha-Mysteriums | 6. „Sei um uns auf unsern Wegen“ – Segen und segnen in der Liturgie

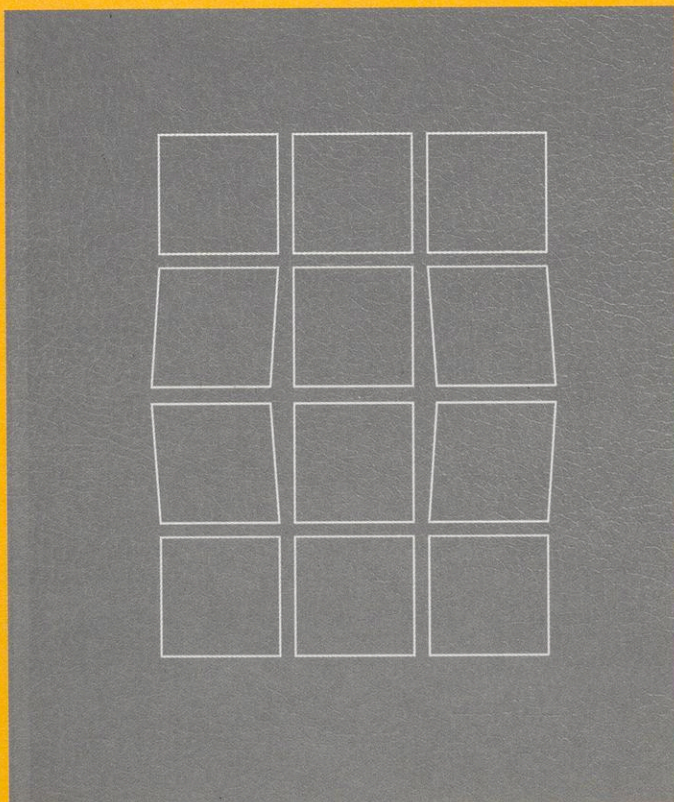
Jedes Modul enthält ein vollständig ausgearbeitetes Konzept: eine Kurzbeschreibung, einen Verlaufsplan, mehrere Check-Listen für die Vorbereitung einer Veranstaltung und eine Fülle von Materialien.

Alle Texte und Bilder sind zudem auf beiliegender CD enthalten. Die Materialien richten sich an spirituell suchende Menschen. Es geht nicht bloß um eine fachliche Weiterbildung, sondern vielmehr eine um geistliche Tiefen-Bildung: In der Liturgie mit dem Geheimnis von Gott und Mensch in Berührung kommen.

Die Gedenktage der Heiligen

im Regionalkalender für das deutsche Sprachgebiet
und einige weitere Gedenktage

Kurzviten und Tagesgebete



**Herausgegeben von den Liturgischen Instituten
Deutschlands, Österreichs und der deutschsprachigen Schweiz.**

Die Kurzviten sind so formuliert, dass sie gegebenenfalls im Gottesdienst
vorgelesen werden können.

Um die Ausgabe in der Messfeier verwenden zu können, ist das jeweilige
Tagesgebet ergänzt.

Anhang: Regionalkalender: Stand September 2014.

Gut lesbare Schrift | Kunstledereinband | Silberprägung | Lesebändchen |
Messbuchformat: 16 x 19 cm. 312 Seiten. EUR 18,80.

Heil

4/2015
69. Jahrgang
ISSN 0017-9620

Heiliger Dienst

Herausgeber: Österreichisches Liturgisches Institut, Erzabtei St. Peter, Salzburg

Rituale – immer dasselbe?

Vorwort	209
In memoriam A. Kircher, A. Hörmer, W. Glade, H. Dopf, W. Vonbank	210
Andreas Odenthal Ritueller Raum	215
Hans Gerald Hödl Rituale aus religionswissenschaftlicher Perspektive	226
Christoph Freilinger Zur rituellen Praxis heutiger Gottesdienste	233
Teresa Schweighofer Auf der Suche nach dem passenden Ausdruck	243
Rainer Buland Gottes-Spiel-Dienst	251
Anna Morena Baldacci Ritueller Charakter und Schönheit	259
Interview Ohne das Religiöse ist das Brauchtum nicht glaubwürdig	269
Benedikt Rodler Perspektiven für die liturgische Feier des Sonntags	272
Lea Herberg Berichte und Notizen	286
Buchbesprechungen und Bucheingänge	288

230

Autorinnen und Autoren in diesem Heft:

P. Mag. Winfried BACHLER OSB, Österreichisches Liturgisches Institut, Sankt-Peter-Bezirk 1, Stiege 2, A-5020 Salzburg; Dott^{ssa} Anna Morena BALDACCI, Via Porta Palatina, 5, I-10122 Torino; Ass.-Prof. Dr. Rainer BULAND MAS, Universität Mozarteum, Schwarzstraße 24/II A-5020 Salzburg; Dr. Christoph FREILINGER, Österreichisches Liturgisches Institut, Sankt-Peter-Bezirk 1, Stiege 2, A-5020 Salzburg; Dipl.-theol. Lea HERBERG, Stiftsplatz 8, A-3400 Klosterneuburg; Ao. Univ.-Prof. Dr. phil. Mag. theol. Hans Gerald HÖDL, Institut für Religionswissenschaft an der Universität Wien, Schenkenstrasse 8–10, A-1010 Wien; P. Mag. Franz LAUTERBACHER OSB, Pfarre Mülln, Augustinergasse 4, A-5020 Salzburg; Pfarrer Dr. Michael MAX, Pfarramt Neumarkt am Wallersee, Kirchenstraße 3, A-5202 Neumarkt am Wallersee Univ.-Prof. Dr. Andreas ODENTHAL, Liebermeisterstraße 18, D-72074 Tübingen; Dr. Benedikt RODLER M.A., Schießstattgasse 29/10, A-5310 Mondsee; Mag^a. Teresa SCHWEIGHOFER, Lehrstuhl für Praktische Theologie, Liebermeisterstraße 12, D-72074 Tübingen

Mit kirchlicher Druckerlaubnis

HEILIGER DIENST erscheint bis auf weiteres viermal jährlich. – Preis: Einzelpreis pro Heft: € 7,-; Jahresabonnement: € 24,-; Abo für Studierende: € 16,- (zuzüglich Porto und Versandkosten).

ZAHLUNGEN

Österreich: Postsparkassenkonto Wien, IBAN: AT 30 6000 0000 0715 8890; BIC OPSKATWW
Deutschland: Postscheckkonto München, IBAN: DE 92 7001 0080 01200 046803; BIC: PBNKDEFF

ABBESTELLUNGEN nur schriftlich zum Jahresschluss, Rücksendung von Heften kann nicht als Abbestellung anerkannt werden.

HERAUSGEBER: Österreichisches Liturgisches Institut, Salzburg, in Zusammenarbeit mit der Liturgischen Kommission für Österreich und den universitären liturgiewissenschaftlichen Einrichtungen.

REDAKTIONSTEAM: Mag. P. Winfried Bachler OSB, Salzburg; MMag. Albert Thaddäus Esterbauer, Salzburg; Mag. DDr. Ingrid Fischer, Wien; Dr. Christoph Freilinger, Salzburg; Dipl.-theol. Lea Herberg, Klosterneuburg; Univ.-Ass. PD Dr. Liborius Olaf Lumma, Innsbruck; Dr. Gabriele Max, Gmunden; Pfr. Dr. Michael Max, Neumarkt a. W.; Univ.-Prof. Dr. Rudolf Pacik, Salzburg; Univ.-Prof. Dr. Andreas Redtenbacher, Klosterneuburg / Vallendar; Univ.-Ass. Mag. Daniel Seper, Wien; Ass.-Prof. Dr. Frank Walz, Salzburg.

SCHRIFTFLEITUNG: Mag. P. Winfried Bachler OSB zusammen mit Dr. Christoph Freilinger, Postfach 13, A-5010 Salzburg; Telefon: (0043) 662 84 45 76-84, Telefax: (0043) 662 84 45 76-85, E-Mail: oeli@liturgie.at, Internet: www.liturgie.at.

VERLEGER (Medieninhaber): Verlag St. Peter, Postfach 13, A-5010 Salzburg.

TITELGRAFIK: SAMT:GRAFIK:Glück, Salzburg.

HERSTELLUNG: Druckerei der Erzdiözese Salzburg, Kapitelplatz 2, A-5010 Salzburg.

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFTENNUMMER (ISSN): 0017-9620

DVR-0029874 (047)

HEILIGER DIENST ist eine Fachzeitschrift, die sich mit den Themenbereichen Liturgiewissenschaft und liturgische Praxis beschäftigt.

Hinweise für die Gestaltung von Manuskripten:

http://www.liturgie.at/HID_Autorenhinweise.html

Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser!

Während die letzten Arbeiten an diesem Heft über „Rituale“ im Gang sind, melden die katholischen Nachrichtenagenturen eine Veränderung im offiziellen Ritual der Gründonnerstagsliturgie, die die Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung im Auftrag von Papst Franziskus mit Datum vom 6. Jänner 2016 verlautbarte: Künftig ist es offiziell liturgierechtlich gedeckt, wenn für die Fußwaschung auch Frauen ausgewählt werden. Papst Franziskus sieht darin die „volle Bedeutung des Ritus besser erschlossen“, wie es im Dokument der Gottesdienstkongregation heißt. Wenngleich das Messbuch schon bislang keine Festlegung auf die symbolische Zwölfzahl mehr machte, wird nun noch deutlicher, dass das Ritual der Fußwaschung im römischen Ritus nicht Evangelien spiel, sondern Nachfolgehandlung ist (vgl. dazu auf unserer Homepage: www.liturgie.at/home/fusswaschung-neue-rubriken).

Das Beispiel macht deutlich, dass mitunter marginal scheinende Abänderungen in einem Ritual eine inhaltliche Verschiebung mit sich bringen bzw. verdeutlichen. Verschiedenen Aspekten rituellen Handelns geht diesmal unser Themenheft nach: Rituale als Speichermedium uralter Glaubens- und Lebenserfahrungen thematisiert der Tübinger Liturgiewissenschaftler Andreas Odenthal. Er zeigt auf, wie Liturgie zum Raum werden kann, in dem sich je neu Gottesbegegnung ereignet. Was unterscheidet christliche Rituale von magischen Handlungen? Hans Gerald Hödl erörtert diese Frage aus religionswissenschaftlicher Perspektive und bietet zudem eine Typologie von Ritualen an. Zwei Aufsätze setzen sich damit auseinander, dass gottesdienstliche Rituale heute nicht mehr für alle Zeitgenossen und Zeitgenossinnen nach- und mitvollziehbar sind: Der Beitrag aus der Schriftleitung skizziert Beobachtungen und stellt Lösungsansätze zur Diskussion; Teresa Schweighofer, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Praktische Theologie der Universität Tübingen, zeigt Angebote sogenannter Freier Ritualbegleiter/innen auf und diskutiert, welche Konsequenzen dies hat und welche Herausforderungen für Verantwortliche gottesdienstlicher Feiern sich daraus ergeben. Zu einem grundsätzlichen Blick lädt noch einmal der Beitrag eines Spielforschers ein: Rainer Buland, den Leiter des Instituts für Spielforschung an der Universität Mozarteum, haben wir gebeten, aus seiner Sicht auf die heute beobachtbare Deritualisierung von Liturgie zu schauen. Der Bedeutung des Wortes im Ritual spürt Anna Morena Baldacci von der Salesianer-Universität in Turin nach, ein Beitrag am *Universa Laus Kongress* 2015, den Rudolf Pacik übersetzte und aufbereitete. Den knappen Abschluss des Themenheftes macht das Interview, das Redaktionsmitglied Pfarrer Michael Max mit dem Obmann eines Brauchtumsvereins führte. Das Beispiel steht exemplarisch für die Herausforderung, Überliefertes mit den Wünschen und Bedürfnissen heutiger Zeitgenossen miteinander in Einklang zu bringen.

Das Themenheft ergänzend bringen wir den Beitrag von Benedikt Rodler, in dem dieser die Quintessenz seiner Dissertation zur liturgischen Heiligung des Sonntags vorstellt. Berichte und Notizen sowie Buchbesprechungen und Bucheingänge runden auch das letzte Heft des 69. Jahrgangs ab.

Anregende Lektürestunden wünschen im Namen der gesamten Redaktion
P. Winfried Bachler OSB und Christoph Freilingner

Winfried Bachler OSB, Salzburg

In memoriam



Bild: Chorverband Salzburg

Mag. Armin Kircher † 12. Oktober 2015

Die Nachricht vom plötzlichen Tod des Mag. Armin Kircher hat uns alle überrascht und schwer getroffen. An jenem Montag, dem 12. Oktober 2016, spielte Armin um 12:00 Uhr noch bei einer Begräbnismesse die Orgel in der Stiftskirche St. Peter, anschließend stärkte er sich noch schnell am Markt beim Würstelstand, eilte zum Bahnhof und setzte sich in den Zug nach Wien. Kurze Zeit später, während der Bahnfahrt, ereilte ihn der Tod: Herzversagen. Die Nachricht: „Armin ist heute gestorben“, machte uns alle fassungslos.

Armin wurde am 6. Dezember 1966 in Kufstein geboren und wuchs in Breitenbach auf. Mit zehn Jahren kam er an das erzbischöfliche Privatschulzentrum Borromäum nach Salzburg. Sein besonderes Interesse galt auch schon während seiner Gymnasialzeit der Musik. Nach der Matura 1984 entschied er sich für das Studium der Kirchenmusik am Mozarteum, Salzburg, das er 1991 abschloss. Bereits seit 1988 war er im Dienste der Erzdiözese Salzburg tätig und machte zudem Orgeldienste an mehreren Kirchen in Stadt und Land Salzburg. 2001 wurde ihm die Leitung des Kirchenmusikreferates der Erzdiözese Salzburg übertragen. Neben all dem hat er die Stiftsmusik der Erzabtei St. Peter in Salzburg neu „gegründet“ und mit großem Engagement geleitet und geführt.

Das Bemühen um die rechte Pflege der Kirchenmusik war ein wesentlicher Teil seiner Arbeit und seines Lebens. Eines seiner großen Anliegen war ihm der Gemeindegesang in der Liturgie. Unter anderem wurde auf seine Initiative hin und unter seiner Leitung das „Ergänzungsheft“ zum (alten) Gotteslob (1975) der Erzdiözese Salzburg erarbeitet, das seit 2003 verfügbar war und auch außerhalb der Erzdiözese Salzburg viel Beachtung fand. Dieses Ergänzungsheft wurde schließlich auch eine wesentliche Grundlage für den gemeinsamen Österreich-Eigenteil des „neuen Gotteslob“. Armin war eben „die wesentliche Triebkraft hinter dem Entstehen des Österreich-Eigenteil“, wie Prof. Dr. Franz Karl Praßl, Präsident der Österreichischen Kirchenmusikkommission, in seinem Nachruf hervorhob. Von der Österreichischen Bischofskonferenz wurde Armin Kircher mit den Koordinationsaufgaben für den allen Diözesen Österreichs gemeinsamen Gotteslob-Eigenteil betraut.

Armin hat sich auch als Komponist für die Musik im Gottesdienst einen Namen gemacht. Manch gelungener Gemeinderuf und Kehrvers im Gotteslob und auch Chorgesänge tragen seine Handschrift. Von ihm editiert wurde auch das „Orgelbuch light“ mit einfachen dreistimmigen Orgelsätzen zum Stammteil des Gotteslob. Armin Kircher engagierte sich darüber hinaus vielfältig und mit großem Können in zahlreichen Projekten der Österreichischen Kirchenmusikkommission, deren Vizepräsident er auch war.

Gefördert durch die örtliche Nähe des Kirchenmusikreferates der Erzdiözese Salzburg und des Österreichischen Liturgischen Instituts in Salzburg gab es mit Armin eine sehr gute und erfolgreiche Zusammenarbeit in den Anliegen der Liturgie und der Kirchenmusik. Den Mitgliedern der Liturgischen Kommission für Österreich [LKÖ] sowie den Teilnehmerinnen

und Teilnehmern bei den jährlich stattfindenden LKÖ-Symposien bleibt Armin Kircher in Erinnerung als begeisternder Animator zum schwungvollen Singen gottesdienstlicher Lieder und als verlässlicher Leiter der Musik bei den Gottesdienstfeiern im Rahmen der Symposien.

Armin Kircher hinterlässt – wie Prof. Dr. Franz Karl Praßl es in seinem Nachruf zusammenfasste – „mehr als nur *eine* Lücke in der Kirchenmusik Salzburgs und Österreichs“. Wir im Österreichischen Liturgischen Institut haben mit seinem Tod einen schier unersetzlichen Ansprechpartner in Sachen Gotteslob und Kirchenmusik verloren, vor allem aber auch einen guten Freund. Möge er, der für die Kirchenmusik zur Ehre Gottes auf Erden gelebt und gewirkt hat, nun auch seinen Platz haben unter den Chören im Himmel.

Das Requiem mit der Verabschiedung von Armin Kircher wurde am Mittwoch, dem 12. Oktober, in der Stiftskirche St. Peter gefeiert. Die Mitglieder seiner Stiftsmusik sangen dabei das Requiem von Michael Haydn unter der Leitung von Domkapellmeister Josef Habringer, dem langjährigen Freund und Kollegen als Kirchenmusikreferent in Linz.



Bild: Diözese St. Pölten

Prälat Dr. Alois Hörmer † 16. Oktober 2015

Alois Hörmer wurde am 4. April 1925 in St. Leonhard am Forst geboren. Er absolvierte sein Theologiestudium an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Pölten und wurde am 29. Juni 1952 zum Priester geweiht. Nach mehreren Kaplansjahren war er 1957 Sekretär im bischöflichen Ordinariat St. Pölten und wurde beauftragt, sich auf den Dienst des Spirituals im Priesterseminar vorzubereiten. Durch seine in diesem Zusammenhang intensiv betriebene Auseinandersetzung mit der Liturgie kam Alois Hörmer auch in die (neu aufgestellte) Liturgische Kommission für Österreich [LKÖ], deren

Mitglied er bis zum Oktober 2001 war.

Seit 1966 lehrte Dr. Alois Hörmer auch Liturgiewissenschaft an der Hochschule in St. Pölten, 1976 übernahm er die Leitung des Priesterseminars. Zusätzlich zu seiner Tätigkeit im Seminar und an der Hochschule nahm er zahlreiche weitere Aufgaben in der Diözese St. Pölten wahr. 1977 wurde Hörmer Kanonikus am Domkapitel St. Pölten, dessen Dechant er von 1995 bis 2009 war, 1987 wurde er zum Prälaten und 1996 zum Apostolischen Protonotar ernannt. Von 1993 bis 2004 war er Bischofsvikar für Frauenorden.

Bis zuletzt war Prälat Hörmer zuständig für das jährliche Direktorium und für den Liturgischen Kalender der Diözese St. Pölten. Erst im August 2015 ging er als Pfarrer von Maria Jeutendorf in Pension, wo er seit 1983 wirkte.

Bei all seinen Aufgaben und Diensten galt seine besondere Sorge der rechten Pflege der Liturgie. Prälat Dr. Alois Hörmer hat mit seiner ihm eigenen Bescheidenheit und Zurückhaltung, aber mit großem Fachwissen, alle Phasen der Liturgischen Erneuerung nach dem Zweiten Vatikanum in Österreich mitgetragen. Wie er beim Rückblick und Durchblick anlässlich der 60. LKÖ-Konferenz am 17. Februar 1993 offen bekannte, konnte er als Regens des Priesterseminars und als Professor für Liturgiewissenschaft an der diözesanen Hochschule St. Pölten die nachkonziliare Zeit besonders intensiv erleben, manchmal auch erleiden, wird doch mit Recht das Priesterseminar als „Seismograph für innerkirchliche Entwicklungen“ gesehen. (vgl. Heiliger Dienst 47. 1993, Heft 2, 88).

Das Leben des Prälaten Alois Hörmer und seine vielen Dienste in und für die Kirche zur Ehre Gottes waren getragen von Glauben, Hoffnung und Liebe. Er konnte mit tiefer Dankbarkeit auf ein erfülltes Leben zurückblicken und in der Sterbestunde sich und sein Leben erneut Gott ganz anvertrauen. Sein Sterbebildchen gibt Zeugnis davon mit den Worten des Königs Hiskija, die ihm aus dem Stundengebet vertraut waren: „Wie ein Weber hast du mein Leben zu Ende gewoben. Du schneidest mich ab, wie ein fertig gewobenes Tuch“ (Jes 38,12).

Alois Hörmer starb am Freitag, dem 16. Oktober 2015, im 91. Lebensjahr und im 64. Jahr seines Priestertums. Das Begräbnis fand am Freitag, den 23. Oktober, um 13.30 Uhr in Maria Jeutendorf statt.



Bild: Parte des Verstorbenen

P. Dr. Winfried Glade SVD † 24. Oktober 2015

P. Winfried Glade wurde am 2. November 1941 in Marburg an der Lahn (Bistum Fulda) geboren und am 9. November getauft, – sein Tauftag war P. Winfried zeitlebens wichtiger als sein Geburtstag. Da sein Vater nicht aus dem Krieg zurückkehrte, musste seine Mutter Martha alleine für ihre vier Söhne sorgen.

Ab 1953 besuchte Winfried das Gymnasium im Missionshaus St. Xaver, Bad Driburg. Nach seinem Abitur 1961 trat er bei den Steyler Missionaren im Missionshaus St. Gabriel bei Wien ein, studierte an den ordenseigenen Hochschulen in St. Gabriel und ab 1964 in St. Augustin, wo er mit einer Lizenziatsarbeit zum Thema „Liturgische Bewegung in der Mission. Die Bemühungen von Karl Weber um eine Anpassung der Liturgie in der Süd-Shantung-Mission“ abschloss. Nach der Priesterweihe im Jahre 1967 besuchte P. Winfried Glade SVD den Diplomkurs des Deutschen Liturgischen Instituts in Trier und begann das Doktorat-Studium an der Theologischen Fakultät Trier, wo er 1976 mit einer Dissertation über „Die Taufe in den vorcanisianischen katholischen Katechismen des 16. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet“ promovierte. Dr. Winfried Glade wurde Dozent für Liturgiewissenschaft und Sakramententheologie an der Hochschule St. Gabriel. Über die Jahre hindurch gehörte er mehreren liturgischen Kommissionen und Gremien auf diözesaner und interdiözesaner Ebene an und war als Referent für Weiterbildungskurse in Liturgie gefragt.

Seit dem Frühjahr 1987 war Winfried Glade Mitglied der Liturgischen Kommission für Österreich [LKÖ], bei deren Konferenzen er sich sehr engagierte. Er leistete auch intensive Arbeit in mehreren Unterkommissionen und Arbeitsgruppen der LKÖ. Im Auftrag der LKÖ beteiligte er sich auch an den Arbeiten für das „Messbuch 2000“ und machte kein Hehl aus seiner Verärgерung, als aufgrund der Vorgaben der Instruktion „Liturgiam authenticam“ (2001) diese Arbeiten unvollendet eingestellt wurden. Krankheitsbedingt musste sich P. Winfried Glade ab Herbst 2008 bei den LKÖ-Konferenzen entschuldigen und schließlich sein Mandat ganz zurücklegen.

P. Winfried Glade zeigte sich immer hilfsbereit, engagiert und dankbar für alles Gute und Schöne. Der Eifer für eine würdige Feier der Liturgie und das Bemühen um eine rechte *Ars celebrandi* zur größeren Ehre Gottes haben ihn verzehrt (vgl. Psalm 69,10).

Am 24. Oktober 2015 hat Gott, der Herr des Lebens, P. Winfried Glade SVD zu sich gerufen. Das Requiem wurde am Freitag, dem 30. Oktober 2015, um 14.00 Uhr in der Heilig-

Geist Kirche von St. Gabriel gefeiert, anschließend wurde P. Winfried Glade im Friedhof des Missionshauses beigesetzt.



Bild: Wiener Hofburgkapelle

P. Hubert Dopf SJ † 26. Oktober 2015

P. Hubert Dopf SJ wurde am 30.7.1921 in Stadl-Paura geboren. Er stammte aus einer Lehrerfamilie und kam durch seinen Vater schon früh in Berührung mit der Liturgie und der Kirchenmusik. Nach dem Gymnasium am Linzer Petrinum und in Ried im Innkreis trat er 1931 in die Gesellschaft Jesu ein. P. Dopf studierte zunächst Philosophie in Pullach/München, dann Kirchenmusik an der Wiener Musikakademie und schließlich Theologie in Innsbruck, wo er 1950 zum Priester geweiht wurde. Es folgte das Studium der Musikwissenschaft, das er 1954 mit dem Doktorat abschloss. Seine Dissertation befasste sich mit den Messen von Gregor Joseph Werner. Nach dem Terziat 1954/55 in St. Andrä im Lavanttal legte er die Lehramtsprüfung für Musik und Religion ab. 1955–1963 unterrichtete er am Kollegium in Kalksburg. 1965 erhielt er an der Kirchenmusikabteilung der Wiener Musikhochschule einen Lehrauftrag, von 1966–1986 war er dort ordentlicher Professor für Gregorianik. Als solcher hatte er auch Liturgie, deutschen Liturgiegesang, Geschichte der Kirchenmusik und diverse andere Fächer zu unterrichten.

Von Oktober 1976 bis 1996 war P. Dopf Vertreter der Österreichischen Kirchenmusikkommission in der Liturgischen Kommission für Österreich. Aufgrund der in seiner Person gegebenen „engen fachlichen Verbindung von Liturgie und Musik war er ein gefragter Experte, dessen Rat gerne gehört wurde, vor allem, weil P. Dopf in den Jahren nach dem Konzil in großer Nüchternheit und verbaler Zurückhaltung, mit Augenmaß und ausgewogenem Urteil und völlig uneitel alle heißen Eisen in den Jahren der Umstellung von einer Musica Sacra zu einer Musik im Gottesdienst angegriffen hat. Dazu hat er auch viel in der Zeitschrift ‚Singende Kirche‘“ geschrieben. Er konnte Tradition und Moderne miteinander verbinden, das eine tun und das andere nicht lassen. [...]. Er war in seinem eigentlichen Fachgebiet der mittelalterlichen Musik zutiefst wissenschaftlich wie auch spirituell verankert und aus diesem Wissen und aus dieser Praxis heraus ein modern denkender und zukunftsorientierter Mensch und Theologe. [...] Als Gregorianiker wusste er sich der heutigen Liturgie verpflichtet und nicht der gestrigen, dies auf vielerlei Weise. Davon zeugen auch seine eigenen Kompositionen unmittelbar nach dem Konzil und auch später, auch die Mit-Herausgabe des Gemeindegesangsbuches ‚Kirchenlieder und Messgesänge‘ 1968. Er konnte einfache Kirchenchöre mit guter Gebrauchsmusik für den Gottesdienst bedienen. Sein Studienbehelf für Priester, Diakone und Lektoren ‚Liturgische Gesänge‘ ist eines der raren Lehrmittel auf diesem Gebiet.“ (Franz Karl Praßl bei seinem Nachruf in der Zeitschrift „Singende Kirche“ 4/2015).

Nach seiner Emeritierung war P. Dopf Seelsorger bei den Schwestern in Klein-Erla. Die letzten Monate seines irdischen Lebens verbrachte er ab Juli 2015 im Rudigierheim in Linz, wo er friedlich entschlief.

Das Requiem und die Beisetzung fanden am Dienstag, dem 3. November 2015, um 10 Uhr in der Ignatiuskirche „Alter Dom“ in Linz statt.

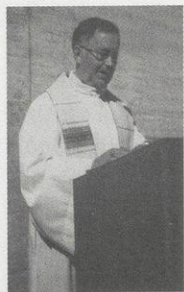


Bild: Parte des Verstorbenen

Msgr. Walter Vonbank

† 5. November 2015

Walter Vonbank wurde am 4. Juli 1932 in Bludenz geboren, wo er auch das Bundesgymnasium besuchte. Nach der Matura führte ihn das Theologiestudium nach Innsbruck. Nach seiner Priesterweihe im Jahr 1957 wirkte er als Kaplan in Schwarzenberg, Götzis und Dornbirn-St.Martin. Er war fünf Jahre Pfarrer in Satteins und 31 Jahre in Hohenems-St.Karl. Seit 2004 half er in Dornbirn und Hohenems in verschiedenen seelsorglichen Diensten mit. Seine Tätigkeit wurde geehrt mit den Auszeichnungen *Geistlicher Rat*, dem Silbernen Ehrenzeichen der Diözese Feldkirch und seit 2003 mit dem Titel *Monsignore*.

„Die Freude an der Liturgie und vor allem auch der Kirchenmusik hat mich immer begleitet“, sagte Pfarrer Walter Vonbank beim Rückblick anlässlich seines fünfzigjährigen Priesterjubiläums im Jahr 2007 (vgl. Vorarlberger Kirchen Blatt, 12. November 2015). Das zeigte sich in seiner Funktion als Diözesanpräses des Kirchenmusikreferates. Seine Liebe zur Liturgie fand unter anderem auch Ausdruck in seinem Engagement als Mitglied in der Liturgischen Kommission für Österreich: Beginnend mit 5. März 1971 war Pfarrer Walter Vonbank als Vertreter seiner Diözese fast 45 Jahre lang Mitglied der LKÖ. Aus gesundheitlichen Gründen konnte er in den letzten Jahren an den Konferenzen nicht mehr teilnehmen. Im August dieses Jahres musste sich Pfarrer i. R. Walter Vonbank in Pflege begeben und somit auch die Mitgliedschaft in der LKÖ zurücklegen.

Am 5. November 2015, im 83. Lebensjahr und im 58. Jahr seines Priestertums starb Msrg. Walter Vonbank. Beigesetzt wurde er am 13. November 2015 nach dem Requiem in der Stadtpfarrkirche St. Martin auf dem Friedhof-Markt.

Unser Herr und Gott, der Herr über Leben und Tod, nehme seine treuen Diener, die innerhalb nur weniger Wochen verstarben, auf in die himmlischen Chöre, er lasse sie teilhaben an der ewigen Liturgie des Himmels und schenke ihnen die Erfüllung ihres Lebens.

Andreas Odenthal, Tübingen

Ritueller Raum

Der Gottesdienst als Ort von Lebens- und Glaubensgeschichten

Rituale transportieren uraltes Menschheitswissen und können uns verbinden mit den Glaubens- und Lebenserfahrungen unserer Ahnen im Glauben. Der Beitrag erläutert die Verankerung von Ritualen im menschlichen Seelenleben und erschließt, wie christliche Liturgie zum Erfahrungsraum werden kann, in dem sich die Gnade Gottes immer neu ereignet. (Redaktion).

UNIV.-PROF. DR. ANDREAS ODENTHAL
ist Ordinarius für Liturgiewissenschaft
an der Katholisch-Theologischen Fakultät
der Universität Tübingen.

Rituale erfreuen sich seit vielen Jahren einer Hochkonjunktur, auch in der wissenschaftlichen Forschung.¹ Ebenso sind die Rituale des Christentums nach wie vor gefragt, wenn sie auch nicht immer und unbedingt mehr im Raum der Großkirchen stattfinden.² Jürgen Habermas hat vor einiger Zeit die Bedeutung religiöser Rituale (in seinem Sprachduktus: „kultische Praktiken“) damit begründet, dass sie mit „archaischen Erfahrungen“ verbinden, somit tief hinab in die Menschheitsgeschichte führen: „Die Mitglieder religiöser Gemeinschaften können sogar das Privileg für sich beanspruchen, im Vollzug ihrer kultischen Praktiken den Zugang zu einer archaischen Erfahrung – und zu einer Quelle der Solidarität – behalten zu haben, die sich den ungläubigen Söhnen und Töchtern der Moderne verschlossen hat“³.

Fast ein wenig neidisch billigt er den Glaubensgemeinschaften das Privileg zu, mittels ihrer Rituale mit dem kulturellen Gedächtnis der Menschheit verbunden zu sein⁴. Doch stellt sich die Frage, worin genau diese archaischen Erfahrungen bestehen, will man nicht einer puren Aura des Alten das Wort reden. Im Kontakt mit psychoanalytischer Theoriebildung kann näher erschlossen werden, dass Rituale tief hinab in die Lebensgeschichte reichen und dort einen Erfahrungskern berühren, bei dem es um allgemein menschliche Grundkonflikte geht, gleich welche individuelle Prägung sie auch immer in der konkreten Lebensgeschichte erhalten⁵. Um diese Bedeutung der Rituale soll es nun gehen. Zunächst loten Überlegungen zum rituellen Raum die doppelte Funktion der Rituale für das Seelenleben der Menschen aus (1. Abschnitt). Auf dieser Grundlage wird sodann der Schritt in die christliche Überlieferung getan, um deren rituelle Gesten es ja geht (2. Abschnitt). Damit ist die Frage nach dem Spezifischen christlicher Rituale gestellt (3. Abschnitt). Das Beispiel der Osternachtliturgie (4.

¹ Siehe hier die komplexe Forschungsrichtung der „ritual studies“. Vgl. Post: Vom religionsphänomenologischen Erbe zum E-Ritual, 139–181.

² Vgl. etwa den Überblick bei SOEFFNER: Rituale, 7–15; REUTER: Wie Rituale abgehen, 367–378.

³ HABERMAS: Nachmetaphysisches Denken II, 95.

⁴ Vgl. im Anschluss an Jan und Aleida Assmann BRÜSKE: Die Liturgie als Ort des kulturellen Gedächtnisses, 151–171.

⁵ Zu den wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen, die hier nicht eigens formuliert werden, vgl. ODENTHAL: Liturgie als Ritual, 11–45; REUTER: Relationale Seelsorge, 25–61.

Abschnitt) als eine der zentralen rituellen Handlungen des Christentums führt schließlich zu jener immer wieder neu freizulegenden Bedeutung des rituellen „Ereignisses“ im Augenblick (5. Abschnitt).

1 Rituellder Raum als „potential space“

Im Kontakt mit der Psychoanalyse kann ein Ritualverständnis entwickelt werden, das eine Verbindung zu menschlichen Grundbedürfnissen und Konflikten herstellt, ohne dass diese immer aktuell ins Wort gehoben werden müssen. Die Grundbedürfnisse und Grundkonflikte resultieren aus frühesten menschlichen Beziehungserfahrungen mit ihren für das kleine Kind lebensbedrohlichen Krisen. Denn das Kind muss in den ersten Lebensjahren damit fertig werden, dass die für das Überleben notwendige Bezugsperson, in der Regel die Mutter, nicht immer zur Verfügung steht, sondern auch manchmal abwesend ist. Diese Krisen müssen verarbeitet und gestaltet werden, und das Kind tut dies durch die Ausbildung von Ritualen. Einer der Marksteine für diese These ist die Schrift „Jenseits des Lustprinzips“ von Sigmund Freud aus dem Jahre 1920. Freud beschreibt dort nämlich die „Erfindung“ eines Rituals, die er bei seinem kleinen Enkelsohn beobachten konnte. Ausgangspunkt ist die temporäre Abwesenheit der Mutter, die das Kind dazu bringt, folgendes Ritual auszuprägen: Das Kind ergreift eine Spule und wirft sie weg, wobei es einen mit der Spule verbundenen Bindfaden weiterhin in Händen hält. Diesen Prozess begleitet das Kind mit einem traurigen O-Laut. Nach kurzer Zeit zieht es die Spule mittels des Bindfadens wieder heran und begrüßt sie mit einem freudigen „Da“. Die ständige Wiederholung dieses Fort-Da-Spiels macht den rituellen Charakter der Szene aus. Freud selbst interpretiert das Spiel dann so:

„Die Deutung des Spieles lag dann nahe. Es war im Zusammenhang mit der großen kulturellen Leistung des Kindes, mit dem von ihm zustande gebrachten Triebverzicht (Verzicht auf Triebbefriedigung), das Fortgehen der Mutter ohne Sträuben zu gestatten. Es entschädigte sich gleichsam dafür, indem es dasselbe Verschwinden und Wiederkommen mit den ihm erreichbaren Gegenständen selbst in Szene setzte.“⁶

Was auf den ersten Blick „nur“ wie ein Spiel aussieht, ist für das Kind psychisch überlebenswichtig, geht es doch um Anwesenheit und Abwesenheit der ersten Bezugsperson, der Mutter. Deren Abwesenheit ist deshalb eine lebensbedrohliche Krise, weil das Kind in der frühen Entwicklungsstufe die Abwesenheit der Mutter nicht von ihrem Tod unterscheiden kann⁷. Das Kind löst dieses Dilemma durch das *erfundene Ritual*, das sich an *vorgefundenen Dingen* entzündet, hier an der Spule. Im Ritual nämlich kann das Kind die Nähe der Mutter darstellen und somit herstellen, die „in Wirklichkeit“ abwesend bleibt. Damit wird das Kind zum Handelnden, zum Akteur, und kommt aus der Rolle des rein passiv Duldenden heraus. Mit dem Wechsel der Rolle vom passiv Erleidenden zum aktiv Handelnden erlernt das Kind zugleich die Lust daran, ohne die Mutter Schritte ins eigene Leben zu tun, und sich dabei doch immer wieder neu ihres Schutzes zu vergewissern.

Donald W. Winnicott hat die Beobachtungen Freuds aufgegriffen und mit dem Begriff des „intermediären Raums“ zu einem eigenen Denkmodell konzeptionalisiert. Im intermediären

⁶ FREUD: Jenseits des Lustprinzips, 13.

⁷ Es „bleibt eine Erschütterung über die Abwesenheit der Mutter, die das Kind anfänglich nicht von ihrem Tode zu unterscheiden weiß und die sich in die Ich-Organisation und ihre Entwicklungsgeschichte grundlegend als ein depressiver Kern einschreibt“, so HEGENER: Von Lust ohne Ende, 158.

Raum, dem *potential space*, sind alle jene Übergangsphänomene und Übergangsobjekte angesiedelt, die auf der Grenze der Beziehung zwischen der ersten Bezugsperson und dem Kind entstehen und die Loslösung des Kindes, den „Übergang“, markieren⁸. Diese Objekte übernehmen für das Kind zum einen eine Schutzfunktion, indem sie die Erfahrung der Anwesenheit der (real abwesenden) Mutter ermöglichen, zum anderen eine Aufbruchsfunktion, da sie die ersten Schritte ins eigene Leben ermöglichen und begleiten. Es sind Dinge der *Außenwelt*, jene Holzspule, der Teddybär oder ähnliches, die eine innere Bedeutung übernehmen und somit einen *dritten Wirklichkeitsbereich* (potential space) eröffnen, in dem Außen und Innen zusammenlaufen und ein Neues ergeben:

„Sobald der Mensch die Phase erreicht hat, in der er sich als abgegrenzte Einheit, ein Innen und ein Außen erlebt, verfügt er damit auch über eine *innere Realität*, eine innere Welt, die reich oder arm, friedlich oder mit sich selbst zerfallen sein kann. [...] Meines Erachtens ist noch ein dritter Aspekt notwendig, sobald man diese beiden Arten der Darstellung für erforderlich hält: Dieser dritte Bereich des menschlichen Lebens, den wir nicht außer acht lassen dürfen, ist ein intermediärer Bereich von *Erfahrungen*, in den in gleicher Weise innere Realität und äußeres Leben einfließen. Es ist ein Bereich, der kaum in Frage gestellt wird, weil wir uns zumeist damit begnügen, ihn als eine Sphäre zu betrachten, in der das Individuum ausruhen darf von der lebenslänglichen menschlichen Aufgabe, innere und äußere Realität von einander getrennt und doch in wechselseitiger Verbindung zu halten.“⁹

Entscheidend ist, dass in der Perspektive Winnicotts der gesamte Bereich der Kultur in jener psychischen Entdeckung und Entwicklung des Kindes gründet. Das Übergangsobjekt, der Teddybär oder die Holzspule

„verliert im Laufe der Zeit Bedeutung, weil die Übergangsphänomene unschärfer werden und sich über den gesamten intermediären Bereich zwischen ‚innerer psychischer Realität‘ und ‚äußerer Welt, die von zwei Menschen gemeinsam wahrgenommen wird‘, ausbreiten – das heißt über den gesamten kulturellen Bereich. Damit umfaßt mein Thema auch das Spiel, künstlerische Kreativität und Kunstgenuß, das Phänomen der Religion, das Träumen, aber auch Fetischismus, das Entstehen und Erlöschen zärtlicher Gefühle, Drogenabhängigkeit, Zwangsrituale usw.“¹⁰

Es ist also nicht (nur) dieser oder jener Wunsch angesichts einer Lebensphase, der nach rituellem Ausdruck verlangt, sondern mittels der dargestellten psychoanalytischen Theorie kann auf dem Grund all dieser Bedürfnisse ein Geschehen ausgemacht werden, das Basis auch aller kulturellen Schöpfungen der Menschheit ist: Es geht um Beziehung und Verlust, um Anwesenheit und Abwesenheit, um Schutz und Geborgenheit einerseits wie zugleich auch um Selbstwerdung und Aufbruch ins eigene Leben andererseits. Anders ausgedrückt: Es geht bei Ritualen letztlich immer um Leben und Tod. Psychische Entwicklungsschritte bedeuten nie das Ende vorheriger Entwicklungsphasen, denn sie bleiben alle mit ihren Erinnerungsspuren als Erfahrungen in der menschlichen Psyche präsent. So kann jedes Ritual unbewusst die Erinnerung an das Gefährdetsein der menschlichen Existenz und die Lösungen dieser Krise

⁸ Dies ist nicht unerheblich, weil sich beim Ritualtheoretiker Victor Turner das Motiv der Liminalität als Ort der Rituale findet, bei Arnold van Gennep der Gedanke der „rites de passage“. Vgl. SCHROETER-WITTKE: Übergang statt Untergang, 575–588; LEONHARD: Die ‚rites de passage‘, 245–260.

⁹ WINNICOTT: Vom Spiel zur Kreativität, 11.

¹⁰ WINNICOTT: Vom Spiel zur Kreativität, 15.

bereitstellen. Die Kraft des „potentiellen Raumes“, in dem die menschheitsalten Rituale angesiedelt sind, besteht darin zu vermitteln: Neue Erfahrungen können vor dem Hintergrund der „archaischen Erfahrungen“ der Menschheit und dem kulturell gespeicherten Erfahrungswissen gedeutet und in Kontakt mit der eigenen Lebensgeschichte gebracht werden.

2 Von den menschheitsalten rituellen Gesten zur christlichen Liturgie

Die bisherigen Überlegungen zeigten, dass Rituale keine leeren Formen sind. Sie haben immer schon einen Inhalt, nämlich das kreative Potential, das in den frühen Beziehungserfahrungen entsteht¹¹. Ein psychoanalytisch fundierter Ritualbegriff umfasst dabei aber nicht nur eine stabilisierende, bestätigende und schützende Dimension, sondern im selben Moment und zugleich ebenso eine herausfordernde, verunsichernde und hinterfragende Seite.

Vor diesem Hintergrund ist die Frage nach einer möglichen Abgrenzung spezifisch christlicher Vollzüge zu stellen. Eine dezidierte Grenze ist insofern schwierig, als gerade die im Raum des Christentums praktizierten Rituale ein Amalgam aus Anthropologischem und Theologischem sind: Rituelle Gesten nehmen Maß am Menschsein. Das spezifisch Christliche gibt es nur in, an und mit allgemein religiösen Formen, ohne dass christlicher Gottesdienst darin aufgeht. Das Christentum ist rituell zunächst ziemlich unproduktiv: Keine seiner sakramentalen rituellen Gesten sind seine Erfindungen, sondern auch sonst als menschheitsalte Gesten vorzufinden, nämlich Untertauchen, Salben, Handauflegung und die Mahlzeit¹². Diese Beobachtung ist insofern spannend, als damit zugleich gesagt ist, dass die rituellen Gesten im Christentum – da allgemein religiös und menschheitsalt – niederschwellig sind¹³. Erst das liturgische Deutewort trägt in die menschheitsalten rituellen Gesten den Bezug zur Heilsgeschichte Israels und des Christentums ein. Allgemein Religiöses und Christliches gibt es somit nur „unvermischt und ungetrennt“. Der Grund dafür ist schnell benannt: Eine Religion, die die Inkarnation, die Menschwerdung Gottes zu einem grundlegenden Paradigma erhebt, kann nur immer beim Menschen und seinen vielen (auch religiösen) Erfahrungen ansetzen. Schärfer gesagt: Das Christentum steht auf dem Boden allgemein religiöser Vorstellungen und zehrt aus diesem menschheitsalten Vorrat, aus dem sich dann ein eigenes rituelles Gefüge herausbildet¹⁴.

¹¹ Thomas Klie schlug vor, den Terminus „Ritual“ nur bei vorneuzeitlichen Sozialformen zu verwenden, innerhalb derer sequentielle Vollzüge unhinterfragt vorausgesetzt werden. Für christliche Vollzüge sei der Terminus „Ritus“ insofern besser, als er auch das verändernde kreative Moment umfasse. Vgl. Klie: Vom Ritual zum Ritus, 96–107. Vom soeben dargelegten Ritualbegriff ergeben sich folgende Einwände. Zunächst ist im katholischen Sprachgebrauch der Begriff „Ritus“ als Bezeichnung lokaler oder ordenseigener Besonderheiten bereits besetzt. Sodann liefert das hier entwickelte Ritualverständnis neben der sichernden auch die verunsichernde Seite und umfasst zugleich jenen Moment an Kreativität, der bereits dem Kind eignet.

¹² Joseph Ratzinger spricht von Knotenpunkten menschlicher Existenz. Vgl. RATZINGER: Theologie der Liturgie, 200.

¹³ Diesen Gedanken verdanke ich dem Gespräch mit Ottmar Fuchs, Tübingen. Die Rede von der Liturgieunfähigkeit des heutigen Menschen kann von hierher als kirchliche Abwehrstrategie enttarnt werden, die jegliche Anfragen an derzeitige Verhältnisse ausschließen möchte. Vgl. dazu WAHL: Glaube und symbolische Erfahrung, 609–612. Vgl. auch die Überlegungen bei WEYEL: Konfirmation, 488–503.

¹⁴ In diesem Kontext wäre dann das bekannte Augustinuswort anzubringen: „Accedit uerbum ad elementum, et fit sacramentum, etiam ipsum tamquam uisibile uerbum“, Sancti Aurelii Augustini in Iohannis evangelium tractatus 80,3, [CCSL 36, 529, 5–7]. „Element“ verweist hier auf die anthropo-

„Es gibt die einmalige Neuheit des Christlichen, und doch stößt es das Suchen der Religionsgeschichte nicht von sich ab, sondern nimmt alle bestehenden Motive der Weltreligionen in sich auf und bleibt auf solche Weise mit ihnen verbunden“, so Joseph Ratzinger¹⁵. Damit kann das Christentum die Motive der Religionsgeschichte übernehmen, aber sie zugleich verwandeln, wie etwa anhand der Vergeistigung des Opfers gezeigt werden kann¹⁶. Das Christentum erweist sich hier einerseits als religionsoffen, andererseits als zutiefst „religionskritisch“. In die menscheitsalten Gesten werden eben nicht beliebige Erfahrungen, sondern solche der jüdisch-christlichen Erfahrungstradition eingetragen. Einer sich praktisch-theologisch verstehenden Liturgiewissenschaft käme hier eine kritische Funktion im Hinblick auf die in der Liturgie verwendeten Gesten ebenso zu wie eine immer wieder neue Hinterfragung ihrer Deuteworte.

3 Rituale als „Kommunikation des Evangeliums“ und „Feier des Pascha-Mysteriums“

Als primärer Erfahrungsgrund des Rituals wurden die frühen Beziehungserfahrungen des Menschen ausgemacht, die sich zwischen den Polen des Schutzes, der Geborgenheit und des Aufbruchs, der Herausforderung bewegen. Wird nach dem spezifisch Christlichen eines Rituals gefragt, so kann dies zunächst nicht in dieser oder jener rituellen Form bestehen, da alle diese menscheitsalten Gesten sind. Und doch können die menscheitsalten rituellen Gesten auch theologisch begründet werden, nämlich mittels der Inkarnation: Es geht immer neu um die „Fleischwerdung des Wortes“. Rituale sind als basal körperlicher Ausdruck des Menschseins und seiner Erfahrungen, auch der Glaubenserfahrungen unverzichtbar¹⁷. Gleichwohl sind die rituellen Gesten mit der christlichen Erzähltradition zu füllen, zu der die Heilsgeschichte Israels notwendig dazugehört. Dies führt zu zwei Leitbegriffen für eine Theologie des Gottesdienstes. In der evangelischen Praktischen Theologie wird das Paradigma der „Kommunikation des Evangeliums“ stark gemacht¹⁸. Gemeint ist der grundlegende Verkündigungsaspekt der Liturgie, der gleichwohl nie nur verbal verkürzt gesehen werden darf, vielmehr immer wieder (eben inkarnatorisch) an die rituellen Gesten gebunden bleibt. Der „Kommunikation des Evangeliums“ ist auf katholischer Seite ein weiteres Paradigma an die Seite zu stellen, nämlich die Bestimmung der Liturgie als „Feier des Pascha-Mysteriums“ (Liturgiekonstitution, *Sacrosanctum Concilium* 6 u. ö.)¹⁹. Dieses Paradigma ist zum einen deshalb so bestechend, als es zusätzlich zum inkarnatorischen Zugang eine Begründung der Liturgie

logischen Gegebenheiten rituellen Tuns, die „rituellen Kerne“.

¹⁵ Vgl. RATZINGER: Theologie der Liturgie, 49. Ratzinger wendet in diesem Kontext übrigens die chaldäonensische Formel auf den Gottesdienst an: „Die geschichtliche Liturgie des Christentums ist und bleibt – ungetrennt und unvermischt – kosmisch, und nur so steht sie in ihrer ganzen Größe“ (ebd.).

¹⁶ Siehe hier etwa die Stoßrichtung vom materiellen zum geistigen Opfer, die Angenendt mit dem Christentum verbindet. Vgl. ANGENENDT: Offertorium, 7–90.

¹⁷ Dabei sind Leben und Glauben nicht einfach in eine Korrelation zu setzen, sondern kritisch zu konfrontieren. Edward Schillebeeckx hat hierfür den Begriff der „kritischen Interrelation“ geprägt. Vgl. dazu ODENTHAL: „Kritische Interrelation“, 183–203.

¹⁸ Die evangelische Theologie bezieht sich hier auf das Lutherwort „ut verbum dei im schwang gehe“, so Martin Luther in einer Predigt zum 2. Advent des Jahres 1523, 209¹⁵. Vgl. etwa GRETHLEIN: Praktische Theologie, 157–170. Das Paradigma wird zunehmend auch auf katholischer Seite rezipiert, vgl. METTE: Einführung.

¹⁹ Vgl. jetzt SCHROTT: Pascha-Mysterium.

über die Kreuzestheologie schafft, indem Jesu Leiden, Sterben und Auferstehen thematisiert werden. Zum anderen ist das zentrale Glaubensereignis des Volkes Israel festgehalten, das Exodusgeschehen: Vom Paschamahl über den Auszug aus Ägypten bis zum Schilfmeerereignis schwingt das alttestamentliche Paschamysterium mit, das besonders die Liturgie des Triduum Paschale prägt. Der kreuzestheologische Zugang über das Pascha-Mysterium bietet nun seinerseits eine Verbindung zum Rituellen: Begegnete beim Spiel des Kindes schon das Thema des Todes, da das Kind zunächst die Abwesenheit der Mutter von ihrem Tod nicht zu unterscheiden vermag, so wird im Kreuzesgeschehen Jesu der Tod explizit Thema. Vor vielen Jahren machte Dieter Funke darauf aufmerksam, dass sich die dem kindlichen Spiel innewohnenden Pole Schutz und Geborgenheit einerseits sowie Aufbruch und Selbstwerdung andererseits in den zentralen Pascha-Geschichten der Tradition Israels und des Christentums wiederfinden: Das Volk Israel vergewissert sich im rituellen Pascha-Mahl des Schutzes seines Gottes und kann dann den entscheidenden Schritt in die Befreiung aus der Knechtschaft Ägyptens tun. Ebenso vergewissert sich Jesus beim letzten Abendmahl seines Abba-Vaters, um im Kreuzesgeschehen den entscheidenden Schritt in das neue Leben (Auferstehung) zu tun²⁰. Damit ist eine Verbindung zwischen der basalen Funktion rituellen Tuns und dem theologischen Gehalt des Gottesdienstes („Pascha-Mysterium“) erreicht: Die theologische Qualifizierung des Gottesdienstes hängt nicht in der Luft. Sie gründet vielmehr in den Tiefenschichten der menschlichen Psyche und knüpft an die hier bewahrten Erfahrungen an. Die permanente Verquickung von rituellen Gesten und ihren lebensgeschichtlichen Themen wie Leben und Tod mit der Botschaft des Evangeliums und dem Paschamysterium zeigt auf, wie eng Ritual und Geste einerseits sowie Wort und Botschaft andererseits zusammengehören. Denn bereits das Deute- oder Verkündigungswort ist selbst schon Ritual – wie übrigens auch die Predigt. Das Inkarnationsparadigma des Christentums gibt jene Verbindung von menschlicher Erfahrung und Heilsgeschichte „unvermischt und ungetrennt“ vor. Liturgisch gewendet geht es dabei um eine „Verfleischlichung“ des liturgischen Betens: Nicht erst das christliche Deutewort bringt das Entscheidende. Bevor dieses auf die feiernden Menschen trifft, geht es bereits um die ritualisierten Grundfragen des Menschseins: Lebensgeschichtlich frühe Beziehungserfahrungen werden wachgerufen, und dies gibt den Ritualen ihre befreiende Sprengkraft.

Rituale übernehmen also eine doppelte Funktion, indem sie einerseits schützen, andererseits verunsichern, indem sie in die Freiheit des Ungewohnten herausschreien. Rituale sind demnach nichts Harmloses: Es geht um Leben und Tod. Das ist eine für die Liturgiewissenschaft hochbedeutsame Einsicht, die wir auch theologisch formulieren können: Die Liturgie ist Feier des Todes und der Auferstehung Christi. Das darf aber nie auf den bestätigenden Pol reduziert werden: Der verunsichernde und herausschreiende Charakter gehört notwendig zum Ritual dazu. Und doch muss eine entscheidende Dimension noch hinzugenommen werden, da es nicht bloß um die Zusage des Verheißungswortes geht, sondern um die Realisierung der Gottesherrschaft im Hier und Jetzt des rituellen Tuns, ohne indes das eschatologisch noch Ausstehende zu leugnen²¹. Gottesdienst ist von hier her nicht bloß Anamnese, vergegenwärtigendes Erinnern der Heilstaten Gottes, sondern er ist – geradezu „antianamnetisch“ – das

²⁰ Vgl. FUNKE: Im Glauben erwachsen werden, 106–120.

²¹ Vgl. hier das Verständnis der Sakramente als Mysterien der Basileia Gottes bei FREYER: Sakrament – Transitus – Zeit – Transzendenz, 247.

„Widerfahrnis der Transzendenz Gottes“ in den ungeahnt neuen Lebensmöglichkeiten, die Gott schafft²².

4 Lebens- und Glaubensgeschichten: Die Feier der Osternacht

Keine Feier des Kirchenjahres bietet ein derart dichtes Ineinander von Lebens- und Glaubensgeschichten wie die Feier der Osternacht, und das nicht zuletzt deshalb, weil sie als ursprünglicher Tauftermin ganz auf die Taufhandlung ausgerichtet ist. Die Initiation findet also in der zentralen Feier des Kirchenjahres statt, dem „Jahrespascha“. Das heißt nichts Anderes, als dass – zumindest bei der Erwachseneninitiation – eine Lebensgeschichte neu konstruiert wird, und zwar im Medium des Glaubens²³. Die Epistel aus Röm 6 macht dabei den entscheidenden Bezugsrahmen deutlich: Christliche Initiation heißt, auf Jesu Tod getauft zu werden. Aber „getauft“ werden nicht nur die Initianden, sondern auch die vielen menscheitsalten rituellen Gesten, die sich in der Osternacht wiederfinden und mit der christlichen Erzähltradition aufgefüllt werden. Im Zentrum der Osternacht stehen damit einmal das Wasserritual mit Untertauchen oder Übergießen, sodann die Salbungen, im Falle der Erwachseneninitiation als Firmung, schließlich das Mahl. Auftakt des hochkomplexen Ritualgefüges bildet das einleitende Luzernar, das in die Ambivalenz von Licht und Dunkel führt. Das begleitende Osterlob trägt bereits hier die Heilsgeschichte Israels und des Christentums ein: Von der Gefangenschaft in Ägypten als Bild menschlicher Schuldverhaftung hin zur Freiheit des beschwerlichen Wüstenzuges als Ort der Gnade, wobei die Rede von der glücklichen Schuld („felix culpa“) von Ostern her das Ineinander der vielen Ambivalenzen deutlich macht²⁴. Ständig wechseln die Bezugsebenen, denn es geht nicht um ein historisierendes Nachspielen, sondern um anamnetische Feier: Die Osterkerze kann dann zugleich Bild der Wolkensäule des Buches Exodus wie des auferstandenen Christus selbst sein. Denn schon für Paulus überlagern sich die Bildebenen, wenn er in 1 Kor 10,4 über den Felsen, aus dem die pilgernden Israeliten getränkt werden, sagt: „Und dieser Fels war Christus“. Es ist eine für die Hermeneutik der Osternachtliturgie unverzichtbare Einsicht, dass wir liturgisch die Schriften des Alten Bundes nicht wie unsere jüdischen Schwestern und Brüder lesen, sondern im Licht des Osterereignisses, das mittels des Luzernars am Anfang der Osternachtfeier steht²⁵. Und doch wird die Fokussierung auf Christus immer wieder neu aufgebrochen, wenn etwa die Oration nach der dritten Lesung aus dem Buch Exodus darum bittet, alle Völker mögen doch Kinder Abrahams werden²⁶.

„O Gott, wir erfahren es: Deine uralten Wunder springen über bis in unsere Tage. Was einst deine Rechte in Macht für ein einziges Volk getan hat, das wirkst du jetzt zum Heil aller Völker. Als der Pharao dem Volke nachjagte, hast du es aus dem Meere gerettet. Jetzt führst du die Völker durch das Wasser der Wiedergeburt in die Freiheit. Gib, daß die Erdenbewohner in voller Zahl zu Kindern Abrahams werden und Anteil erhalten an der Würde Israels. Durch Christus, unseren Herrn.“

²² Vgl. SCHÜSSLER: Mit Gott neu beginnen, 314–321. Den Begriff „Widerfahrnis einer Transzendenz“ übernehme ich von WOHLMUTH: Jesu Weg – unser Weg, 225.

²³ Vgl. ODENTHAL: Christliche Initiation als Mystagogie; ODENTHAL: „Rituelle Erfahrung“ der Kindertaufe.

²⁴ Vgl. BRAULIK/LOHFINK: Osternacht und Altes Testament, 83–120.

²⁵ Zur theologischen Brisanz vgl. etwa GERHARDS/HENRIX (Hg.): Dialog oder Monolog?

²⁶ So in der Übersetzung von BRAULIK/LOHFINK: Osternacht, 149.

In mehrfacher Hinsicht ist diese Oration bemerkenswert. Denn zum einen setzt sie das damalige Schilfmeerereignis und den Taufakt in der konkreten Feier in Beziehung. Zum anderen leuchtet die Würde Israels als Zielpunkt des Taufhandelns auf: Christi Kreuz und Auferstehen als zentrales Thema der Osternacht wird damit heilsgeschichtlich kontextualisiert. Zumindest an dieser Stelle ist die Taufe als Ermöglichungsgrund gewertet, das heilsgeschichtliche Defizit auszugleichen, das allen Nicht-Juden eignet. Genau damit werden Kreuz und Auferstehung zum Synonym einer Universalisierung des Heilswillens von Gott her für alle Menschen. Das Grundthema des Pascha wird in den vielen Variationen der alten Gottesgeschichten gestaltet, die alle von der Geborgenheit in Gott wie vom Aufbruch aufgrund des Anrufes Gottes sprechen. Die biblischen Lebens- und Glaubensgeschichten sind Ausdruck vielfältigster disparater Erfahrungen mit Gott, in denen die vielen Ambivalenzen eigener Lebenserfahrung ausgedrückt werden können. Doch zugleich zeigt sich ein für solche „rituelle Erfahrung“ konstitutives Moment, nämlich das der Fremdheit und Widerständigkeit²⁷. Es ist die Erfahrung der Differenz, die in notwendiger Weise dazugehört, denn es sind die fremden Erfahrungen anderer Menschen, die in den alten Gottesgeschichten verdichtet worden sind und im Ritual immer wieder neu verflüssigt werden können. Damit wird festgehalten, dass Leben und Glauben nicht schlichtweg identisch sind. Eine gewisse Fremdheit des liturgischen Tuns ist konstitutiv für ihr Gelingen. Würde ich im Gottesdienst nichts Fremdes mehr entdecken, träte mir im liturgischen Tun keine Herausforderung mehr entgegen, würde ich nicht Gott anbeten, sondern einen von mir gemachten Götzen. Wenn die zitierte Oration vom (blitzartigen) Überspringen der alten Gottestaten ins Hier und Jetzt spricht, meint sie genau diese Fremdheit des Neuen als die entscheidende Dimension des Feierns. Es ist das „Ereignis“, das in der Liturgie geschieht.

5 Nochmals: Der potentielle Raum als Ort des „Ereignisses“

Die Liturgie ist als Danksagung zunächst ein auf Gottes Heilswirken antwortendes Handeln. Das Heilshandeln Gottes ist die Vorgabe, die theologisch als Gnade qualifiziert werden kann²⁸. Hier liegt auch die grundsätzliche Vorgegebenheit des Rituals begründet: Es sind die fremden Erfahrungen mit Gott, die in der Liturgie gefeiert und ritualisiert werden, eben das Pascha-Mysterium, das somit auch all denen offensteht, die nicht selber Zeitzeuginnen der Heilsereignisse waren. Doch liegt in dieser anamnetischen Prägung der Liturgie eine gewisse Schwierigkeit. Michael Schüssler hat christliche Rede von Gott dahingehend analysiert, dass sie weitestgehend dem *Geschichtsdispositiv* verpflichtet sei. Mit dem Geschichtsdispositiv ist eine Weltsicht gemeint, die eine historische Kette von Ereignissen im Sinne traditioneller Geschichte (als „Schichtung“ von Erfahrungen) konstruiert, an deren jeweiligem Endpunkt der Beobachter steht. Diese Perspektive ist eine wichtige, doch nur eine inmitten vieler gegenwärtiger Deutemuster. Ein weiter verbreitetes ist das *Ereignisdispositiv*. Dieses Deutungsmuster versucht, das Leben im Hier und Jetzt aus dem konkreten Moment heraus zu verstehen²⁹. Nach Schüssler besteht die große Herausforderung des Christentums darin, sich selbst auch als „ereignisbasiert“ zu inkarnieren, wobei die einzelnen Dispositive nicht streng alternativ zu denken sind: „Auch die ehrwürdige Vergangenheit kann in der Gegenwart nur in Form ihrer

²⁷ Vgl. WAHL: Glaube und symbolische Erfahrung, etwa 16–19.

²⁸ Vgl. FUCHS: „Unbedingte“ Vor-Gegebenheit des Rituals.

²⁹ Vgl. SCHÜSSLER: Zeitdimension, etwa 140–147.

ereignisbasierten Neuheit erfolgreich sein³⁰. Liturgie wäre in einem solchen Kontext, allen bisherigen Gewohnheiten auch liturgiewissenschaftlicher Denktradition zum Trotz, auch als „Antianamnetikum“ zu konstruieren³¹: Eine Sicht, die das liturgische Tun primär, eventuell sogar ausschließlich, auf die Gegenwärtigsetzung der Heilsgeschichte festlegt, ist um den Pol des Hier und Jetzt zu ergänzen, der nicht in einer Gegenwärtigsetzung des Vergangenen aufgeht. Der Akzent, den Schüssler setzt, traut dem konkreten Ritual eine ereignisbasierte Neuheit von Glaubenserfahrung zu. Die Heilsgeschichte mag zwar den Deuterahmen abgeben, doch lässt sich die konkrete Feier nicht darauf reduzieren. Die Anerkennung einer Differenz zwischen der Heilsgeschichte damals und dem Hier und Jetzt der Feier liefert die Liturgie an den Moment, an das „Heilige im Augenblick“ aus, um im „Ereignis“ eine Widerfahrnis der Transzendenz Gottes zu erleben³². Damit wird eine Denkrichtung fortgesetzt, die vor vielen Jahren bereits Edward Schillebeeckx angestoßen hatte: *„Für Christen ist dieses rituelle Ganze als solches bereits Gottes Gnadenvermittlung, wie sie sich in und durch die eigene performative Kraft der durch den christlichen Glauben inspirierten liturgischen Performance auf kognitivem, emotionalen und ästhetischem Niveau realisiert“*³³.

Das Ereignis des Gottesdienstes ist die Gnade, die Christus seiner Kirche schenkt, ein Raum der Begegnung mit der Transzendenz. Und mit den heilsgeschichtlichen Ereignissen, die gedenkend vergegenwärtigt werden, kann das eigene Leben verbunden (symbolisiert) werden: Seine Fährnisse, Konflikte und Brüche, Sehnsüchte und Hoffnungen finden sich in den alten Gottesgeschichten wieder. Diese Symbolisierung im Ritual nun legt die entscheidende Dimension frei, nämlich die der (sakramentlichen) Gnade. Es ist jener rituelle Raum, der als *potential space*, als Freiraum bislang ungeahnter Möglichkeiten Angeld und zugleich Realisierung des bleibend ausstehenden Reiches Gottes ist.

Literatur

- ANGENENDT, Arnold: Offertorium. Das mittelalterliche Meßopfer. Münster 2013 (Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen 101).
- BRAULIK, Georg/LOHFINK, Norbert: Osternacht und Altes Testament. Studien und Vorschläge. Mit einer Exsultetvertonung von Erwin BÜCKEN. Frankfurt am Main 2003 (Österreichische Biblische Studien 22).
- BRÜSKE, Gunda: Die Liturgie als Ort des kulturellen Gedächtnisses. Anregungen für ein Gespräch zwischen Kulturwissenschaften und Liturgiewissenschaft, in: Liturgisches Jahrbuch 51. 2001, 151–171.
- FREUD, Sigmund: Jenseits des Lustprinzips (1920), in: FREUD, Sigmund: Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet. Bd. I–XVIII und Nachtragsband. Hg. von Anna FREUD u. a. London 1940–1987. Neudruck Frankfurt am Main 1999, hier: XIII, 1–69.
- FREYER, Thomas: Sakrament – Transitus – Zeit – Transzendenz. Überlegungen im Vorfeld einer liturgisch-ästhetischen Erschließung und Grundlegung der Sakramente. Würzburg 1995 (Bonner Dogmatische Studien 20).

³⁰ SCHÜSSLER: Zeitdimension, 147.

³¹ Vgl. SCHÜSSLER: Zeitdimension, 314–321.

³² Vgl. REUTER: Das Heilige im Augenblick.

³³ SCHILLEBEECKX: Wiederentdeckung der christlichen Sakramente, 335 (Kursive im Originaltext).

- FUCHS, Ottmar: „Unbedingte“ Vor-Gegebenheit des Rituals als pastorale Gabe und Aufgabe, in: Theologische Quartalschrift 189. 2009, 106–129.
- FUNKE, Dieter: Im Glauben erwachsen werden. Psychische Voraussetzungen der religiösen Reifung. München 1986.
- GERHARDS, Albert / HENRIX, Hans Hermann (Hg.): Dialog oder Monolog? Zur liturgischen Beziehung zwischen Judentum und Christentum, Freiburg i.Br. 2004 (Quaestiones Disputatae 208).
- GRETHLEIN, Christian: Praktische Theologie. Berlin / Boston 2012.
- HABERMAS, Jürgen: Nachmetaphysisches Denken II. Aufsätze und Repliken. Berlin 2012.
- HEGENER, Wolfgang: Von Lust ohne Ende und dem Ende der Lust. Eine Lektüre von ‚Jenseits des Lustprinzips‘ in: Psyche 67. 2013, 145–177.
- KLIE, Thomas: Vom Ritual zum Ritus. Ritologische Schneisen im liturgischen Dickicht, in: Berliner Theologische Zeitschrift 26. 2009, 96–107.
- LEONHARD, Clemens: Die ‚rites de passage‘ nach Arnold van Gennep. Ritualanalyse und theologische Legitimationsstrategien, in: Pastoraltheologische Informationen 35. 2015, 245–260.
- LUTHER, Martin in einer Predigt zum 2. Advent des Jahres 1523, in: Weimarer Ausgabe 11, 207–210.
- METTE, Norbert: Einführung in die katholische Praktische Theologie. Darmstadt 2005.
- ODENTHAL, Andreas: „Kritische Interrelation“ von Lebens-Erfahrung und Glaubens-Tradition. Überlegungen zu einem Diktum von Edward Schillebeeckx im Hinblick auf einen symboltheoretischen Ansatz als integratives Paradigma der Liturgiewissenschaft, in: Theologische Quartalschrift 187. 2007, 183–203.
- DERS.: „Rituelle Erfahrung“ der Kindertaufe. Eine Skizze aus liturgiewissenschaftlicher Sicht, in: KASPER, Walter / KOTHGASSER, Alois / BIESINGER, Albert / HAUF Jörn (Hg.): Weil Taufe Zukunft gibt. Wegmarken für eine Weiterentwicklung der Taufpastoral. Ostfildern 2011, 76–90.
 - DERS.: Christliche Initiation als Mystagogie. Thesen zu einer Intensivform liturgischer Praxis, in: KASPER, Walter / KOTHGASSER, Alois / BIESINGER, Albert (Hg.): Weil Sakramente Zukunft haben. Neue Wege der Initiation in Gemeinden. Mainz 2008, 140–157.
 - DERS.: Liturgie als Ritual. Theologische und psychoanalytische Überlegungen zu einer praktisch-theologischen Theorie des Gottesdienstes als Symbolgeschehen. Stuttgart 2002 (Praktische Theologie heute 60).
- POST, Paul: Vom religionsphänomenologischen Erbe zum E-Ritual. Trends und Themen der aktuellen Ritual Studies, in: Archiv für Liturgiewissenschaft 55. 2013, 139–18.
- RATZINGER Joseph: Theologie der Liturgie. Die sakramentale Begründung christlicher Existenz. Freiburg i.Br. 2008 (Gesammelte Schriften 11).
- REUTER, Wolfgang: Das Heilige im Augenblick oder: Die Freude am Moment. Beglückende Erfahrungen in der Seelsorge, in: Diakonia 45. 2014, 20–29.
- DERS.: Relationale Seelsorge. Psychoanalytische, kulturtheoretische und theologische Grundlegung. Stuttgart 2012 (Praktische Theologie heute 123).
 - DERS.: Wie Rituale abgehen. Rituelle Kompetenz in Sport und Kirche, in: Internationale katholische Zeitschrift Communio 42. 2013, 367–378.
- SCHILLEBEECKX, Edward: Hin zu einer Wiederentdeckung der christlichen Sakramente. Ritualisierung religiöser Momente im alltäglichen Leben, in: HOLDEREGGER, Adrian / WILS,

- Jean-Pierre (Hg.): Interdisziplinäre Ethik. Grundlagen, Methoden, Bereiche. FS Dietmar Mieth. Freiburg Schweiz 2001 (Studien zur theologischen Ethik 89), 309–339.
- SCHROETER-WITTKE, Harald: Übergang statt Untergang. Victor Turners Bedeutung für eine kulturtheologische Praxistheorie, in: Theologische Literaturzeitung 128. 2003, 575–588.
- SCHROTT, Simon A.: Pascha-Mysterium. Zum liturgietheologischen Leitbegriff des Zweiten Vatikanischen Konzils, Regensburg 2014 (Theologie der Liturgie 6).
- SCHÜSSLER, Michael: Mit Gott neu beginnen. Die Zeitdimension von Theologie und Kirche in ereignisbasierter Gesellschaft, Stuttgart 2013 (Praktische Theologie heute 134).
- SOEFFNER, Hans-Georg: Rituale, in: Berliner Theologische Zeitschrift 26. 2009, 7–15.
- WAHL, Heribert: Glaube und symbolische Erfahrung. Eine praktisch-theologische Symboltheorie. Freiburg i.Br. 1994.
- WEYEL, Birgit: Konfirmation und Jugendweihe. Eine Verhältnisbestimmung aus praktisch-theologischer Perspektive, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche 102. 2005, 488–503.
- WINNICOTT, Donald W.: Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart ⁸1995.
- WOHLMUTH, Josef: Jesu Weg – unser Weg. Kleine mystagogische Christologie. Würzburg 1992.

Hans Gerald Hödl, Wien

Rituale aus religionswissenschaftlicher Perspektive

Der Begriff „Ritual“ umfasst im herkömmlichen Sprachgebrauch und auch in der Literatur ein breites Bedeutungsspektrum. Die Annäherung aus religionswissenschaftlicher Sicht hebt die Verwendung des Begriffs ab von bloß gewohnheitsmäßigen Wiederholungen und von zwanghaften Handlungen. Der Beitrag geht der Frage nach, was liturgische Rituale von magischen unterscheidet, und gibt eine Typologie von Ritualen. (Redaktion).

Was ist ein Ritual?

Rituale sind fester Bestandteil von Religionen, wenn auch manche Religionen stärker, manche weniger stark „ritualisiert“ sind.¹ Das Wort selbst wird von der Sanskritwurzel *ṛta* abgeleitet, was ein Handeln in Übereinstimmung mit

DR. PHIL. MAG. THEOL. HANS GERALD HÖDL
ist Ao. Univ.-Prof. am Institut für Religionswissenschaft
an der Universität Wien. Zu seinen Schwerpunkten in
Lehre und Forschung gehören u. a. Religionsästhetik,
Afrikanische Religionen, Ritualtheorien.

der Ordnung des Kosmos bedeutet, oder aber vom indogermanischen *ri*, was auf Prozesshaftigkeit hinweist. Damit sind die zwei wesentlichen Merkmale rituellen Handelns angesprochen: Es ist (1) ein Ablauf und dieser ist (2) festgelegt. Die feste Form verweist weiters darauf, dass es sich um einen (3) wiederkehrenden Prozess handelt. Rituale sind wiederkehrende festgelegte Handlungsabläufe. Was nur einmal ausgeführt wird, ist noch kein Ritual. Ist aber jede wiederkehrende Handlung schon ein Ritual? Man denke an das morgendliche Zähneputzen oder Kaffeetrinken, die man beide nur dann als ritualisierte Handlung bezeichnen würde, wenn sie eine ganz bestimmte festgelegte Form hätten, ohne die sie nicht durchgeführt werden könnten. Es geht also um die Wiederkehr eines formellen äußeren Rahmens, und es muss jemand da sein, der oder die *handelt*. Die Wiederkehr von Ebbe und Flut oder das regelgeleitete Funktionieren einer Heizungsanlage sind noch kein Ritual, Rankämpfe zwischen Tieren oder deren Paarungsverhalten schon eher.

Diese Wiederkehr eines formellen Rahmens hat eine Nähe zur Zwangshandlung, wie seit Sigmund Freud von einigen Autorinnen/Autoren festgestellt worden ist.² Meiner Ansicht nach übersieht eine solche Parallele zwischen ritualisiertem Handeln und pathologischer Zwangshandlung, dass menschliches Handeln prinzipiell auf festgelegte Formen angewiesen ist, will man nicht jeden Tag jede Entscheidung neu treffen. Man spricht von Ritualisierungen, einem Wort, das aus der Verhaltensforschung stammt. Diese sind sozusagen die Grundelemente unserer Rituale, und sie bauen direkt auf biologischen Gegebenheiten auf (sind etwa auf Essen und Trinken bezogen). Bei einer Zwangshandlung findet aber gewissermaßen

¹ Vgl. insgesamt HÖDL: Ritual; LANG: Kult; LANG: Ritual/Ritus.

² So etwa von BOYER/LIÉNARD: Why ritualized behavior?

eine Sinnentleerung statt, die Form scheint wichtiger als der Inhalt. Ist dies auch bei religiösen Ritualen so?

Freilich beobachten wir bei manchen Riten, dass ängstlich darauf geachtet wird, nur ja keinen Fehler in der Ausführung zu machen, damit das gewünschte Ziel der Handlung auch sicher erreicht wird. In diesem Fall sprechen wir davon, dass die Wirksamkeit des Rituals *ex opere operato* (aus dem *richtig* durchgeführten Werk) folgt, nicht *ex opere operandi* (der *richtigen* Intention des Ausführenden). Die Richtigkeit der äußeren Form ist im lateinischen Wort „ritus“, das im 2. Jahrhundert u. Z. soviel wie „mos comprobatus in administrandis sacrificiis“ bedeutet, enthalten: eine Handlung „rite“ zu vollziehen, bedeutet sie „auf rechte Weise“ zu vollziehen, respektive „nach Religionsbrauch“³. Die rechte Weise der äußeren Form kann man freilich leichter überprüfen als die Intention der Ausführenden (es sei denn, man leitet diese aus der an äußeren Merkmalen abzulesenden kultischen Reinheit des Handelnden ab, womit wir wieder bei der Form angelangt wären).

In Hinblick auf letztere kann man jedoch feststellen, dass der feste rituelle Rahmen Raum für verschiedene Intentionen bietet. Ein schönes Beispiel dafür ist die Unterscheidung zwischen „magischen“ und „liturgischen“ Ritualen, wie sie Ronald Grimes⁴ getroffen hat (diese Unterscheidung ist deskriptiv und nicht normativ gemeint). Magische Rituale sind ihm zufolge solche, die auf eine Wirkung abzielen, während liturgische eine Antwort suchen. Das Bittgebet fällt in dieser Kategorisierung unter den (hier sehr weit gebrauchten) Begriff der „Magie“, wie etwa auch Heilungsrituale. Unter liturgischen Ritualen wären solche zu verstehen, die der handelnden Person eine Anfrage beantworten, ihr ermöglicht, sich in den Lauf der Dinge einzufügen oder sich mit dem Sinn des Kosmos zu verbinden. Denkt man das weiter, dann sieht man, dass das äußerlich gleiche Ritual in beiden Haltungen vollzogen werden kann. Erwartet sich etwa jemand von einer religiösen Übung Heilung einer schweren (medizinisch unheilbaren) Krankheit, wäre das „magisch“ im Sinne von Grimes, während Menschen, die dasselbe Ritual durchführen, um Antwort auf die Frage zu bekommen „warum muss gerade mir das geschehen“, und so ihre Situation in einen insgesamt als sinnvoll konzipierten Kosmos einzufügen, um zu innerer Ruhe zu kommen, eine „liturgische“ Haltung einnehmen. In beiden Fällen geht es um eine Veränderung, einen Übergang. Ob Rituale immer auf Veränderung zielen, kann man sich fragen, Axel Michaels etwa zählt dies zu den notwendigen Merkmalen, die rituelles Handeln von bloß wiederkehrenden Handlungen unterscheiden.⁵

Ich schlage vor, hier weiter zu definieren, und dann von einem Ritual zu sprechen, wenn ein geregelter wiederkehrender Handlungsablauf eine Botschaft übermittelt, wenn es sich, mit anderen Worten, um einen Symbolzusammenhang handelt. Wenn ich mich mitunter ans Meer setze und den Wellen lausche, so ist dies eine einfache Handlung, wie etwa auch das Zähneputzen. Wenn ich aber diese Handlung regelmäßig ausführe und sie für mich symbolischen Wert besitzt, handelt es sich um ein (kleines) Ritual. Unter symbolischem Wert im allgemeinsten Sinn verstehe ich somit, dass eine Botschaft übermittelt wird – und sei es eine syntaktisch so unstrukturierte wie das bloße Gefühl des Einklangs mit dem Kosmos. Diesen symbolischen Wert könnte die Handlung auch haben, wenn ich sie nur einmal ausführe. Dann liegt aber kein rituelles Geschehen vor. Man sieht auch, dass diese weite Definition es schwer macht, eine Unterscheidung zwischen einer reinen Zeremonie (das Wort wird hier für

³ Der neue Georges, 4192.

⁴ GRIMES: Beginnings in Ritual Studies, 48–53.

⁵ MICHAELS: „Le rituel pour le rituel“, 23–48.

öffentliches rituelles Handeln ohne explizit religiösen Sinn gebraucht, wie etwa eine akademische Feier, bei der ein Titel verliehen wird oder politische Rituale wie die Amtseinführung des Präsidenten) und einem religiösen Ritual zu treffen. Das hängt letztlich von der zugrunde gelegten Definition von Religion ab und führte hier zu weit. Jedenfalls gibt es unter den Ritualarten, die im Folgenden kurz vorgestellt werden, solche, die sowohl in einem explizit religiösen Rahmen als auch außerhalb eines solchen durchgeführt werden.

Typen von Ritualen

Warum aber führen Menschen Rituale durch? Wir könnten das durch Reduktion auf etwas anderes (etwa die physiologische Konstitution des Menschen, seine soziale Situation, im Laufe der Stammesentwicklung ausgebildetes Verhalten, die Erfahrung transzendenter Wesen usw.) erklären. Jenseits solcher Versuche einer einlinigen Erklärung kann man sich die Anlässe und ihnen entsprechenden Arten rituellen Handelns vor Augen führen. Dann zeigt sich der ReligionswissenschaftlerIn eine Fülle von rituellen Handlungskomplexen in allen Kulturen der Menschheit, die man zunächst in Grundkategorien einteilen wird (freilich im Sinne einer Typologie: selten kommen die Typen rein vor, viele Rituale könnte man mehreren Kategorien zuordnen). Ich halt mich bei dieser Übersicht an die Einteilung von Catherine Bell⁶ und vernachlässige „politische Rituale“ wegen des fehlenden Religionsbezuges. Dann bleiben fünf Grundarten übrig.

(1) Kalendarische Riten zur Ordnung der Zeit

Kalendarische Riten ordnen die Zeit und hängen in traditionellen Gesellschaften in der Regel mit der Wirtschaftsform zusammen, sind also in Pflanzerkulturen auf den Vegetationszyklus, auf Anbau und Ernte bezogen, dabei oft mit Opferriten (Erstlingsgaben) verbunden. Bei Viehhaltern können, wie bei den Inselkelten, diese Riten auf den jahreszeitlichen Wechsel von Weide und Stallhaltung bezogen sein. Wo aufgrund der geographischen Lage Jahreszeiten das Jahr gliedern, sind kalendarische Riten auf diese bezogen (etwa Sonnenwenden), in Gebieten, wo das Jahr durch den Wechsel von Trocken- und Regenzeit gegliedert ist, finden wir auf die Regenzeit bezogene Riten („Regenmacher“).⁷ Manche neureligiöse Bewegungen, die sich an vorchristlichen europäischen Kulte orientieren, übernehmen entsprechende jahreszeitliche Feste. Religionen gliedern das Jahr oft mit kommemorativen Riten, die sich etwa auf Ereignisse im Leben des Stifters beziehen, und die mitunter frühere kalendarische Riten (wie wahrscheinlich das lateinische Weihnachtsfest die Wintersonnenwende) überformen. Das Vesakh-Fest der Buddhisten am ersten Vollmond des Monats Vesakha platziert (fällt in der Regel in den Mai, manchmal in den Juni) feiert des Buddhas Geburt, Erleuchtung und Eingang ins Nirvana, die sich der Überlieferung zufolge alle in einer Vollmondnacht im Monat Vesakha ereignet haben. Feste, die in einem Mondkalender verankert sind, erscheinen im auf das Sonnenjahr bezogenen Kalender als „beweglich“, wie man am Neujahrsfest sieht. Das gilt etwa für die jüdischen und islamischen kalendarischen Riten. Der islamische Kalender folgt einem strikten Mondjahr ohne Angleichungen an das Sonnenjahr, weshalb die islami-

⁶ BELL: Ritual, 93–137.

⁷ Vgl. etwa PELLERIN: Shilluk, 615.

schen Feste dem Sonnenjahr gegenüber als „transzendent“ erscheinen, so wie Gott der Welt gegenüber transzendent ist.

(2) Übergangsriten bei sozialen Statusveränderungen

Sind schon manche kalendarische Riten solche, die (zeitliche) Übergänge markieren, so finden wir in allen Gesellschaften Riten, die soziale Übergänge begleiten, die „Übergangsriten“ (rites de passage) im strengen Sinn. Der Begriff wurde von Arnold van Gennep entwickelt, der entdeckt hat, dass es in allen Gesellschaften institutionalisierte Abläufe gibt, um biographische und soziale Übergänge, wie Geburt, sexuelle Reife, Hochzeit, Tod, Statuswechsel, Wechsel der Altersgruppe usw. zu regeln, die nach dem Muster räumlicher Übergänge in drei grundlegende Abschnitte strukturiert sind: Ausgliederung, Schwellenphase (liminale Phase) und Wiedereingliederung. Hierher gehören etwa Initiationsriten oder Pubertätsriten.⁸ Van Genneps Theorie zufolge beruht diese Struktur darauf, dass Menschen zunächst durch ihre soziale Rolle definiert sind. Wechselt jemand diese Rolle, so ist er/sie für einen bestimmten Zeitraum nicht definiert, und es muss mittels ritueller Vorkehrungen dafür gesorgt werden, dass die Person sicher von dem einen Status in den anderen übergeleitet wird. Bei manchen Begräbnisriten etwa geht es um die sichere Überstellung der Seele der Verstorbenen ins Jenseits (der neue Status – etwa als Ahne – wird hergestellt), aus der Befürchtung heraus, ansonsten könnte ein herumirrender Geist als Wiedergänger u. Ä. die Lebenden gefährden. Auf der in männlichen Pubertätsriten bei bantusprachigen Völkern zu findenden Betonung der „Schwellenphase“ (mehrwöchige Seklusion der Initianden in Beschneidungshütten) aufbauend, hat Victor Turner eine umfassende Ritualtheorie entworfen.⁹ In dieser wird die „liminale Phase“, in der soziale Unterschiede zwischen den Initianden nivelliert sind, als Zeit der Erfahrung der Gemeinschaft („communitas“) interpretiert, ohne die die soziale Architektur („Struktur“) nicht funktionieren würde. Riten der Statusumkehr (etwa Demütigung eines Herrschers vor Antritt des Amtes), Nivellierung sozialer Unterschiede (Freie/Sklaven; Lebende/Tote) bei gewissen Festen (Halloween, Anthesterien im Dionysoskult im antiken Griechenland) oder in sozialen Protestbewegungen (etwa Armutsbewegungen im Mittelalter) können mit diesem Modell gut erklärt werden.

(3) Riten des Austausches und der Kommunikation

Diese Riten könnte man als „Opfer“ im weiten Sinn bezeichnen: jede Art von Ritual, in der einer Gottheit, einem Geistwesen oder einem Ahnen eine Gabe dargebracht wird. Zweck des Opfers ist zumeist der Austausch, die Kommunikation, die Herstellung einer Gemeinschaft. Wir finden in der Geschichte der Religionen der Welt vielfache Opferrituale, unter denen zunächst die simple Darbringung von der mit der physischen Zerstörung des Dargebrachten einhergehenden Opferung zu unterscheiden ist. Des Weiteren finden wir anlassbezogen unter den Opferriten Speiseopfer an verschiedene Götter (oder Ahnen) respektive Opfer, die mit Mahlgemeinschaft einhergehen, so das große Opfer für die olympischen Götter im antiken Griechenland, das die geregelte Art, ein Tier zu schlachten, dargestellt hat (das „Götzenopfer-

⁸ Vgl. VAN GENNEP: Übergangsriten.

⁹ Vgl. TURNER: Das Ritual.

fleisch“ aus dem paulinischen Schrifttum und der Apostelgeschichte).¹⁰ Speisegaben an Gottheiten sind aber auch etwa in westafrikanischen Religionen gang und gäbe, man wird das jüdische Pesachmahl als Mahlgemeinschaft, das Tempelopfer im antiken Judentum, aber auch die Eucharistie (je nach theologischer Interpretation stärker als Mahlgemeinschaft oder als Darbringung gesehen) neben vielen anderen Opfern in verschiedenen Ritualen hier einordnen können. Auch zur indischen Puja (in Hindu-Religionen, Jainismus und Buddhismus), die klassische Verehrung einer Gottheit, gehört neben allgemeinen Darbringungen und Ehrungen der Gottheit (wie Schmücken und Waschen) zumindest in den Hindu-Religionen die Mahlgemeinschaft.¹¹ Als „Opfer“ wird aber auch der Akt des Verzichtes bezeichnet, eine Fastenübung, die wiederum einem sozialen Zweck im Sinne des Austausches und der Gemeinschaft dienen kann, wenn das solcherart Geopferte etwa bedürftigen Mitgliedern der Sozietät überlassen wird. Theorien des Rituals, die vom Opferkult und seinen gewalttätigen Zügen ausgehen, betonen die Funktion der Kanalisierung der gesellschaftlichen Gewalt.¹²

(4) Riten zur Wende einer Not (Rites of Affliction)

Solche Opferriten überschneiden sich mit dem Typus der Lebenskrisenrituale, die zur Heilung, Reintegration und zur Wiederherstellung der kosmischen Ordnung durchgeführt werden. Neben direkten Heilungs- und Reinigungsriten, wie Reinigungsrituale nach der Geburt oder der Heilung vom Aussatz (Lev 12–14) oder nach Unreinheit (Lev 15), sowie etwa dem Sündenbockritual am Versöhnungstag (Lev 16), zu dem es eine Parallele in den sog. Pharmakos-Ritualen in Athen und den ionischen Stadtstaaten gibt, gehören hierher auch divinatorische und magische Praktiken, die auf das Erreichen von bestimmten Zielen ausgerichtet sind. Solche Rituale decken den Bereich der Religion ab, der sich auf die Vorhersage und auf die Kontrolle des täglichen Lebens richtet. Dienen solche Rituale der Abwehr der Störung der Ordnung, spricht man von apotropäischen Riten. Im antiken Griechenland gab es das Ganzopfer (Holocaust) an die chthonischen Gottheiten (zu deren Besänftigung), in denen es im Unterschied zum Opfer an die olympischen Gottheiten keine Mahlgemeinschaft gab, und es gab Reinigungsopfer im Zusammenhang mit der Niederkunft. In verschiedenen Weltteilen gab oder gibt es die Praxis von Gründungsopfern, die dargebracht werden, wenn etwas Neues (ein Haus, ein Tempel) errichtet wird, oft mit Eingraben des Opfers unter der Schwelle. Ein besonderes Problem stellt die Interpretation der in vielen Kulturen zu Zeiten häufigen Menschenopfer dar, zu denen viele verschiedene Theorien vorliegen. Manchmal scheint es sich um die Wiederholung eines ursprünglichen Opfers der Gottheiten zu handeln, mit dem Zweck, den Lauf der Dinge aufrecht zu erhalten (so eine Interpretation des aztekischen Menschenopfers), mitunter ging es darum, den Ahnen oder eben verstorbenen Herrschern eine Gefolgschaft im Jenseits zu sichern (also eine Art Grabbeigabe, in manchen westafrikanischen Gesellschaften).¹³ Die Opferung von Menschen kann (neben anderen Arten) auch als pars-pro-toto-Opfer angesehen werden: bei Gefahr opfert man einen Teil (diesfalls: ein

¹⁰ Zu den Opfern im antiken Griechenland: BRUIT ZAIDMAN/SCHMITT PANTEL: *Die Religion der Griechen*, 30–47.

¹¹ JOHNSON: *The Oxford Dictionary of Hinduism*, 245f.

¹² Vgl. etwa GIRARD: *Das Heilige und die Gewalt*.

¹³ Einen Überblick zur Interpretation aztekischer Menschenopfer gibt etwa WINKELMAN: *Aztec Human Sacrifice*, 285–298, 286–288; die Quellenlage für Westafrika diskutiert LAW: *Human Sacrifice*, 53–87.

Mitglied der Gemeinschaft) um das Ganze zu retten (man vgl. etwa die Geschichte von Jona, der über Bord geworfen wird, um die Gefahr, die dem Schiff droht, zu bannen). In diesen Substitutionsopferten hat Walter Burkert ein altes biologisches Programm am Werk gesehen (so lässt das von Raubtieren angegriffene Rudel ein schwaches Mitglied zurück, die Eidechse wirft ihren Schwanz ab, bei Vögeln gibt es die „Schreckmauser“).¹⁴

(5) Feste und Fasten

Übergangs- und kalendarische Riten haben oft die Form von Festen oder sind von solchen begleitet. Religiöse und nichtreligiöse Feiern haben mitunter kommemorativen Charakter und stets eine soziale Dimension. Feste transzendieren die Alltagswelt, als wiederkehrende Ereignisse strukturieren sie das soziale Leben. Diese Funktion eignet auch dem Fasten, wenn es von einer Gemeinschaft kollektiv zu einer vorgeschriebenen Zeit ausgeübt wird, wodurch auch die Gemeinschaft gestärkt wird, ähnlich wie durch Feste, in denen Essen und Trinken geteilt und mitunter die sozialen Schranken aufgehoben werden.

Schlussüberlegung

Unter den Dimensionen des religiösen Lebens ist die rituelle nur eine, aber sicherlich diejenige, in der religiöse Gemeinschaftsbildung und religiöse Erfahrungen ihren zentralen Ort haben. Rituale sind aber in den Kirchen der nachauflärerischen Gesellschaften des „Westens“ unterrepräsentiert, so dass oft aus dem religiösen Angebot der Kirchen nur mehr die Feier von kalendarischen (Weihnachten) oder Übergangsriten (Taufe, Firmung, Hochzeit, Begräbnis – Stichwort: Lebenswendenpastoral) wahrgenommen wird. Andererseits bildet sich zugleich am Gebiet alternativer, nichtinstitutionalisierter Formen des Religiösen ein Markt zur Befriedigung des Bedürfnisses nach ritueller Gestaltung des Lebens, wie es sich etwa in Lebensberatungsliteratur zeigt, die Anweisungen zur Gestaltung von Ritualen für die Strukturierung des Alltags anbietet.

Literatur

- BELL, Catherine: *Ritual. Perspectives and Dimensions*. New York 1997.
- BOYER, Pascal / LIÉNARD, Pierre: Why ritualized behavior? Precaution Systems and action parsing in developmental, pathological and cultural rituals, in: *Behavioral and Brain Sciences* 29. 2006, 1–56.
- BURKERT, Walter: *Kulte des Altertums. Biologische Grundlagen der Religion*. München 1998.
- Der neue Georges. Ausführliches Handwörterbuch Lateinisch-Deutsch. Darmstadt 2013, 4192.
- GIRARD, René: *Das Heilige und die Gewalt*. Frankfurt 1987 (Paris 1972).
- HÖDL, Hans Gerald: Ritual, in: FIGL, Johann (Hg.): *Handbuch Religionswissenschaft*. Innsbruck / Wien / Göttingen 2003, 664–689.

¹⁴ BURKERT, *Kulte des Altertums*, 50–73.

- JOHNSON, W. J.: The Oxford Dictionary of Hinduism. New York 2010, 245–246.
- LANG, Bernhard: Artikel „Kult“, in: HrWG 3, 474–488
- DERS.: Ritual/ Ritus; in: HrWG 4, 442–458.
- LAW, Robin: Human Sacrifice in Pre-Colonial West Africa, in: African Affairs 84. 1985, 53–87
- MICHAELS, Axel: „Le rituel pour le rituel“ oder wie sinnlos sind Rituale?, in: CADUFF, Corina / PFAFF-CZARNECKA, Johanna (Hg.): Rituale heute. Theorien – Kontroversen – Entwürfe. Berlin 1999, 23–48.
- GRIMES, Ronald: Beginnings in Ritual Studies. Columbia 1995, 48–53.
- PELLERIN, Marquita: Shilluk, in: ASANTE, Molefi Kete / MAZAMA, Ama (Hg.): Encyclopedia of African Religion, Thousand Oaks 2009, 615–616.
- TURNER, Victor: Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. Frankfurt a. M. / New York 1989.
- VAN GENNER, Arnold: Übergangsriten (Les rites de passage). Frankfurt a. M. / New York 1986 (erste französische Ausgabe 1909).
- WINKELMAN, Michael: Aztec Human Sacrifice. Cross-Cultural Assessments of the Ecological Hypothesis, in: Ethnology 37. 1998, 285–298, 286–288.
- ZAIDMAN, Louise Bruit / SCHMITT PANTEL, Pauline: Die Religion der Griechen. Kult und Mythos. München 1994, 30–47.

Christoph Freilinger, Linz / Salzburg

Zur rituellen Praxis heutiger Gottesdienste

Die rituellen Vollzüge gottesdienstlicher Feiern sind für viele Menschen heute nicht mehr nachvollziehbar. Wie reagieren Verantwortliche bei gottesdienstlichen Feiern darauf? Der Beitrag skizziert Beobachtungen und stellt Ansätze für eine gelingende Praxis zur Diskussion.¹ (Redaktion).

Lange Zeit wurden Rituale auch in der Praxis von Seelsorgern vernachlässigt. Hintergrund waren in der Gesellschaft allgemein verankerte Vorbehalte gegen alle geprägten und vorgegebenen Formen, die als Widerspruch zu Authentizität, Selbstmächtigkeit und intellektueller Redlichkeit gesehen wurden.

DR. CHRISTOPH FREILINGER
ist wissenschaftlicher Mitarbeiter
im Österreichischen Liturgischen Institut
und in der Schriftleitung der Zeitschrift
„Heiliger Dienst“.

Es müssen hier nicht die Gründe ausgeführt werden, warum sich die Voraussetzungen grundlegend verändert haben. Jedenfalls stehen Rituale heute wieder hoch im Kurs. Das fordert die rituelle Praxis der Kirchen heraus: Kirchen sind längst nicht mehr die einzigen Ritualanbieter²; die Rituale der Kirchen werden zwar weiterhin angefragt, jedoch selbst von den affinen Milieus nicht mehr immer recht „verstanden“; eine allgemeine Herausforderung ist auch der Wunsch nach möglichst „passgenauen“ Ritualen: individuell und ganz persönlich sollen die Feiern sein, die zunehmend mehr im kleinen bzw. „familiären“ Rahmen gefeiert werden wollen. In diesem Kontext geht es jetzt um die Frage, was für die rituelle Praxis der Kirchen heute hilfreich ist und wo „Stolpersteine“ liegen.

Dazu werde ich zunächst Grundsätzliches in den Blick nehmen und einige wesentliche Aspekte, die zu Ritualen gehören, in Erinnerung rufen, um ausgehend davon heutige Phänomene in der rituellen Praxis der Kirchen anzufragen. Dabei kommen die „Stolpersteine“ zur Sprache. Vor diesem Hintergrund will ich dann Möglichkeiten andeuten, die aus meiner Sicht förderlich sind für eine gelingende kirchliche Ritualpraxis. Ich verstehe meine Überlegungen als Gedankenanstöße und Grundlegung für die weitere Auseinandersetzung, nicht als einfache Patentrezepte.

1 Was sind Rituale und wie wirken sie?

Ein Ritual kann knapp gefasst werden als geordneter Ablauf von symbolischen Handlungen.³ Ein solcher Handlungsablauf umfasst verbale und nonverbale Handlungen, die einen

¹ Dieser Beitrag geht zurück auf einen Vortrag beim Ökumenischen Tag in der Diözese Linz am 22.04.2015, der unter dem Titel stand: „Die rituelle Praxis der Kirche – Was bringt uns weiter und wo liegen die Stolpersteine?“ Das Vortragsmanuskript wurde für diese Publikation leicht überarbeitet, der Vortragsstil jedoch weitgehend beibehalten.

² Vgl. dazu den Beitrag in diesem Heft SCHWEIGHOFER: Auf der Suche nach dem passenden Ausdruck.

³ Vgl. BUNDSCHUH-SCHRAMM: „Ende gut, alles gut!“, 226. Vgl. auch MESSNER: Defizite, 308: Meßner referiert die formale Definition von Roy Rappaport: „Demnach ist ein Ritual die Performance formalisierter (verbaler und nonverbaler), relativ invarianter Handlungen, die nicht von den Ausführenden kodiert sind.“

bestimmten Sinn zum Ausdruck bringen (das ist mit „symbolisch“ gemeint und unterscheidet ein Ritual von bloßer „Gewohnheit“). Dieser Sinn hängt zusammen mit den Lebens- und Glaubenserfahrungen, die in Ritualen gespeichert sind. Diese geronnenen Erfahrungen werden im Vollzug der Handlungen je neu realisiert (wieder-her-geholt).⁴ Ein christliches Ritual „vermittelt zwischen den subjektiven Erfahrungen der Menschen und den im Symbol ‚geronnenen Erfahrungen‘, die Menschen mit ihrem Gott gemacht haben“⁵. Bedeutsam ist – so Christiane Bundschuh-Schramm –, dass die konservierten Erfahrungen nicht nur die ‚Ursprungserfahrung‘ beinhalten, sondern auch die nachfolgenden Erfahrungen, die die Ursprungsbedeutung bestätigen. Es füllen gleichsam alle Glaubensvorfahren den Raum, in dem das Ritual vollzogen wird, und bürgen für die Echtheit der Erfahrung, die sie gemacht haben.

Demnach wird die Bedeutung eines Rituals nicht allein und nicht hauptsächlich von den Handelnden selbst bestimmt, sondern ist vorgegeben. Rituale können also im Kern nicht von einzelnen gemacht im Sinn von „hergestellt“ werden.

Ritualforscher weisen auf die rätselhafte Zwischenstellung hin, die Ritualen eignet: „Sie werden einerseits geplant, initiiert, inszeniert und ausgeübt, andererseits vollziehen sie sich quasi von selbst, schreiben den Beteiligten ihre Handlungen weitgehend vor“ und sie entfalten ihre Kraft, auch wenn den Beteiligten die Wirkungsweise nicht offenkundig ist. Rituale sind weder bloße Mittel, die instrumentell eingesetzt werden könnten, noch erfüllt sich ihr Zweck in ihnen selbst. Sie bedürfen der Planung, Regie und Aktivität der Beteiligten, entziehen sich aber zugleich in wesentlichen Punkten ihrer intentionalen Verfügung.⁶

Der Sinn, den Rituale verkörpern und kommunizieren, kann nicht auch durch bloßes Sagen oder diskursive Rede mitgeteilt werden. Ein Ritual wirkt nicht primär über den analysierenden Verstand, sondern wesentlich über die leibhaftige, sinnliche Wahrnehmung auf den Affekt und in Tiefenschichten des Menschen im (wiederholten) Tun. Die Weltdeutung in Ritualen geschieht als unhinterfragter Vollzug.⁷ Der Gehalt wird im ganzmenschlichen Erleben transportiert. Rituale wirken von außen nach innen, die äußere Form transportiert den Inhalt. Wenn daher die Verständlichkeit von Ritualen oder ihrer Einzelelemente eingefordert wird, wäre es verfehlt, von einem rein intellektuellen, rationalen Verstehen auszugehen.⁸ Wesentlich ist aber das Mit-vollziehen-Können.

⁴ Vgl. BUNDSCHUH-SCHRAMM: „Ende gut, alles gut!“, 228.

⁵ Vgl. BUNDSCHUH-SCHRAMM: „Ende gut, alles gut!“, 227: „Wichtig ist, dass die konservierten Erfahrungen nicht nur die ‚Ursprungserfahrung‘ beinhalten, sondern auch alle der Ursprungserfahrung folgenden Erfahrungen. Es treten gleichsam alle Glaubensvorfahren auf den Plan, füllen den Raum, in dem das Ritual vollzogen wird, und bürgen für die Echtheit der Erfahrung, die sie gemacht haben. So ist beispielsweise die Erinnerung einer ihre Kinder segnenden Frau an ihre Eltern, die die gleiche Segenshandlung durchgeführt haben, elementarer Bestandteil ihres Ritualvollzugs. Die Eltern erleichtern in diesem Fall als Bindeglied die Vermittlung zwischen subjektiver und geronnener Erfahrung, doch in anderen Fällen können die unmittelbaren Vorfahren diese Vermittlung auch erschweren oder verstellen.“

⁶ Vgl. SCHÄFER / WIMMER: Einleitung, 12f.

⁷ Das bedeutet nicht, dass Rituale den Intellekt ausschließen. Denn selbstverständlich wirken im Ritualvollzug etwa eines christlichen Gottesdienstes Elemente (wenngleich unterschiedlich stark) auch auf den Intellekt; selbstredend schließt die Vorbereitung eines Gottesdienstes auch die intellektuelle Auseinandersetzung mit ein. Aber die Feier selbst ist nicht der Ort für den Diskurs.

⁸ Vgl. MESSNER: Defizite, 311f. 316f. Vgl. auch MESSNER: Mut zur Performance, 49. Vgl. dazu auch die Ausführungen zur Funktion von Ritualen für das Seelenleben im Beitrag von Andreas Odenthal in diesem Heft, 216–218.

Die konkreten Formen ritueller Handlungen entstehen wesentlich durch Stilisierung.⁹ Stilisieren meint das Herausstellen des Wesentlichen einer Handlung, abgelöst von den vielfachen Varianten des alltäglichen Verhaltens. Stilisierten Handlungen liegen alltägliche Handlungsweisen zugrunde, damit haben die Rituale von sich aus einen elementaren Bezug zur alltäglichen Lebenswelt (zum Beispiel: Essen, Trinken, Handauflegen, Salben, ...). Durch die Stilisierung wird zugleich aber eine Distanz zur Alltagswelt hergestellt. Die rituelle Handlung stellt damit nicht die Wirklichkeit einfach so dar, wie sie alltäglich *faktisch vorfindlich* ist, sondern so, wie sie „am Anfang“ war oder „am Ende“ sein wird. Rituale eröffnen damit einen Handlungsraum, in dem ein anderer Zustand als im faktisch erlebten Alltag eingenommen wird. Eine „Gesellschaft stellt sich im Ritual in dem dar, was sie begründet und zusammenhält und woran der einzelne Teilnehmer des Rituals in seinem gesellschaftlichen Status gebunden ist“¹⁰.

Die Teilnehmenden werden antizipatorisch in dasjenige transformiert, was sie in ihren formalisierten Handlungen darstellen. So bringt etwa das Beerdigungsritual die Veränderungen in den Beziehungen zwischen Verstorbenen und Trauernden und ihrer Umwelt zeichenhaft zum Ausdruck. Es stellt zeichenhaft den Weg dar, den die Trauernden zu gehen haben. Zunächst ist nämlich der Verstorbene für sein Umfeld nicht einfach ein „Toter“, sondern eine „geliebte Person“. Erst im Lauf des Rituals wird die leibliche Gestalt des Verstorbenen, mit der er zu Lebzeiten für seine Mitmenschen sichtbar und identifizierbar war, zum „Leichnam“, der bestattet werden kann. Als „Leichnam“ kann er an dem für ihn neuen Ort, dem Grab, zurück gelassen werden. Indem dies geschieht, erhalten auch die Hinterbliebenen ihren neuen gesellschaftlichen Status: die Ehefrau wird Witwe, Kinder zu Waisen usw. Ihr Ort ist nicht das Grab, sondern der Alltag, in dem sie ohne den Verstorbenen weiter leben. Was rituell dargestellt wird, muss dann im Leben erst eingeholt werden. Als *religiöses Ritual* stellt das Bestattungsritual einen österlichen Weg ins Leben dar. Christen vollziehen darin den Glauben an die Auferstehung – nicht den Glauben der einzelnen, der angesichts des Todes erschüttert ist, sondern den Glauben der Gemeinschaft, an dem die einzelnen im Mitvollzug partizipieren.¹¹

Rituale sind relativ invariant bzw. stereotyp. Sie leben aus der Wiederholung und geben dadurch: Sicherheit und Klarheit und Orientierung – gerade dann, wenn die gewohnten Ordnungen ins Wanken geraten.

2 „Stolpersteine“ als „Problemanzeigen“

Die Stolpersteine liegen an den heutigen Herausforderungen: Zu nennen sind: die Spannung zwischen der Vorgängigkeit des Rituals und den individuellen Wünschen der Feiernden; die sinkende Ritualkompetenz hinsichtlich der kirchlichen Rituale, denn die Vollzüge erschließen sich heute oft nicht mehr (werden nicht mehr „verstanden“). Teilnehmende am Ritual stehen den Grundüberzeugungen, die im symbolischen Handlungsablauf gespeichert sind,

⁹ Vgl. zum Folgenden MESSNER: Defizite, 309–312. Stilisierung darf freilich nicht verstanden werden als Abstraktion und Reduktion bis zur Unkenntlichkeit, sodass gleichsam nur mehr so getan wird „als ob“: als ob gegessen würde; als ob gewaschen würde; als ob gesalbt würde. Bei einer Stilisierung als „Herausstellen des Wesentlichen“ bleibt das Wesentliche erfahrbar. Vgl. dazu unten bei Fußnote 29.

¹⁰ MESSNER: Defizite, 315f.

¹¹ Vgl. MESSNER: Defizite, 315.

distanziert oder ablehnend gegenüber. Wie wird darauf reagiert? Welche Stolpersteine zeigen sich in der Praxis?

Ich beziehe mich in diesem Abschnitt neben eigenen Beobachtungen unter anderem auf eine empirische Studie, die das gottesdienstliche Handeln von Priestern in der Messfeier untersucht und analysiert.¹² Ich erlaube mir eine Verallgemeinerung mancher Feststellungen auch für nicht-eucharistische Formen der rituellen Praxis.

Als erstes will ich nennen die *Tendenz zur Deritualisierung*¹³ (Rentsch: „*Diskursive Argumentation als Substitut körperlicher Performance*“), ein Phänomen, das sich in unterschiedlichen Aspekten zeigt, die ich als weitere Stolpersteine separat hervorheben möchte. Was meint „Deritualisierung“?

Zumindest in der katholischen Tradition reagieren wir auf den Funktionswandel der Rituale mit permanenten Ritenerklärungen. Durch Erklärungen wird aber die Spielebene des heiligen Spiels, das in einem Ritual und eben auch in der Liturgie vollzogen wird, immer wieder verlassen. Stellen Sie sich Schauspieler vor, die die Bühne betreten, die Szene beginnt, indem sie den ersten Dialog entfalten. Nach den ersten Worten fahren sie aber nicht mit dem Text des Stücks fort, sondern der Hauptdarsteller begrüßt die Zuschauer und führt in das Stück ein. Genau das ist aber oft die Beginn-Situation unserer Rituale. Mit wortreichen Einführungen und Kommentaren wird zu Beginn, aber auch zwischendurch, erläutert und begründet und übergeleitet.¹⁴

Mit Erläuterungen wird versucht, einen Zugang zu den Inhalten herzustellen und zwar meist ausschließlich auf der Kopfebene. Mit der Deritualisierung zusammenhängend will ich als eigenen zweiten Stolperstein benennen die *Intellektualisierung* der rituellen Praxis. Mit dem Heraussteigen des Leiters/der Leiterin aus der rituellen Spielebene werden zwangsläufig auch die Teilnehmenden aus ihrer Rolle genommen. Gefördert wird die Kognition, aber das geht auf Kosten der Identifikation durch das Mitleben und durch das Tun – letztlich geht das

¹² Vgl. RENTSCH: Ritual.

¹³ Vgl. MESSNER: Defizite, 319–324. Vgl. dazu auch MESSNER: Mut zur Performance, 49: Die genuine körperliche/ganzheitliche Erfahrung wird durch eine gänzlich andere Diskursstrategie ersetzt: „Anstelle eines qualitativvollen Rituals, das einen heiligen Raum eröffnet [...] ist vielfach eine Betonung der therapeutischen Funktion des Gottesdienstes im Sinn einer Hilfe für die Bewältigung des alltäglichen Lebens getreten, oder auch der Versuch, vermittels des Gottesdienstes rationale Botschaften weiterzugeben. Dafür ist jedoch ein Ritual die denkbar ungeeignetste Form. Über die Liturgie, wie sie in den offiziellen Ordnungen geregelt ist, hat sich daher eine gänzlich deritualisierte Paraliturgie gelegt, in der in zuweilen unerträglich klerikaler Weise die Gemeinde ununterbrochen angesprochen und mit mehr oder minder gut gewählten Worten überschüttet wird.“

¹⁴ Um hier eine Hilfestellung anzudeuten: Im Theater gibt es zur Einführung Programmhefte – was könnten wir als Unterstützung schon im Vorfeld der Liturgie anbieten? Möglich wäre zum Beispiel, den Einführungsgedanken beim Betreten der Kirche schriftlich zu bekommen. Dann könnte er wirklich auch erfasst werden. Vgl. dazu RENTSCH: Ritual, 472–474. Rentsch verweist auf sozialwissenschaftliche Erkenntnisse, dass Beginn-Situationen das Setting für alles Nachfolgende festlegen. Wenn nun am Beginn der Pfarrer oder eine andere Leitungsperson als Veranstalter erfahren wird, der begrüßt und die Gemeinde anspricht (je länger desto mehr), kann kaum mehr die Gegenwart Gottes in der Inszenierung erfahren werden. Beachte RENTSCH: Ritual, 474: „Die unvermeidliche Spannung zwischen liturgischer Rolle und der Situation nach dem liturgischen Gruß gilt es bis nach dem Tagesgebet auszuhalten. Was sich dann erledigt hat, weil die Liturgie es selbst zum Ausdruck gebracht hat, oder nicht mehr passend erscheint, weil es zur mittlerweile stark präsenten Fiktion der Liturgie nicht passt, oder der ‚richtige‘ Zeitpunkt verstrichen ist, [...], kann getrost wegbleiben; was aber noch nötig erscheint, kann ohne großen Verlust jetzt nachgeholt werden.“

auf Kosten der Wirksamkeit der Rituale, die gerade nicht auf der Ebene des Intellekts liegt, wie wir uns vor Augen geführt haben.

Ebenfalls mit der Deritualisierung einher gehen etwa *Verzweckung und Moralisierung* gottesdienstlicher Rituale. Liturgische Elemente werden nicht selten umfunktioniert zu einer mehr oder weniger offenkundigen Paränese – ein Beispiel: Adressat der Fürbitten ist in einem solchen Fall dann nicht eigentlich Gott – selbst wenn er grammatikalischer Adressat bleibt –, vielmehr wird de facto den Versammelten ausgerichtet, wie sie richtig zu handeln hätten.

Das liturgische Tun der Leiter/innen ist heute nicht selten geprägt von der Intention, die Anwesenden davon zu überzeugen, dass das, was gefeiert wird, vernünftig ist.¹⁵ Maßgeblich scheinen dabei die Fragen: Kann der gefeierte Glaube *für die alltägliche Erfahrung* der Anwesenden *plausibel* gemacht werden? Kann – (intellektuell) – verstanden werden und Zustimmung finden, was gefeiert wird? Kann die Relevanz für das alltägliche Leben vermittelt werden? Diese Fragen sind wesentlich in der Seelsorge und sie müssen auch in der Feier Rücksicht finden – etwa in der Predigt. Aber es geht – um auf das vorige Beispiel zurückzukommen – beim christlichen Begräbnis *nicht primär* darum, den Auferstehungsglauben zu *begründen*, sondern ihn zu *inszenieren* und damit bestmöglich *erfahrbar zu machen*.

Christian Rentsch spricht in diesem Zusammenhang von der *Tendenz zur immanenten Konzeption von Liturgie und zur Katechetisierung* von Liturgie. Er diagnostiziert dies auch in einer Kommunikationssituation¹⁶, die sich etabliert hat, und auf der Erfahrungsebene in gewisser Weise das transzendente Du abschneidet: Gottesdienst-Leitende verstehen sich so gut wie ausschließlich im *Gegenüber* zur Gemeinde und werden auch so verstanden.¹⁷ Es wird nicht mehr *erlebt*, dass der / die Leitende zusammen mit den Anwesenden *vor Gott* steht.¹⁸ Die Feiernden erleben sich als „Adressaten einer wesentlich *für* sie ausgerichteten Veranstaltung“¹⁹, nicht mehr als Feier *der* Anwesenden.

Auf der anderen Seite des Straßengrabens liegt freilich auch ein Stolperstein: Die *rubrizistische Verabsolutierung* der Liturgie und eine *Konservierung* bzw. *Sklerose* bestimmter Formen ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Entwicklungen, die auch Auswirkungen haben auf das gottesdienstliche Feiern. „Auch Rituale unterliegen dem Gesetz der Veränderung. Nicht das fertige Ritual muss erklärt werden, sondern die Weiterentwicklung der christlichen Rituale muss dem Diskurs anvertraut werden.“²⁰

Statt weiterer Stolpersteine will ich jetzt die Perspektiven wechseln und den Blick hinlenken auf Möglichkeiten, die der rituellen Praxis der Kirchen heute dienlich sein können.

¹⁵ Vgl. RENTSCH: Ritual, 448. Vgl. auch RENTSCH: Adaptionen, 34–39; Rentsch sieht darin einen „in die Sprache des Gebets gewendeten Ausdruck der soziologischen Situation von Religion in unserer Gesellschaft“ (ebd. 30).

¹⁶ Vgl. RENTSCH: Ritual, 473: „Installiert sich der Priester unterschwellig – etwa mittels bürgerlicher Begrüßung – als Gastgeber und Veranstalter der liturgischen Versammlung, wird es schwer nachvollziehbar, Gott/Christus in Kyrie, Gloria und Tagesgebet als anwesenden Herrn seiner Kirche zu *erfahren*.“ (Hervorhebung CF).

¹⁷ Ein Beispiel im Zusammenhang: Orationen werden mit Blickkontakt auf die Versammelten hin gesprochen.

¹⁸ Vgl. RENTSCH: Ritual, 448f.

¹⁹ RENTSCH: Ritual, 449.

²⁰ BUNDSCHUH-SCHRAMM: „Ende gut, alles gut!“, 227.

3 „Was ist förderlich?“ – einige Schlaglichter

Mut zur rituellen Performance

Mut zur Ritualisierung meint nicht rubrizistische Enge und Konservierung, meint auch nicht Ritualismus, wie er im Frühmittelalter ins Christenum eindrang.²¹ Es geht um den Verzicht auf eine wiederholte diskursiv sichergestellte synchrone Bedeutungskontrolle, also den Verzicht auf ständige Unterbrechungen des rituellen Spiels, die intellektuell erklären wollen und damit den „Sinn“ in gewisser Weise eindeutig festlegen. Es gilt, die Inszenierung durchzuhalten und auf die performative Kraft des Rituals zu vertrauen. Wie kann diese performative Kraft eine Chance haben?

Kundige Ritualmeisterinnen und Ritualmeister

„Wenn die Ritualkompetenz der Teilnehmenden sinkt, muss die Ritualkompetenz der Leitenden steigen. Sie müssen an die Wirksamkeit des Rituals glauben“²², meint Christiane Bundschuh-Schramm. Konkret bedeutet das aus meiner Sicht: Sie müssen den Grundaufbau, die Dramaturgie einer Feier und die einzelnen Vollzüge, die leibhaften und die sprachlichen, mit Bedeutung gefüllt haben, sie müssen grundsätzlich durchdrungen sein von dem, was das Ritual darstellt und in diesem Sinn authentisch handeln.

Die rituelle Performance wird unterstützt, wenn *allfällige notwendige Erschließungen nicht von den Leitenden selbst* gegeben werden, sondern von *erfahrenen Mystagoginnen*.

Erfahrung stiften statt Erklären

Rituale sind – wie dargestellt wurde – *Symbol*-Handlungen. Zeitgemäße Symboltheorien zeigen auf, dass es nicht Symbole *an sich* gibt, sondern nur die *Erfahrung* von Symbolen.²³ Es gilt demnach, Glauben und Leben dergestalt zu verbinden (*syn-ballein*), dass eine neue Wirklichkeit entsteht, die ihrerseits als eine lebendige Erfahrung qualifiziert werden kann.²⁴ Auf die Rituale bezogen bedeutet das: Die fremden, geronnenen Erfahrungen der Glaubens-tradition stehen den Menschen heute zur Verfügung, um darin *sich* selbst und Züge des eigenen Lebens wiederzuentdecken, um das eigene Leben in einem anderen Sinnhorizont neu zu verstehen. Das heißt: „Symbolische Erfahrung machen“, die – auf Zeit oder „nur“ im Vorrübergehen – Leben und Glauben verbindet, sodass eine neue Wirklichkeit entsteht.²⁵

Dabei ist eine gewisse Fremdheit konstitutiv: Ohne Erfahrung der Fremdheit gibt es keine symbolische Erfahrung! Die Fremdheit der Tradition als Sammlung von „Fremderfahrungen“ Gottes gibt die Möglichkeit, sich und sein Leben wiederzuentdecken und neu zu sehen.

²¹ Vgl. BÄRSCH: Geschichte, 67f. In diesem religionsgeschichtlichen Konzept des Ritualismus verbürgte die Formstrenge und ein korrekter Vollzug die Wirksamkeit. Weithin unabhängig von der Intention wirkt der Ritus in dieser Vorstellungswelt quasi automatisch: verfahrensgemäße Richtigkeit, nicht Beteiligt-Sein bestimmt dieses Verständnis (vgl. ebd. 68).

²² BUNDSCHUH-SCHRAMM: „Ende gut alles gut!“, 232.

²³ Vgl. WAHL: Glaube und symbolische Erfahrung, 16.

²⁴ Vgl. ODENTHAL: Initiation, 141.

²⁵ Vgl. ODENTHAL: Initiation, 142. Vgl. ebd., 143 auch zum Folgenden.

Die Differenzerfahrung ist deshalb notwendig. Es darf also nicht darum gehen, mit Blick auf den „Eigensinn der Menschen“ den Riten die Fremdheit zu nehmen. Wesentlich ist aber: Fremdheit meint nicht per se Unverständlichkeit!

Für eine rituelle Praxis der Kirchen, die Zukunft hat, scheint es mir unerlässlich, Erfahrung zu stiften – [also nicht Inhalte zu *behaupten*, sondern sie zu *inszenieren*]. „Erleben und Erfahrung sind [genuine] Kategorien liturgischen Tuns im Sinne einer ‚sinnlich-symbolischen‘ In-Szenierung des Heilshandelns Gottes in Jesus Christus“²⁶.

Selbstbewusstes Voraussetzen des Glaubens, der im Ritual gespeichert ist

Kirchliche Rituale sind eine Feier des Glaubens. Dieser Glaube darf und muss meines Erachtens vorausgesetzt werden, wenn Menschen kirchliche Rituale anfragen. Wenn wir in der rituellen Praxis dauernd darauf replizieren, dass die Anwesenden den gefeierten Glauben vielleicht nicht (nicht mehr oder noch nicht) teilen, nehmen wir dem Ritual die Kraft, die im Vollzug wirken kann. Es wird von „Kirche“ bzw. von ihren Repräsentantinnen und Repräsentanten erwartet, dass sie das Vorgesehene tun! Die Kirchen werden angefragt, auch wenn man – oder gerade weil man – diesen Glauben selber nicht teilen kann. Kirche hat den Menschen von heute den Deutehorizont des Christentums anzubieten. Mit dem Bereitstellen eines solchen Deutehorizonts sind die Kirchen „Hüterinnen des Symbolischen“²⁷. Sie können Menschen einladen zu „ritueller Erfahrung“. Sie laden ein, sich Worte und Handlungen, Gesten und Zeichen zu borgen, die dem eigenen Glauben-Können vorausliegen.²⁸ Das aber eröffnet ihnen den Raum, das Leben zu betrachten, es in den Horizont des Glaubens zu stellen, das Leben mit der Heilsgeschichte Gottes zu verbinden.

Entlastend für Leitende, andere Dienste und auch für die „Gäste“ ist es, wenn es dafür eine *Gemeinschaft gibt, die das Ritual trägt* und im Mitvollzug an der Erfahrung und Wirkung der Rituale teilhaben lässt. Um an dieser Stelle noch einmal auf einen Stolperstein aufmerksam zu machen: Die zunehmende Privatisierung von kirchlichen Ritualen auf den „engsten Kreis der Familie“ – sei es bei Beerdigungen aber auch bei Taufen – kann die rituelle Erfahrung, begleitet und getragen zu sein, verhindern oder mindestens vermindern. Was bedeutet das für den Umgang mit dieser Art von „Kundenwünschen“?

Elementarisieren des Vollzugs

Ich unterscheide Elementarisierung ausdrücklich von bloßer Vereinfachung. Elementarisierung bedeutet Verdichtung, bedeutet gekonnte Konzentration auf das Grund-Legende. Es geht also darum, die Grundvollzüge so zu gestalten, dass sie in ihrem Sinn erlebt werden: Hören – im Gebet antworten, sich Gott zuwenden – Bringen – Empfangen, Mahlhalten usw. In unseren liturgischen Vollzügen sind die Grundhandlungen oft überlagert von Ausschmückungen oder verstellt durch eine unsachgemäße Inszenierung.

²⁶ ODENTHAL: Initiation, 144f.

²⁷ Vgl. ODENTHAL: Initiation, 155.

²⁸ Vgl. STEFFENSKY: Haus, das die Träume verwaltet, 11.

Ganz-menschlicher, sinnen-voller Vollzug

Der Pastoraltheologe Ottmar Fuchs machte bei einem Statement im Anschluss an einen Vortrag darauf aufmerksam: Waschen, Salben, Essen, Händeauflegen – das sind alles grund-menschliche Handlungen und Vollzüge. In diesem Sinn sind – recht vollzogen – auch alle sakramentalen Handlungen „niederschwellig“.

Voraussetzung ist freilich ein entsprechender Umgang mit den Elementen und Vollzügen: Die „Elemente“, die wir als Symbole inszenieren, müssen so verwendet werden, dass sie selbst-verständlich sind und daher sprachlos in Zeichen und Vollzug wirken können. Das setzt eine entsprechende Qualität der verwendeten Elemente, eine angemessene Materie und Größe und Verwendung voraus. Wird dies nicht beachtet, verlieren Symbole und Symbol-handlungen ihre Kraft:²⁹ So ist es beispielsweise un-sinnig, bei der Taufe nur wenige Tropfen aus einem Kännchen auf den Scheitel des Täuflings zu leeren, wenn doch das Ritual u. a. „Reinigung“ versinnbilden will, oder wenn bei der Eucharistiefeier in der Regel die Bestimmung im Messbuch ignoriert wird, dass die Brotmaterie „als Speise erkennbar“³⁰ sein soll.

Um es auf eine Formel zu bringen: Was getan wird, muss ganz getan werden. Ein Beispiel auch dazu betreffend die musikalische Gestaltung. Im Zuge einer Untersuchung unter AHS-Schülern/Schülerinnen über Gottesdienstgestaltung sagt eine Schülerin: Die Musik kann zu einem Teil ruhig von einer CD kommen. Aber – [und das scheint mir wesentlich!] – so sagt die Schülerin: „dazu ist an dem Ort, wo der Gottesdienst gefeiert wird, auch eine wirklich gute Musikanlage notwendig! Die Musik soll wirklich gut zu hören sein, damit sie wirken kann. Ein kleiner CD-Player in einer großen Kirche, das hat keine Wirkung!“³¹

Zum ganzheitlichen, sinnlichen Vollzug gehören auch die verschiedenen Körperhaltungen – sie wären die unmittelbarste Form der Einbeziehung in das Ritual! Ich verwende den Konjunktiv, weil sie in der rituellen Praxis bei uns meist völlig nivelliert sind. Eine rituelle Praxis, die Zukunft hat, bewegt die Menschen, weil sie sie in Bewegung bringt.

Sachgerechte Gestaltung der Worthandlungen in ihrer jeweiligen Eigenart

An der Inszenierung eines Textes muss die intentionale Bedeutung des jeweiligen Sprecherelements erkennbar werden.³² Können – das wäre eine Nagelprobe – bei einer liturgischen Feier auch anwesende „Gäste“, die nicht oder wenig vertraut sind mit dem Ritual, unabhängig vom sprachlichen Verstehen der Inhalte wahrnehmen: Jetzt wird – als Akt der Hinwendung zu Gott – gebetet, jetzt werden die Anwesenden angesprochen; und dabei muss unterschiedlich erfahrbar werden, ob es sich bei dem Wort an die Anwesenden um Verkündigung aus der Urkunde des Glaubens, der Heiligen Schrift, handelt, um ein Wort der Ermutigung oder der Ermahnung, um eine Einladung zum Gebet oder um Erklärung oder Information.

²⁹ Dies ist eine wesentliche Ergänzung zur Aussage von der „Stilisierung“, von der oben die Rede war.

³⁰ Vgl. Allgemeine Einführung ins Römische Messbuch 283: „Die Aussagekraft des Zeichens verlangt, daß man die Materie der Eucharistie tatsächlich als Speise erkennt. Daher soll das eucharistische Brot, auch wenn es ungesäuert ist und in der herkömmlichen Form bereitet wird, so beschaffen sein, daß der Priester bei einer Gemeindemesse das Brot wirklich in mehrere Teile brechen kann, die er wenigstens einigen Gläubigen reicht.“ Dem entspricht Grundordnung des römischen Messbuchs 321.

³¹ Vgl. KRONDORFER-PILLER: „Es muss ja kein typischer Gottesdienst sein“, 156.

³² Vgl. ausführlicher dazu: FREILINGER: Umgang mit liturgischen Texten.

Leitende und auch alle anderen Dienste müssen authentisch wahrgenommen werden als Hörende, Verkündende, Segnende, Betende. Man muss ihnen abnehmen, was sie tun. Beim Beten etwa muss der Vorbeter/die Vorbeterin über das Sprechen hinaus den Akt des Betens so vollziehen, dass alle Anwesenden darauf hin konzentriert werden, gewissermaßen in das Beten hinein gezogen und „mitgenommen“ werden. Vorbeter/-innen müssen also selber zu Betenden werden, die den Mitfeiernden im ganzen Vollzug vermitteln, dass sie betend vor Gott tragen, was ihr Mund im Namen aller formuliert.³³

Rücksichtnahme auf die Voraussetzungen der Mitfeiernden

Ich habe vorhin festgestellt, dass grundsätzlich bei gottesdienstlichen Feiern der Glaube vorausgesetzt und nicht dauernd begründet werden muss. Dazu gibt es *eine notwendige Ergänzung*: Die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums hält als *Grundregel* für die rituelle Praxis fest: Die Feier der Liturgie muss *die spezifischen Anlagen und Dispositionen der Mitfeiernden „je nach deren Alter, Verhältnissen, Art des Lebens und Grad der religiösen Entwicklung“³⁴ berücksichtigen*. Dieses personale Entgegen-Kommen ist nicht einfach ein psychologisches oder kommunikationstheoretisches Zugeständnis. Es hat unmittelbar mit dem theologischen Kern der Liturgie zu tun, weil Jesus Christus dieses personale Entgegenkommen ins Zentrum seiner Kommunikation mit den Menschen gestellt hat.³⁵

Es geht also um ein Wahrnehmen der Menschen und ihrer Lebenskulturen. Dazu bedarf es nach Benedikt Kranemann: theologischer Kompetenz, sprachlichen Vermögens und konsequenter Zeitgenossenschaft.³⁶ Konsequente Zeitgenossenschaft führt zu neuen rituellen Formen.

Kultivierung der Vielfalt an verschiedenen Feiern und Ritualen

Immer noch sind die Höchstformen christlicher Gottesdienste die Normalform. Das Wahr- und Ernstnehmen der Menschen und ihrer Bedürfnisse führt zur Ent-Deckung von lebenspraktischen und spirituellen Qualitäten, die zunächst und elementar in alltäglichen Lebenskontexten erfahren, gelernt, praktiziert und auch gefeiert werden. Peter Ebenbauer nennt als Beispiele: Gastfreundschaft, Abschiednehmen, Rituale der Trauer und des Trostes, der Umkehr und Versöhnung, Rituale des Wiedersehens oder der Hoffnung auf eine den Tod übersteigende Zukunft.³⁷

In der Nachfolge Jesu Christi muss die rituelle Praxis der Kirchen neben den sogenannten „Hochformen“ der kirchlichen Liturgie im engeren Sinn auch Formen zulassen und entwickeln und fördern, die bei den Bedürfnissen und Erfahrungen der Menschen ansetzen; Formen, bei denen zwischenmenschliche Begegnung und Gemeinschaftserfahrung im Vordergrund stehen. Auch für sie gilt: Sie haben ihren Sinn in sich und dürfen nicht missionarisch verzweckt und missbraucht werden, wenngleich ihnen eine missionarische Dimension eignet.

³³ Vgl. RENTSCH: Ritual, 342–346 zur Differenzierung von „Körper des Priesters“ als „Teil der dramatischen Performance (body ritual)“ und als „Teil der sozialen Realität (body natural oder social)“. Für Gebetsakte gilt es abzubilden, was im Ritual dargestellt werden soll („body ritual“). Vgl. ebd., 353.

³⁴ *Sacrosanctum Concilium* 19 im Blick auf liturgische Bildung und auf die tätige Teilnahme aller Mitfeiernden.

³⁵ Vgl. EBENBAUER: Gottes-Dienst in neuen Familienwelten, 56.

³⁶ Vgl. KRANEMANN: Sprache und Sprachfähigkeit der Liturgie, 25.

³⁷ Vgl. EBENBAUER: Gottes-Dienst in neuen Familienwelten, 59; vgl. auch ebd. 60.

4 Schluss

Entscheidend für eine heutige rituelle Praxis der Kirche scheint mir, dass ein „Gelingen“ lange vor einer konkreten Feier grundgelegt ist, wenn die Verantwortlichen in der Seelsorge:

- ◊ aufmerksam sind für die vielfältigen Formen der Offenbarung Gottes und für Menschen in der Vielfalt heutiger Lebenskulturen;
- ◊ und wenn es gelingt, Beziehung zu stiften zwischen den Ritualen einerseits und den Lebens- und Glaubenserfahrungen der Menschen, denen sie begegnen und mit denen sie leben, andererseits.

Literatur

- BÄRSCH, Jürgen: Kleine Geschichte des christlichen Gottesdienstes. Regensburg 2015.
- BUNDSCHUH-SCHRAMM, Christiane: „Ende gut, alles gut!“ Warum ein Ritual bei einem guten Ende und einem notwendigen Anfang behilflich ist, in: Heiliger Dienst 65. 2011, 224–233.
- EBENBAUER, Peter: Gottes-Dienst in neuen Familienwelten. Pastoralliturgische Reflexionen, in: Heiliger Dienst 69. 2015, 52–60.
- FREILINGER, Christoph: Der Umgang mit liturgischen Texten, in: KLÖCKENER, Martin / JEGG-LE-Merz, Birgit / SPICHTIG, Peter (Hg.): „Die sichtbarste Frucht des Konzils“. Beiträge zur Liturgie der Kirche in der Schweiz. Fribourg 2015, 296–310.
- KRANEMANN, Benedikt: Sprache und Sprachfähigkeit der Liturgie, in: Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (Hg.): Evangelium und Sprache, 21–27. [Vgl. Online-Ausgabe: http://www.euangel.de/fileadmin/Downloads/Archiv/euangel_2-10.pdf (15.03.2014)].
- KRONDORFER-PILLER, Simone: „Es muss ja kein typischer Gottesdienst sein“. Ein Gespräch zum Thema (Schul-)Gottesdienste, in: Heiliger Dienst 67. 2013, 153–154.
- MESSNER, Reinhard: Einige Defizite in der Performance der Eucharistie, in: WAHLE, Stephan / HOPING, Helmut / HAUNERLAND, Winfried (Hg.): Römische Messe und Liturgie in der Moderne. Freiburg / Basel / Wien 2013, 305–345.
- MESSNER, Reinhard: Mut zur Performance eines vorgegebenen Rituals, in: Heiliger Dienst 67. 2014, 49–51.
- ODENTHAL, Andreas: Christliche Initiation als Mystagogie. Thesen zu einer Intensivform liturgischer Praxis, in: KASPER Walter / BIESINGER, Albert / KOTHGASSER, Alois (Hg.): Weil Sakramente Zukunft haben. Neue Wege der Initiation in Gemeinden. Ostfeldern 2008, 139–157.
- RENTSCH, Christian: Adaptionen liturgischen Gebets. Ein Beitrag zur empirischen Liturgiewissenschaft, in: Liturgisches Jahrbuch 65. 2015, 27–44.
- DERS.: Ritual und Ritualität. Eine empirische Studie zum gottesdienstlichen Handeln des Priesters in der Meßfeier. Regensburg 2013 (Studien zur Pastoralliturgie 35).
- SCHÄFER, Alfred / Wimmer, Michael: Einleitung, in: DIES. (Hg.): Rituale und Ritualisierungen. Opladen 1998 (Grenzüberschreitungen Bd. 1), 9–47.
- STEFFENSKY, Fulbert: Das Haus, das die Träume verwaltet. Würzburg 1998.
- WAHL, Heribert: Glaube und symbolische Erfahrung. Eine praktisch-theologische Symboltheorie. Freiburg 1994.

Teresa Schweighofer, Tübingen

Auf der Suche nach dem passenden Ausdruck

Alternative Rituale und Freie Ritualbegleitung in Österreich

Seit einigen Jahrzehnten bieten Einzelpersonen, Vereine und Firmen die Begleitung und Durchführung individueller Rituale an. Diese sogenannte Freie Ritualbegleitung hat nicht zuletzt Auswirkungen auf Wahrnehmung, Planung und Durchführung kirchlichen Ritualhandelns. Hier soll ein erster Einblick in aktuelle Angebote und ihre Konsequenzen gegeben werden.

Einleitung

Susanne und Johannes sind seit fünf Jahren ein Paar und haben vor wenigen Wochen Lea, ihr erstes Kind, bekommen. Beide haben studiert und sind bereits gut im Berufsleben verankert. Mit Kirche und Religion haben sie laut Selbstaussage „schon lange nichts mehr am Hut“. Susanne hat vor ein paar Jahren beim Begräbnis ihrer Großmutter das letzte Mal

an einer kirchlichen Feier teilgenommen, Johannes kann sich gar nicht mehr an seinen letzten Kontakt mit Kirche erinnern. In den vergangenen Wochen war die junge Familie intensiv damit beschäftigt sich an einander zu gewöhnen und einen gemeinsamen Lebensrhythmus zu finden. In dieser Zeit kamen auch viele Verwandte und Freundinnen / Freunde zu Besuch und manche fragten etwas verstohlen: „Und? Werdet ihr sie taufen lassen?“ Susanne und Johannes sind sich in dieser Hinsicht uneinig: Johannes kann sich das eigentlich gar nicht vorstellen, zu verstaubt und „mittelalterlich“ sind für ihn die römisch-katholische Kirche und ihre Liturgie. Susanne wiederum wünscht sich eine Feier für Lea und auch so etwas wie einen christlichen Segen, aber eine römisch-katholische Taufe muss es nicht unbedingt sein.

Dieses Beispiel zeigt exemplarisch die Situation vieler Menschen heute: Sie wünschen sich eine Feier, durchaus auch religiöser Natur, sind jedoch unsicher, welche Form „für sie die richtige“ ist.

Das ist eine relativ neue Situation, denn lange Zeit war das Ritenmonopol¹ der etablierten Kirchen unangefochten: Kam ein Kind zur Welt, wurde es christlich getauft.² Wenn zwei Menschen eine neue Familie gründeten, versprach man sich ewige Treue vor einem Priester. Hatte man es mit dem Tod zu tun, so war die letzte Ehre mit einem christlichen Begräbnis

MAG.^A TERESA SCHWEIGHOFER,
von 2012–2015 Assistentin am Institut für Praktische
Theologie der Katholisch-Theologischen Fakultät in
Wien, ist seit September 2015 wissenschaftliche
Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Praktische Theologie
der Katholisch-Theologischen Fakultät in Tübingen.
In ihrer Dissertation befasst sie sich mit dem
Selbstverständnis und dem Handeln
Freier Ritualbegleiter/innen in Österreich.

¹ Vgl. HAHN: Religion und der Verlust der Sinngebung, 71–77.

² Hier gilt es zu beachten, dass die Taufe im Grunde kein Geburtsritual ist, sondern aufgrund der Tradition der Säuglingstaufe häufig als ein solches wahrgenommen wird.

verbunden, ja, die Verweigerung desselben galt als letzte irdische Strafe. Heute haben viele dieser „religiösen Selbstverständlichkeiten“ mit einer wachsenden Infragestellung ihrer Relevanz zu kämpfen. Immer mehr Menschen stellen sich an den Wendepunkten ihres Lebens die Frage: Passt das traditionelle Ritual eigentlich (noch) zu mir und meinem Leben? Und falls nicht: Was ist dann die richtige Feierform für mich?

Verstärkt wird diese Frage nach der Bedeutung christlicher Rituale und Feiern auch durch alternative Angebote, z. B. jene von Freien Ritualbegleiterinnen und Ritualbegleitern. Das sind Personen, die unabhängig von einer religiösen oder staatlichen Institution die Entwicklung, Gestaltung und Begleitung von individuellen Feiern und Ritualen anbieten.³ Wer sind diese Anbieter/innen freier Rituale? Was bieten sie an und wie werden diese Angebote angenommen? Was bedeutet dieses noch recht junge Phänomen für die pastorale Arbeit der Kirche und die Pastoraltheologie?

Ritenmonopol oder freier Markt der Rituale?

Erst jüngst stellten Detlev Pollack und Gergely Rosta für Deutschland fest, dass „entgegen anderslautender Behauptungen [...] die Kirchen, was Taufe und Bestattung angeht, nach wie vor weitgehend das Ritenmonopol“⁴ besäßen. Für das dritte traditionelle christliche Lebensübergangsritual, die Trauung, halten sie fest, dass es „stark rückläufig“⁵ sei. Zumindest die Feiern zum Anfang und Ende des Lebens scheinen noch fest in kirchlicher Hand zu sein. Stellt sich zunächst die Frage, ob dieser Befund auch auf Österreich zutrifft.

Jährlich veröffentlicht die Österreichische Bischofskonferenz eine Statistik, die Auskunft über die Zahl der Katholikinnen und Katholiken in Österreich und über die Zahl der gefeierten Taufen, Trauungen, Firmungen, Weihen und Beerdigungen eines Jahres gibt.⁶ Vergleicht man diese Daten mit den Angaben der Statistik Austria zu Geburten, Eheschließungen und Todesfällen, so bekommt man einen Eindruck davon, wie es um die Marktlage der kirchlichen Lebensübergangsrituale steht.

Die aktuellsten derzeit zugänglichen Daten bilden die Verhältnisse aus dem Jahr 2013 ab. In diesem Jahr wurden von 79.330 geborenen Kindern 48.098 nach römisch-katholischem Ritus getauft. Das entspricht 60,6%, wobei zu beachten ist, dass Statistik Austria nicht differenziert, ob die Eltern des Neugeborenen einer bestimmten Religionsgemeinschaft angehören oder nicht. Noch höher liegt der Prozentsatz bei den kirchlichen Begräbnissen: Von 79.526 Verstorbenen wurden 53.164 im Rahmen einer römisch-katholischen Beerdigungsfeier bestattet, umgerechnet sind das 66,9%. Wiederum geht aus den Zahlen nicht hervor, wie viele der Verstorbenen welcher Konfession oder welchem Religionsbekenntnis angehörten. Wie in Deutschland erreicht auch in Österreich die kirchliche Trauung den niedrigsten Wert der drei traditionellen christlichen Lebensübergangsrituale. Lediglich 30,9% der zivil geschlossenen Ehen in Österreich wurden auch römisch-katholisch getraut, in absoluten Zahlen sind das 11.155 von 36.140 neu geschlossenen Zivilehen. Dieser vergleichsweise niedrige Anteil ist unter anderem der Tatsache geschuldet, dass unter den neu geschlossenen Zivilehen auch

³ Diakone, Priester oder Pastoralassistentinnen/-assistenten, die entsprechend ihrem kirchlichen Auftrag handeln, kommen hier ebenso wenig in den Blick wie staatlich beauftragte Standesbeamte.

⁴ POLLACK/ROSTA: Religion in der Moderne, 125.

⁵ POLLACK/ROSTA: Religion in der Moderne, 125.

⁶ Vgl. MEDIENREFERAT DER ÖSTERREICHISCHEN BISCHOFSKONFERENZ: Statistik, URL: <http://www.katholisch.at/kirche/meldungen-zur-kirchenstatistik> (Abruf: 20.10.2015).

viele wiederverheiratete Paare sind. Die angeführten Zahlen zeigen deutlich, dass auch in Österreich die Kirchen, v. a. die römisch-katholische Kirche, die Hauptanbieterinnen für derartige Rituale sind. Wirft man jedoch einen diachronen Blick auf die Daten, so zeigt sich auch deutlich, dass die Zahl der Sakramenten- und Sakramentalienfeiern in der römisch-katholischen Kirche zurückgeht. Noch vor 30 Jahren wurden 87,5% der Kinder römisch-katholisch getauft, 62,5% der Paare kirchlich getraut und 80,9% der Verstorbenen römisch-katholisch bestattet.⁷ Das christliche Ritenmonopol beginnt zumindest in Österreich zu bröckeln. Die entsprechenden Zahlen befinden sich zwar noch auf relativ hohem Niveau, schrumpfen aber kontinuierlich.

Hier stellt sich nun erneut die Frage, was bei dem Drittel der Bestattungen ohne kirchliches Begräbnis geschieht. Oder ob es bei den zwei Dritteln der geschlossenen Ehen ohne kirchliche Trauung eine weitere Feier neben der obligaten standesamtlichen Zeremonie gibt. Welche Alternativen zu römisch-katholischen liturgischen Feiern gibt es in Österreich?

Bisher liegen hierzu noch keine offiziellen Zahlen vor. Nur wenige Forschungsprojekte haben sich insgesamt mit diesem Phänomen auseinandergesetzt, innerhalb der Theologie gibt es bisher kein größer angelegtes Projekt, das sich mit dieser Frage beschäftigt hat.⁸ Aus diesem Grund wurde im Jahr 2013 im Rahmen des Dissertationsprojekts „Freie Ritualbegleitung in Österreich“ am Institut für Praktische Theologie in Wien eine umfassende Erhebung zu alternativen Ritualangeboten und deren Nachfrage in Österreich gemacht. Die Ergebnisse dieser Umfrage werden im Folgenden kurz vorgestellt.⁹

Freie Rituale in Österreich

Das Feld Freier Ritualbegleitung ist sehr heterogen und gleichzeitig dynamisch. Gerade diese Vielfalt macht es notwendig, es unter einem Überbegriff – in diesem Fall „Freie Ritualbegleitung“ – zu sammeln, auch wenn dieser ein Konstrukt der Forschung darstellt. Die Selbstbezeichnungen reichen von Ritualbegleiter/in oder Freie Theologin / Freier Theologe über Begriffe wie Redner/in, Ritualist/in oder Zeremonienmeister/in hin zu Ritualdesigner/in oder Schamane / Schamanin.

Die Dynamik des Feldes zeigt sich, neben dem steten Wachsen der Gruppe, auch an den unterschiedlich intensiven Zusammenschlüssen über gemeinsame Internetplattformen oder Vereine. Andere Anbieter/innen freier Rituale sind als „Einzelunternehmer/innen“ unterwegs oder in sehr losem Kontakt mit Kolleginnen und Kollegen.

Aufgrund fehlender (gewerbe-)rechtlicher Vorgaben sind keine offiziellen Zahlen über die Anbieter/innen alternativer Rituale zugänglich. Die Forschung ist also auf andere Quellen wie die Präsenz in Medien und einschlägige Internetauftritte angewiesen. Um einen ersten Eindruck von der Situation in Österreich zu bekommen, wurden möglichst viele der in diesem Feld Tätigen ausfindig gemacht und mittels Online-Fragebogen über ihre Praxis befragt.¹⁰ Die

⁷ Vgl. die Daten der Kirchlichen Statistik und der Statistik Austria aus dem Jahr 1985.

⁸ Vgl. die kulturwissenschaftlichen Arbeiten von SCHÄFFLER: Ritual als Dienstleistung und HUBER-KRAXNER: Eigene Rituale (er)finden sowie die praktisch-theologische Diplomarbeit von KRAMER ABEBE: Aufbruch zu neuen Ritualen.

⁹ Vgl. für ausführlichere Ergebnisse: SCHWEIGHOFER, Individuell und einmalig.

¹⁰ An 139 Personen wurde ein Link zu einem Online-Fragebogen versandt mit der Bitte diesen auszufüllen. 53 Personen (35,6 %) haben bisher den Fragebogen soweit ausgefüllt, dass die Antworten in die Auswertung einbezogen werden konnten.

Fragen bezogen sich auf das jeweilige Angebot, die durchschnittliche Anzahl an durchgeführten Ritualen sowie die theoretischen Konzepte, Ausbildungen und Netzwerke. Das Ergebnis zeigt, dass freie Rituale zwar bei weitem nicht im gleichen Umfang wie römisch-katholische liturgische Feiern stattfinden, dass es in Österreich jedoch einen im Wachsen begriffenen Markt für diese Form von Feiern gibt.

Zählt man alle Angaben in Bezug auf durchgeführte Rituale zusammen, so kommt man auf rund 1.600 freie Rituale pro Jahr. Diese Zahl kann als absolutes Minimum gelten, die tatsächliche Zahl dürfte weitaus höher liegen. Von diesen 1.600 Ritualen sind 6,5% Feiern anlässlich der Geburt eines Kindes. 19% der Rituale finden im Kontext von Hochzeit und Verpartnerung statt und 62,5% sind Beerdigungs- und Abschiedsrituale. Die verbleibenden 12% der jährlich durchgeführten Rituale finden bei weiteren Ritualanlässen statt. Diese neuen „Rituotope“¹¹ sind sehr vielfältig und reichen von Hauseinweihungen über Trennungsrituale hin zu alternativen Initiationsriten und Feiern anlässlich runder Geburtstage. Einzelne Befragte gaben auch an, dass sie jahreszeitbezogene Rituale anbieten und durchführen. Diese Aufzählung zeigt schon, dass die Angebotspalette der Freien Ritualbegleiter/innen vielfältig und durchaus flexibel ist. Darauf weisen auch Antworten auf die entsprechende Frage hin, die deutlich machen, dass es keine Lebenssituation gäbe, für die nicht das passende Ritual ge- bzw. erfunden werden kann. Interessant ist jedoch, dass der Großteil der nachgefragten Rituale dennoch an den traditionellen Lebenswenden stattfindet.

Wer bietet Freie Ritualbegleitung an?

Ebenso bunt wie die Angebote ist die Gruppe der Ritualbegleiter/innen selbst, v. a. hinsichtlich der zugrundeliegenden Ritualkonzeptionen und in Bezug auf spezifische Weltanschauungen: Neben kulturwissenschaftlichen Ritualtheorien wie denen von Viktor Turner und Arnold van Gennep werden eigene Ritualkonzeptionen sowie die Ritual- und Sakramentenlehre der römisch-katholischen Kirche als Bezugspunkte genannt. Auch schamanistische Konzepte, feministische Spiritualität, die Vier-Elemente-Lehre und der Buddhismus werden als theoretische Grundlagen angeführt.

Etwas weniger divers ist die Gruppe der Freien Ritualbegleiter/innen im Hinblick auf ihre soziodemographischen Merkmale: Ein Blick in die Ergebnisse der Untersuchung zeigt eine auffällige Geschlechterverteilung: Über 70% der Befragten und nahezu ebenso viele der Antwortenden sind weiblich. Der Altersdurchschnitt liegt bei 49 Jahren. Überdurchschnittlich hoch (63%) ist der Anteil von Personen mit Hochschulabschluss. 62% der Befragten sind neben ihrer Arbeit als Freie Ritualbegleiterin / Freier Ritualbegleiter zumindest in einem weiteren Beruf tätig, wobei besonders viele in den Bereichen Coaching, Bildung und im Sozialbereich arbeiten. 48% sind Mitglieder der römisch-katholischen Kirche, 4% sind Angehörige der Evangelisch-Lutherischen Kirche und 2% der Buddhistischen Religionsgesellschaft. Der Rest ist ohne religiöses Bekenntnis.

Eine theologische Ausbildung haben 35% der Befragten. Daneben werden u. a. die Ausbildung des Vereins „Netzwerk Rituale Österreich“, Kurse für Wort-Gottes-Feier-Leiter/innen oder geistliche Begleitung, die Exerzitienausbildung, Fortbildungen im Bereich systemischer Beratung sowie das Studium der Sozialpädagogik als relevante Aus- und Weiterbildungsangebote angegeben. Institutionalisierte Ausbildungen wie es sie in der Schweiz, in Deutschland

¹¹ Vgl. DÜCKER: Rituale, 109–112.

und in den Niederlanden bereits seit längerer Zeit gibt,¹² sind hierzulande erst im Aufbau begriffen.

Die Anbieter/innen freier Rituale wurden auch daraufhin befragt, was ihnen in ihrer Ritualarbeit am wichtigsten sei. Als zentrales Anliegen heben die meisten hervor, dass mit dem Ritual die Individualität und Einmaligkeit der konkreten Situation unterstrichen werden soll. Darin sehen auch viele den zentralen Unterschied zu kirchlichen Ritualen. Deutlich wird diese Haltung in der Aussage, dass im Rahmen freier Ritualbegleitung „der Mensch immer vor der Zeremonie“ käme. Damit hängt auch das Motiv der Kundenorientierung bzw. -zufriedenheit zusammen: Das wird häufig mit Formulierungen wie „dass der Mensch seinen Ausdruck findet“ festgehalten.

Vielen ist es auch wichtig, dass es in diesen Ritualen gelinge, einen „spirituellen Raum zu schaffen“, in dem sich die Kundinnen und Kunden „auf Tiefe einlassen“ können und eine „Innenschau“ ermöglicht wird. Daneben werden noch weitere Schwerpunktaufgaben genannt wie Struktur geben, Authentizität, Professionalität, Emotionenkanalisierung, Sichtbarmachung und Transparenz.¹³

Motive der Kundinnen und Kunden

Neben der Gruppe der Anbieter/innen freier Rituale, ihren Ambitionen, Arbeitsformen und Handlungskonzepten ist natürlich auch die Gruppe der Kundinnen und Kunden von Interesse. Was bewegt Menschen dazu, dieses Angebot zu suchen und zu nützen? Welche Motive sind vorrangig bei der Wahl alternativer Rituale?

Die Kunden / Kundinnen-Gruppe ist noch schwieriger zu erfassen als die Gruppe der Freien Ritualbegleiter/innen und oft auch nur über diese zu erreichen. Im Rahmen der hier vorgestellten Forschung können daher nur die Aussagen der Ritualbegleiter/innen über ihre Kundinnen und Kunden thematisiert und einige allgemeine Beobachtungen gemacht werden.

In den Ausführungen der Ritualbegleiter/innen zu ihren Kundinnen und Kunden taucht immer wieder deren Wunsch nach individuell-passenden Formen als zentrales Merkmal auf. Stellt man diesen Befund in den Kontext der religionssoziologischen Erkenntnisse und Theorien der letzten Jahrzehnte, so zeigt sich darin die logische Konsequenz einer weit fortgeschrittenen gesellschaftlichen Individualisierung, die auch die religiöse und spirituelle Sphäre betrifft. Der Religionssoziologe Winfried Gebhardt bezeichnet diese Veränderung als Selbstermächtigung des religiösen Subjekts.¹⁴ Er stellt fest, dass

„ein neuer, hochgradig individualisierter ‚religiöser Menschentypus‘ entsteht, der sich den dogmatischen Lehrsätzen und Machtansprüchen der Kirchenleitungen und der Universitätstheologie ‚stillschweigend‘, aber konsequent entzieht, um seine eigenen religiösen und spirituellen Bedürfnisse in eigener Verantwortung, aufgrund sich selbst zugesprochener religiöser Kompetenz und auf je individuelle Art zu befriedigen – teilweise auch dadurch, dass

¹² Vgl. u. a. die Schule für Ritualgestaltung (<http://www.lebensausdruck.ch/>), die Fachschule für Rituale (<http://www.fachschule-rituale.ch/>) oder die Hochzeitsrednerakademie (<http://hochzeitsrednerakademie.de/>).

¹³ Die oft stichwortartigen Antworten lassen einen großen Interpretationsspielraum offen, weshalb es notwendig ist, diese sowie weitere Fragen mittels qualitativ-empirischer Methoden genauer unter die Lupe zu nehmen. Die Auswertung von zehn fragebogengestützten Interviews zu diesem Thema wird derzeit gerade abgeschlossen.

¹⁴ Vgl. GEBHARDT / ENGELBRECHT / BOCHINGER: Die Selbstermächtigung des religiösen Subjekts.

er sich aus dem breiten Angebot spiritueller Lehren und Techniken, das die ‚globale Kultur‘ heute zur Verfügung stellt, jene Inhalte und Praktiken entnimmt, die seinen eigenen, individuellen Bedürfnissen am besten entsprechen“¹⁵.

Außerdem weist Gerhardt darauf hin, dass sich dieser Typus nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb der etablierten Kirchen entwickelt.¹⁶ Das bestätigen auch die Ergebnisse dieses Forschungsprojekts: Nicht nur religiös ungebundene Menschen suchen die Dienste von Freien Ritualbegleiterinnen und Ritualbegleitern, sondern auch kirchlich engagierte Christinnen und Christen.

Manche dieser Kundinnen und Kunden würden zwar ein kirchliches Ritual bevorzugen. Jedoch ist ein solches für sie entweder nicht möglich – so z. B. im Falle von Wiederverheiratung oder gleichgeschlechtlicher Partnerschaft – oder es fehlt ein entsprechendes Angebot – beispielsweise in Trennungssituationen oder in der Phase des Erwachsenwerdens. In diesem Zusammenhang wird die starke Fokussierung von Theologie und Pastoral auf die sieben Sakramente und einzelne Sakramentalien, wie die Beerdigung, beklagt. Anstrengungen, neue Rituale zu kreieren, gibt es zwar, jedoch hängen diese immer vom Engagement einzelner pastoraler Mitarbeiter/innen vor Ort ab und bleiben so meist lokal beschränkt.

Ein drittes Argument scheint im Rahmen der Begleitung und Gestaltung freier Rituale immer wieder thematisiert zu werden: Menschen entscheiden sich für alternative Formen, weil sie mit der Sprache und den Formen traditioneller kirchlicher Feiern nichts mehr anfangen wissen. Die Position von Johannes – dem am Beginn vorgestellten jungen Mann – kann als typisches Beispiel gelten. Von einer steigenden inneren Distanz und einem wachsenden Unverständnis für die verwendeten Symbole, Symbolhandlungen und Deuteworte der kirchlichen Feiern berichten auch viele pastorale Mitarbeiter/innen. Dass die etablierten Kirchen dennoch weiterhin die Hauptansprechpartnerinnen für Lebenswendenrituale sind, mag an dem bleibenden Vertrauen in die Institution Kirche, etwa wegen deren langer Tradition, an finanziellen Abwägungen oder schlicht an der Unkenntnis von Alternativen liegen. Dies sind jedoch Thesen, die es mit den Betroffenen selbst abzuklären gilt.

Was bedeuten diese Erkenntnisse für das pastorale Handeln?

Im Anschluss an die Wahrnehmung des Phänomens der Freien Ritualbegleitung stellt sich die Frage nach seiner Bedeutung für das Handeln der Kirche heute. Dabei ist jede vorschnelle Abwertung als esoterische Scharlatanerie und die Reduktion der Freien Ritualbegleiter/innen auf Konkurrentinnen und Konkurrenten für etablierte Kirchen unangebracht. Vielmehr ist eine ausführliche und differenzierte Auseinandersetzung von Nöten. Dabei müssen auch mögliche Formen der Zusammenarbeit abgesteckt werden, z. B. hinsichtlich gemeinsamer Aus- und Weiterbildung oder im Hinblick auf den Austausch über veränderte rituelle Bedürfnisse in der gegenwärtigen Gesellschaft. Drei zentrale Aspekte möchte ich an dieser Stelle hervorheben:

Ein erster Aspekt ist, dass Individualisierung und religiöse Selbstermächtigung der Menschen wahr- und vor allem ernstgenommen werden müssen. Im Anschluss an das Handeln Freier Ritualbegleiter/innen gilt es, diese Situation schätzen zu lernen, da sie zu einer potentiell höheren Qualität im Erleben der Rituale führt: Wer die verwendeten Symbole und

¹⁵ GEBHARDT: Experte seiner selbst, 34.

¹⁶ Vgl. GEBHARDT / ENGELBRECHT / BOCHINGER: Die Selbstermächtigung des religiösen Subjekts.

Symbolhandlungen versteht und sich darin wiederfindet, der oder die kann das Ritual oder die Feier bewusster feiern. Hierbei geht es jedoch nicht nur um ein kognitives Verstehen, sondern um eine Mischung aus kognitiver Nachvollziehbarkeit, emotionaler Bejahung und ästhetischer Zugänglichkeit. Deshalb ist dieses Verständnis auch nicht durch gesteigerte katechetische Bemühungen herzustellen. Es kann nur in einer intensiven Auseinandersetzung mit dem Leben, der konkreten Situation und den religiösen wie allgemein-weltanschaulichen Vorstellungen der Betroffenen erreicht werden. Die befragten Freien Ritualbegleiter/innen berichten von einer teilweise hohen Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit diesen Themen, aus der häufig ein intensives Engagement in Vorbereitung, Gestaltung und Durchführung der Feiern resultiert. Dieser Weg führt aber immer von der aktuellen Situation hin zur Gestalt, nie umgekehrt.

Eine zweite wichtige Anregung liegt in der Kritik, die an liturgischer Sprache und Symbolgestaltung geübt wird. Hier ist mutige Zeitgenossenschaft gefordert, die bereit ist, den vorhandenen Gestaltungsfreiraum zu nutzen und gegebenenfalls approbierte Texte in Frage zu stellen, um jeweils das in Wort oder Bild zu bringen, was sich aktuell ereignet. In diesem Kontext werden auch die aktuellen Kriterien für die musikalische und architektonische Gestaltung fragwürdig. Es braucht Kriterien, um sich in der Praxis auf die gegenwärtigen ästhetischen Vorlieben und die Folgen des veränderten Umgangs mit Bildern und Symbolen einzulassen und die sakramentalen Symbole im Leben der Menschen entdecken zu können.

Einen dritten Hinweis möchte ich zum Schluss noch aufgreifen: Die Sensibilität für neue Ritualanlässe, sogenannte Rituotope. Nach wie vor prägen die drei traditionellen Schwellen von Geburt, Partnerschaft und Tod unsere Biographien. Sie sind aber weder statische Fixpunkte noch die einzigen Übergänge, die wir heute in unserem Leben bewältigen. Die Orte, Zeiten und Formen des Gebärens und Sterbens haben sich in den letzten Jahrzehnten stark verändert. Kaum mehr ein Paar lebt zum Zeitpunkt der Hochzeit noch in getrennten Wohnungen und auch die Zahl derer, die nie heiraten, steigt. Daneben gibt es – und gab es wohl schon immer – weitere biographische Eckpunkte: Eintritt in und Austritt aus Schulsystem oder Berufsleben, Beendigung oft langjähriger, intimer Beziehungen, Umzug in ein anderes Land, eine andere Wohnung oder das Altenheim, Diagnose einer schweren, vielleicht tödlichen Krankheit u. a. In all diesen Situationen ist die Nachfrage und Sehnsucht nach ritueller Begleitung ungebrochen, das zeigt nicht zuletzt die Existenz Freier Ritualbegleiter/innen.

Susanne und Johannes haben sich schließlich für ein alternatives Segensritual für Lea entschieden, das sie mit einer Freien Ritualbegleiterin an mehreren Abenden gemeinsam vorbereitet haben. Die Feier fand an einem Sonntag im Kreise der Familie und einiger Freunde in der eigenen Wohnung statt. „Das war wirklich stark!“, erzählt Johannes noch immer begeistert. Susanne ergänzt: „Ja, der Segen war richtig spürbar. So stelle ich mir Gottesdienst vor.“

Literaturverzeichnis

- DÜCKER, Burckhard: *Rituale. Formen – Funktionen – Geschichte*. Stuttgart 2007.
- GEBHARDT, Winfried/ENGELBRECHT, Martin/BOCHINGER, Christoph: Die Selbstermächtigung des religiösen Subjekts. Der »spirituelle Wanderer« als Idealtypus spätmoderner Religiosität, in: *Zeitschrift für Religionswissenschaft* 13. 2005, 133–151.

- GEBHARDT, Winfried: Experte seiner selbst – Über die Selbstermächtigung des religiösen Subjekts, in: EBERTZ, Michael N./SCHÜTZEICHEL, Rainer (Hg.): Sinnstiftung als Beruf. Wiesbaden 2010, 33–41.
- HAHN, Alois: Religion und der Verlust der Sinngebung. Identitätsprobleme in der modernen Gesellschaft. Frankfurt/Main 1974.
- HUBER-KRAXNER, Heike: Eigene Rituale (er-)finden!? Eine kulturwissenschaftliche Analyse von Ritualberatungsangeboten als Optionen in einer postmodernen Lebenswelt. Unveröffentlichte Dissertation Universität Graz: 2013.
- KRAMER ABEBE, Marianne: Aufbruch zu neuen Ritualen. Eine Annäherung an die Praxis freiberuflicher RitualbegleiterInnen. Unveröffentlichte Diplomarbeit Universität Bern: 1998.
- POLLACK, Detlev/ROSTA, Gergely: Religion in der Moderne. Ein internationaler Vergleich. Frankfurt 2015.
- SCHÄFFLER, Hilde: Ritual als Dienstleistung. Die Praxis professioneller Hochzeitsplanung. Berlin 2012.
- SCHWEIGHOFER, Teresa: Individuell und einmalig – Freie Rituale in Österreich, in: HÖDL, Hans-Gerald/POCK, Johann/SCHWEIGHOFER, Teresa (Hg.): Christliche Rituale im Wandel. Wien 2016 (im Erscheinen).

Rainer Buland, Salzburg

Gottes-Spiel-Dienst

Ritual und Spiel in liturgischen Feiern, eine Bereicherung

„Liturgie als Spiel“ überschrieb Romano Guardini eine seiner Annäherung an das Wesen gottesdienstlicher Feiern im Sammelbändchen „Vom Geist der Liturgie“ (1918). Wie nimmt ein Spielforscher aus seiner Perspektive dies wahr? Welche Erkenntnisse der Spielforschung können für das gottesdienstliche Feiern fruchtbar gemacht werden und welche Impulse können von ihr ausgehen? (Redaktion).

Es ist mir seit Jahren ein Anliegen, die Schnittmenge von Spiel und Spiritualität zu erforschen¹ und generell die Möglichkeiten von Spiel in liturgischen Ritualen auszuloten.²

ASS.-PROF. DR. RAINER BULAND
ist Leiter des Instituts für Spielforschung an
der Universität „Mozarteum“ sowie Leiter
der Mozarteum KinderUNI.

Der Ausgangspunkt meines Beitrages ist die Beobachtung, dass es in unserer Gesellschaft (vor allem unter den jungen Menschen) zwar ein großes Bedürfnis nach Spiritualität und der Gestaltung von Übergängen gibt, dass jedoch das Angebot der kirchlichen Sakramente immer weniger ergriffen wird, respektive und um es auf den Punkt zu bringen, der Gottesdienst immer weniger Menschen ergreift.

Vielleicht ist diese Beobachtung auch falsch und der Gottesdienst hat Menschen niemals mehr ergriffen als heute. Vielleicht ist heute lediglich der soziale Druck geringer, die Pflichtübung „Heilige Messe“ (und andere Sakramente) über sich ergehen zu lassen. Es bleibt die Tatsache: In den vielfältigen Wahlmöglichkeiten, die wir z. B. am Sonntag vormittags haben (Matinee-Konzert, Wanderung, Computerspiel oder eben Besuch eines Gottesdienstes) werden die kirchlichen Angebote von vielen (vor allem jungen) Menschen nicht mehr als eine Option gesehen. Auf der anderen Seite sind bei Großveranstaltungen mit Eventcharakter durchaus viele junge Menschen zu begeistern. Dieser Befund wurde in vorliegender Zeitschrift beim Thema „Sprache im Gottesdienst“ bereits gemacht, wie Dorothea Schwarzbauer-Haupt schreibt:

„Ich glaube, dass auch heute viele Menschen religiöse Erfahrungen machen, dass sie spirituell sind. Das Problem liegt genau in der Kommunikation darüber. Weil viele (junge) Menschen in der liturgischen Sprache ihre Gotteserfahrung nicht wiederfinden und jene Worte, mit denen sie über ihre religiösen Erfahrungen sprechen, im Gottesdienst nicht vorkommen, empfinden sie sich als ungläubig und fragen sich, warum sie in die Messe gehen sollen, wo ihnen so Vieles fremd ist. Für mich liegt da unter anderem der Grund für die sich ständig leerenden Kirchen, während religiöse ‚Events‘ durchaus Zuspruch finden.“³

¹ Siehe u. a.: BULAND: Spiritualität und Spiel, 347–364. Aufgrund meines Anliegens, Spiel und Spiritualität zu verbinden, bedanke ich mich für die Einladung, für diese Zeitschrift einen Beitrag zu verfassen.

² Siehe: BULAND: Gottesdienst als ästhetisches Gestaltungs-Spiel. 514–537. (Darin auch einige Praxis-Beispiele und Bilder!).

³ „Lebendige Gemeinden finden ihre eigene zeitgemäße liturgische Sprache“, 237.

Ausgehend von diesem Befund werde ich der Frage nachgehen, inwieweit Spiel und die Gestaltung von Ritualen hilfreich sein können, sowohl für die Mitwirkung der Menschen (Volk Gottes) an der Formgebung des Gottesdienstes, als auch an der Erhöhung respektive Vertiefung der inneren Beiteiligung an demselben. Um uns dem Zusammenhang von Ritual und Spiel anzunähern, müssen wir zunächst die Begriffe schärfen (das Wort Spiel ist kurz, aber seine Bedeutung ist vielfältig).

Ritual versus Gewohnheit

Im heutigen Sprachgebrauch wird Ritual und Gewohnheit oftmals synonym verwendet. Ich habe z. B. eine bestimmte morgendliche Routine entwickelt um mir einen Chai-Tee zuzubereiten und zu trinken, und schon nennt dies jemand Morgenritual. Dabei ist dies einfach eine Gewohnheit, die es mir ermöglicht, nicht die volle Aufmerksamkeit auf mein Tun richten zu müssen (was für mich morgens sehr schwierig sein würde). Eine Gewohnheit ist also eine Routine, die mir den Lebensvollzug erleichtert. Oder wir könnten auch sagen, eine Gewohnheit ist eine uns vertraute Handlung, in der wir sozusagen wohnen, uns wohl fühlen, ohne weiter darüber nachdenken zu müssen.

Da wir heutzutage Ritual und Gewohnheit gleichsetzen, glauben wir auch über Rituale nicht mehr nachdenken zu müssen. Sie gehören zur wöchentlichen oder jährlichen Routine. Wir sind auch häufig der Meinung uns nicht beteiligen zu müssen, weil der Gottesdienst auch ohne uns stattfindet.

Rituale sind keine Gewohnheiten und sollten keine sein. Im Gegenteil sollten Rituale Handlungen sein, die meinen Gewohnheiten entgegenstehen, die mich aufrütteln, die eine neue Sichtweise herausfordern. Wir sind die kirchlichen Rituale ein Stück weit zu sehr gewöhnt (oder wir haben uns an die eigene Nicht-Beteiligung gewöhnt), als dass wir uns durch sie herausfordern und erneuern ließen. Rituale sind gleichsam ein Zeitstempel, der bestimmten Zeiten eine Markierung aufträgt. Sie markieren eine Besonderheit, einen besonderen Übergang; und später dienen Rituale zur Vergegenwärtigung, zur Er-Innerung im Sinne von innerem Nach- und Wiedervollzug genau dieses Übergangs. In diesem Sinne sind christliche Sakramente eine jeweilige Erneuerung unserer großen Hoffnung.

Kurz gesagt: Wenn Rituale bloß Gewohnheiten sind, über die ich nicht nachdenken muss, dann fehlt ihnen das Entscheidende, nämlich ihr Inhalt, der immer über den Vollzug selbst hinausweist. Rituale sind von ihrem Wesen her mehr als die aktuell vollzogene Handlung. Das ist ein grundsätzlicher Unterschied zur Gewohnheit, die nicht über sich hinausweist, sondern das ist, was sie vollzieht.

Die andere Wirklichkeit und der Sinn von Ritual und Spiel

Interessanterweise ist dies beim Spielen ähnlich (nicht gleich!). Ein Spiel nur als äußere Handlung vollzogen, ist kindisch. Wenn ich nicht im Spiel mit innerer Beteiligung dabei („drin“) bin, dann ist Spielen einfach eine kindische Tätigkeit. Bei dem kooperativen Brettspiel „Smaugs Einöde“ z. B. muss ich in kindlichem oder „heiligem“ Ernst mit den anderen zusammen mein Bestes geben, um Smaug, dem Drachen, auszuweichen, ihn zurück zu treiben und selbst in Sicherheit zu kommen. Die Spiel-Wirklichkeit ist in dem Moment unsere gemeinsame Wirklichkeit. Es macht keinen Sinn, diese Wirklichkeit gegen die Realität auszu-

spielen, dass es keine Drachen gibt. Die Wirklichkeit des Spiels ist eine Wirklichkeit, die neben der Wirklichkeit, die wir häufig mit der Realität verwechseln, die jedoch auch nur unsere Konstruktion über die Realität ist, existiert.

Das ist bei Ritualen genau gleich. Rituale sind Handlungen, die mit heiligem oder „kindlichem“ Ernst vollzogen werden müssen, weil sie zwar mit Zeichen und Symbolhandlungen operieren, die aus unserer Wirklichkeit stammen, die jedoch in einer anderen Wirklichkeit spielen.

Diese andere Wirklichkeit im Ritual muss für die Menschen bedeutungsvoll sein, sie muss einen größeren Sinnzusammenhang stiften.

Früher war das Leben der Menschen durchdrungen von christlichen (katholischen) Symbolen und ihre Bedeutung wurde erklärt und war auch für einfache Menschen auf dem Level der Volksfrömmigkeit verstehbar. Das Kirchjahr mit seinen Feiertagen ist entlang einer großen Geschichte entworfen, die einen überindividuellen, eben christlichen Sinnbezug herstellt und mit bestimmten Ritualen versieht. Früher war dies der einzige übergreifende, gesellschaftlich akzeptierte Sinnzusammenhang.

Heute sind die kirchlichen Feiertage vielfach eine weitere Freizeitoption. Die Frage nach Grund und Bedeutung dessen, was an diesem Tage gefeiert wird, ist nicht mehr peinlich, sondern im Gegenteil eine Möglichkeit für gebildete Menschen, mit einem fast schon als exotisch aufgefassten Fachwissen zu glänzen.⁴

Exkurs zum Verlust von Sinnzusammenhängen

Ein kleiner Exkurs über die gesellschaftlichen Kompensationsversuche sei mir erlaubt, vor allem deswegen, weil ich dies als Anregung für ein Heft „Gottesdienst in Zeiten des neoliberalen Wahnsinns“ verstanden wissen möchte:

Es ist eben nicht gleichgültig, wenn einer Gesellschaft der Sinnzusammenhang verloren geht. Die heutige multioptionale Welt liefert eine verführerische Erzählung. Das Geld und der sogenannte freie Markt (der nur in Teilbereichen, wenn überhaupt, frei ist) füllen als quasi-religiöse Instanz die Lücke, die eine nicht mehr lebensdeutende christliche Erzählung hinterlassen hat. Der Akt des Konsumierens wird als quasi-rituelle Handlung vollzogen, die den Einzelnen Anteil haben lässt an einem quasi-religiösen, diesseits-bezogenen Sinnzusammenhang, der, wenn auch kein Heilsversprechen, so doch ein Glücksversprechen beinhaltet. Da dieses Glück im Moment des Kaufes bereits erfüllt und eigentlich obsolet ist, da wir zudem immer weniger Zeit haben, die mit dem Kauf verbundene Nutzung auch zu bewerkstelligen (ich gebe unumwunden zu, dass sich die Bücher, die ich gekauft habe, aber mir die Zeit fehlt, sie auch zu lesen, gefährlich stapeln) führt dieses Glück zu keinem Glücklich-Sein und kann nur kurzfristig Kompensation für fehlenden Sinn bieten.

Dieses flüchtige Glück und der fehlende Sinn müssen wieder durch Konsum kompensiert werden, ein Kreislauf des Unglücks, der der Wirtschaft einen gigantischen Umsatz auf Dauer garantiert. Aber kehren wir zu unserem Thema zurück.

⁴ Die Frage im Freundeskreis, was genau an Fronleichnam gefeiert wird, führt zu Diskussionen, die auch in einem ethnologischen Seminar stattfinden könnten.

Spiel

Das deutsche Wort Spiel ist noch viel missverständlicher als das Wort Ritual. Wir haben im Deutschen zwar ein Wort, aber darunter sind mindestens vier sehr unterschiedliche Begriffe (Spielformen) subsumiert.⁵ Um dies kurz darzustellen, empfiehlt es sich auf das Englische auszuweichen. Im Englischen haben wir vier Wörter, die die doch sehr unterschiedlichen Spielformen umreißen: *play, game, gambling, sports*.

Das deutsche Wort Spiel enthält eben den Begriff *gambling* genauso wie den Begriff *play*. Das macht die Sache einigermaßen schwierig.

Wenn ich über den Zusammenhang von Ritual und Spiel nachdenke, dann meine ich eben nicht, das Ritual sollte zu einem Glücksspiel (*gambling*) werden. Auch ein sportlicher Charakter wird uns beim Thema Ritual nicht weiterhelfen.

Ich möchte Ritual mit Spiel im Sinne von *play* verbinden. Diese Spielform ist das Spiel, bei dem in Freiheit Dinge gestaltet werden, seien es Rollen (Vater-Mutter-Kind-Spiel) oder Raumschiffe (aus Bauklötzen), bei dem mit Material experimentiert werden kann, bei dem ästhetische Erfahrungen gemacht werden können (*to play an instrument*). Für die Fruchtbarmachung des kreativen Spiels zur Entfaltung des Eigenen und für die pädagogische Umsetzung und Begleitung wurde vor allem in Deutschland eine Spielbewegung etabliert, für die ich den Namen *Playing Arts* erfunden habe.⁶

Die Grenzen von Spiel und Ritual

Ebenso wichtig wie über den Inhalt von Begriffen nachzudenken, ist es, ihre Grenzen zu kennen.

Es gibt Grenzen des Spiels und des Spielbaren. Wenn wir auch ein Ritual als ein in heiligem Ernst betriebenes Spiel im Sinne von *play* beschreiben können,⁷ so kann ein Ritual nicht gespielt werden im Sinne eines *als-ob*. Deutlich wird dies in folgendem Beispiel: Ein Gebet kann man nicht spielen. So sehr mich eine Aufführung des *Jedermann* auf dem Salzburger Domplatz auch jedes Mal ergreift, so peinlich bin ich doch berührt, wenn der Jedermann auf die Knie sinkt und das Vater Unser spricht. Es ist klar, er betet nicht wirklich, schließlich ist es eine Theateraufführung, der Schauspieler spielt Beten, und doch, ich bin jedes Mal peinlich berührt und bin froh, wenn es vorüber ist. Es ist nicht wirklich Beten und es ist nicht wirklich Schauspiel. Hier besteht eine nicht zu überwindende Grenze, dessen Vermischung einfach nur peinlich ist.

Auf der anderen Seite sind die Grenzen des Rituals dort gegeben, wo es in einer äußeren Form erstarrt ist und der innere Mitvollzug fehlt. Theologisch gesprochen können wir sagen: Gott braucht in seiner Vollkommenheit keine Rituale. Die Rituale sind für uns Menschen, weil wir einer äußerlichen Zeichenhandlung, oder anders gesagt, weil wir eines Spielelements bedürfen.⁸ Erst durch dieses Spielelement wird das Ritual für uns Menschen offen für den eigenen Mitvollzug.

⁵ Vgl. BULAND: Die Einteilung der Spiele nach ihren Freiheitsaspekten, 259–283.

⁶ Vgl. BULAND: *Playing Arts, Spiel, Pädagogik*, 99–110.

⁷ Vgl. KAMPER: *Spiel und Transzendenz*.

⁸ Vgl. hierzu GUARDINI: Vom Geist der Liturgie, vor allem das Kapitel *Liturgie als Spiel*.

Für den Gottesdienst können wir sagen: Der Einsatz von Spielelementen⁹ ist notwendig, um nicht zu „trocken“ zu werden und damit den Mitvollzug zu gefährden. Auf der anderen Seite muss das Spiel so weit eingegrenzt werden, um den heiligen Ernst des Rituals nicht zu gefährden.

Das Ritual als Spiel

Es ist bezeichnend, dass beim Sprechen über Liturgie das Spiel gleichsam notgedrungen ins Spiel kommt, wenn z.B. Christoph Freilinger schreibt:

„Liturgie ist rituell inszenierte Begegnung mit Gott. Auch mit den Mitteln der Sprache muss das göttliche Geheimnis ins Spiel gebracht werden, das letztlich nicht sagbar ist.“¹⁰

Oder um noch ein anderes Beispiel aus dieser Zeitschrift heran zu ziehen, in dem die Hilfskonstruktion „es spielen“ verwendet wird: „Liturgie ist Symbolhandlung. Symbole geben Anteil an etwas anderem, auch an einer anderen Wirklichkeit. Es spielen dafür verschiedene Sinnebenen und Ausdrucksformen eine Rolle. Im vordergründig Sichtbaren und Wahrnehmbaren sind ganz unterschiedliche Bedeutungen präsent. Das Nachvollziehen und Verstehen sind dann sehr komplexe Vorgänge.“¹¹

Dieses Beispiel zeigt einerseits, wie unvermeidlich das Thema Spiel bei einem Sprechen über Liturgie ist, es zeigt aber andererseits, wie wenig einem tatsächlichen Spielen vertraut wird. Das rührt wohl daher, dass der Spielbegriff so unklar ist (man will ja nun wirklich nicht in die Nähe von Glücksspielen kommen), und es noch kaum Ausbildungen in diesem Bereich gibt (was wäre z. B. die Kirchenmusik, wenn es keine kirchenmusikalische Ausbildung gäbe?).

Für die evangelische Kirche, die so sehr das Wort ins Zentrum rückt, ist geradezu natürlich die Sprache ein Einfallstor für Spiel, vor allem die dichterische Sprache. Nachdem er ein Stück Lyrik zitiert hat, schreibt Wolf-Rüdiger Schmidt: „So oder ähnlich [...] wird eine Liturgie der Zukunft in vielen kleinen, manchmal spielerisch-kreativen Schritten andere Begriffe und Bilder für das suchen und gebrauchen müssen, was die Tradition ebenso selbstverständlich wie oft nicht mehr voll nachvollziehbar als ‚Gott und sein Handeln‘ bezeichnet.“¹²

Das Ritual ist bereits in gewissem Sinne ein Spiel – wie wir jetzt wissen, ein Spiel im Sinne von *play*. Der christliche Gottesdienst ist ein großes Schauspiel vor Gott und zu Gottes Ehren. Das kann nun nicht mehr zu einem Spiel umfunktioniert werden, ein Spiel im Spiel macht keinen Sinn und wie oben beschrieben, ist ein gespieltes Gebet kein Gebet.

Was jedoch sehr wohl möglich ist und wozu es bereits vielfältige, sehr positive Erfahrungen gibt: Die Vorbereitung auf Rituale kann in ganz anderer Weise, nämlich als ein kreativ-schöpferisch spielender Prozess geschehen.¹³

Es ist deswegen so wichtig, dass die Vorbereitung zumindest ein Stück weit ein tatsächlich kreativ-schöpferisches Spiel ist, weil sonst – wir erleben dies ja ständig – immer wieder dasselbe nur in neuer Zusammensetzung gebracht wird.

⁹ Traditionell sind solche eher frei gestaltbaren Teile: die Kirchenmusik und die Liedauswahl, die Fürbitten und kleine szenische Spiele vor allem von Kindergruppen. Es wäre jedoch hier noch vieles möglich.

¹⁰ Lebendige Gemeinden finden ihre eigene zeitgemäße liturgische Sprache, 237.

¹¹ KRANEMANN: Liturgische Sprache, 241.

¹² SCHMIDT: Eine evolutionäre Perspektive in Predigt und Liturgie, 342.

¹³ Siehe die über viele Jahre gesammelten Erfahrungen in: DAIS / HÖSCHELE: Jugend-Kirchen-Räume.

Es ist hier nicht der Raum, dies näher auszuführen, nur so viel: Überall dort, wo Neues entstehen soll, sei es eine Erfindung, ein Kunstwerk oder eine neue physikalische Theorie, braucht es eine Phase des Spiels im Sinne von play, eine Phase, in der – im Bereich der ästhetischen Gestaltung – das Eigene sich Bahn brechen kann.

Ohne diese Spiel-Phase bleiben wir im Basteln stecken. Wir wissen immer schon ziemlich genau, was am Ende herauskommen wird.

Dies ist nun kein Gegenargument. Ein traditioneller und mit Erfahrung gemachter Gottesdienst ist eine wunderbare Sache. Es stellt sich aber die Frage, wie können mehr Menschen mit innerer Beteiligung dabei sein. Und dafür wäre ein möglicher Weg: In der Vorbereitung mit Menschen kreativ schöpferisch spielen und dann das, was sich im Spiel zeigt, für die Gestaltung aufgreifen, verdichten und in den Gottesdienst einbringen. Zugegeben, dies ist jetzt eine sehr verkürzte Beschreibung, aber Spielprozesse haben den Nachteil, nicht kurz beschrieben werden zu können, wenn überhaupt. Besser noch sind andere Formen der Dokumentation, wie Bild und Text, oder Video. Für all dies fehlt hier der Raum, so wichtig es auch wäre, konkrete Beispiele zu bringen. Es muss auf die weiterführende Literatur verwiesen werden. Viele interessante Beispiele von Spielprozessen sind in den Playing Arts Award Heften versammelt. Für unser Thema besonders interessant ist das Projekt „Das Martyrium des Stephanus, ein inszenierter Gottesdienst“ von Matthias Gräßlin. Dabei wurde mit Jugendlichen (viele von ihnen mit besonderen Bedürfnissen) das Thema Märtyrer auf kreativ-schöpferische Weise erspielt.¹⁴ Daraus ist dann die Gestaltung eines Gottesdienstes erwachsen, der als Fernsehgottesdienst für einige Furore gesorgt hat.

Zuletzt: Es ist klar, dass verschiedene liturgische Feiern einen verschieden großen Spielraum bieten. Besonders gut ließe sich das vorbereitende kreative Spiel bei den persönlichen Sakramenten wie Firmung, Eheschließung und bei speziellen thematischen Gottesdiensten einsetzen.

Kreativ-schöpferisch spielende Vorbereitung des Gottesdienstes

Es ist ein weit verbreiteter Irrtum, zu glauben, weil wir als Kind gespielt haben, so könnten wir auch als Erwachsene kreative Spielgruppen anleiten. Spielen braucht Können. Kreativ-schöpferisches Spiel anzuleiten und zu begleiten, braucht Gestaltungskompetenz.

Das wird sofort klar, wenn jemand andere Menschen im Geige-Spielen unterrichten möchte. Das setzt eigenes Können voraus. Mit diesem Können ist es eben im Bereich des kreativen Spiels nicht weit her. Im Studium der Theologie gibt es zwar eine liturgische Ausbildung, es wird jedoch kaum bis gar nicht thematisiert, wie wir andere Menschen ins Spiel bringen können, um gemeinsam im Spielen eine Gestaltung des Gottesdienstes zu finden. Dazu bräuchte es eben in kreativem Spiel geschulte Priester und Diakone, im Idealfall ausgebildet als Playing Artist.¹⁵ Eine pensionierte evangelische Pastorin hat nach einem *Playing Arts-Sommeratelier* einmal gesagt, das hätte sie in ihrer Studienzeit kennenlernen sollen, dann hätte sie vieles anders und vor allem lebendiger gemacht.

¹⁴ Siehe meine Laudatio in BULAND: Playing Arts Award 1999, o.S.

¹⁵ Infos zu dieser kreativ-schöpferischen Spielbewegung, die vor allem in Deutschland aktiv ist, sind zu finden auf der Website: www.Playing-Arts.de, sowie RIEMER / STURZENHECKER (Hg.): *Playing Arts*.

Es bräuchte aber auch in kreativem Spiel geschulte pastorale Mitarbeiter/innen, Jugendgruppenleiterinnen und -leiter, Religionslehrerinnen und Religionslehrer.

Eine erfreuliche Entwicklung ist die Etablierung von Ausbildungen in dieser Richtung. Die Kirchlich-Pädagogische Hochschule Wien/Krems z. B. bietet einen Masterlehrgang *Gruppe spielend gestalten* an, der wird jedoch gerade von den kirchlich tätigen Menschen – noch – kaum wahrgenommen wird.

Es liegt also vieles im Argen. Gerade das Spiel, das ein wunderbares Tor für eigene innere Beteiligung wäre, wird kaum beachtet, oder schlimmer noch, es wird unprofessionell eingesetzt. Dies führt dann zum Gegenteil dessen, was erreicht werden soll. Ich möchte ausdrücklich nochmals vor dem Irrglauben warnen, Spiel sei etwas, das ohnehin jeder kann, das daher von jedem (in diesem Fall nur die männliche Form) angeleitet werden könnte.

Lichtblicke zum Schluss

Die Sehnsucht der Menschen, ihrem spirituellen Weg und ihrem religiösen Glauben einen gemeinschaftlichen Ausdruck zu geben, ist ebenso wenig auszurotten wie das Spielen. Beides ist wesentlicher Teil des Menschseins. Was sich ändert, das sind die Formen. Diese ändern sich langsamer oder schneller, aber sie ändern sich. Auch der durchschnittliche Gottesdienst sah vor 100 Jahren noch ganz anders aus als heute. Und in 100 Jahren werden sich einige der heute futuristisch wirkenden Formen etabliert haben. In allen Bereichen, auch in der Vorbereitung der Gottesdienste, wird viel mehr mit spielerischen Mitteln gearbeitet werden (um es einmal so ausdrücken, obwohl mir die Wendung *mit spielerischen Mitteln arbeiten* etwas schräg vorkommt, aber sie passt zu unserer Gesellschaft).

Warum bin ich mir da so sicher? Weil wir mit unserem bisherigen Vorgehen, sei es in der Schule, sei es in der Kirche, viel zu ineffizient, zu einfallslos, zu wenig kreativ sind. Als reiche Gesellschaft können wir es uns leisten, einige Zeit lang ein ineffizientes Schulsystem zu unterhalten und eine einfallslose Kirche, die die Menschen nicht mehr begeistern kann, aber dieser „Luxus“ des Sich-Nicht-Verändern-Müssens wird nicht mehr lange erschwinglich sein. Spätestens dann müssen wir auf effizientere, auf kreativere Mittel zurückgreifen, – unter anderem auf das kreativ-schöpferische Spielen. Da wir in Österreich ein universitäres Institut für Spielforschung haben, da die Playing Arts-Bewegung in Deutschland und auch die Spielbus-Bewegung seit Jahrzehnten sehr viele Multiplikatorinnen und Multiplikatoren ausbildet, sind sowohl das Wissen als auch die ausgebildeten Menschen vorhanden, um schnell und kompetent eine Erneuerung aus dem Geiste des Spiels in Gang zu setzen. Sie müssen lediglich ihre Freiräume bekommen. Und sie werden sie bekommen, einfach weil es nicht mehr anders geht.

In dieser Zuversicht wünsche ich uns viele Gottesdienste und liturgische Rituale gestaltet im kreativ-schöpferischen Spiel und mit tiefer innerer Beteiligung.

Literatur

- BULAND, Rainer: Die Einteilung der Spiele nach ihren Freiheitsaspekten, in: BAUER, Günther (Hg.): *Homo ludens, der spielende Mensch*. Band 7. München 1997, 259–283.
 - DERS. (Hg.): *Playing Arts Award 1999*, Salzburg 1999.

- DERS.: Playing Arts, Spiel, Pädagogik, in: RIEMER, Christoph / STURZENHECKER, Benedikt (Hg.): Playing Arts. Gelnhausen 2002, 99–110.
 - DERS.: Spiritualität und Spiel, Gemeinsamkeiten und Entwurf einer Theologie des Spiels, in: BAIER, Karl (Hg.): Handbuch Spiritualität, Zugänge, Traditionen, interreligiöse Prozesse. Darmstadt 2006, 347–364.
 - DERS.: Gottesdienst und ästhetisches Gestaltungs-Spiel, theologische Begründungen und praktische Voraussetzungen, in: TIEMANN, Hans-Hermann: Situationsgerecht Gottesdienst feiern, zur Verbesserung liturgischen Handelns. Bielefeld 2009, 514–537.
- DAIS, Petra / HÖSCHELE, Robby: Jugend-Kirchen-Räume. Magazin für mehr Jugendkirche in Kirchenräumen. Stuttgart 2014.
- GUARDINI, Romano: Vom Geist der Liturgie. Freiburg 1957.
- KAMPER, Robert: Spiel und Transzendenz. Eine Untersuchung über den Transzendenzbezug des Phänomens Spiel. Dissertation der Universität Wien 1994.
- KRANEMANN, Benedikt: Liturgische Sprache – nicht alltäglich und doch verständlich, in: Heiliger Dienst 68. 2014, 240–248.
- „Lebendige Gemeinden finden ihre eigene zeitgemäße liturgische Sprache“. Ein Schreibgespräch [zwischen Dorothea SCHWARZBAUER-HAUPT und Christoph FREILINGER], in: Heiliger Dienst 68. 2014, 234–239.
- SCHMIDT, Wolf-Rüdiger: Eine evolutionäre Perspektive in Predigt und Liturgie? Veränderungen des Weltbildes werden ihren Niederschlag finden müssen, in: TIEMANN, Hans-Hermann: Situationsgerecht Gottesdienst feiern, zur Verbesserung liturgischen Handelns. Bielefeld 2009, 333–343.
- STURZENHECKER, Benedikt / RIEMER, Christoph (Hg.): Playing Arts. Impulse ästhetischer Bildung für die Jugendarbeit. Weinheim, München 2005.

Anna Morena Baldacci, Turin

Ritueller Charakter und Schönheit

Die ‚liturgische Partitur‘ zwischen Stille und Worten, Kreativität und Form

In der Feier der Liturgie hallt Gottes Wort überall wider: in Gesten, Gebeten, Gesängen, den architektonischen Formen, in rituellen Gegenständen und Bildern, in Personen. Die gesamte Liturgie ist sozusagen *durchdrungen* von diesem angerufenen, ausgesprochenen oder nur still wachgerufenen Wort. Gott macht den Anfang: In der Liturgie „spricht nämlich Gott zu seinem Volk“ (*Sacrosanctum Concilium* 33), und er gibt uns Worte in der Vielstimmigkeit der Sprachen, von denen die Liturgie lebt und in denen sie sich ausdrückt. Die *Ars celebrandi* besteht daher in der *Kunst der Komposition* von Worten und Stille, Gesten und Gesängen, Gegenständen und Gebeten, durch die Gottes Handeln sich *einprägt* und dem Handeln von Männern und Frauen Form gibt.¹

Übertragung aus dem Italienischen: Maike Bittmann / Rudolf Pacik

1 Stille und Worte

Es gibt leere Worte und authentische Worte; Worte, die nähren, und solche, die bloß Geschwätz sind; falsche und wahre Worte. Worte können viele Gesichter haben! In unserer Zeit vermehren sich die Worte, sie ersticken sich gegenseitig, sie widersprechen einander. Wir sind so an den Wort-Lärm gewöhnt, dass wir Worten nun nicht mehr vertrauen können. Und doch bilden diese schon immer jenes einzigartige und unverzichtbare Instrument der Kommunikation. Das menschliche Wort hat seine Originalität: Es übermittelt den Gedanken, schafft Beziehung, unterstützt und begleitet das Handeln, gibt den tiefsten Gefühlen des Herzens und den Gedanken des Verstandes eine Stimme. Der Gebrauch des Wortes ist eines der unterscheidenden Elemente der menschlichen Person; er lässt an demselben Atem des Lebens teilhaben, der von Anfang an alles geschaffen hat (vgl. Gen 1,3). Der Mensch hat das Vertrauen in das Wort verloren; Gott dagegen hat sich selbst dem Wort ganz ausgeliefert!

In der Bibel ist das Wort schöpferisch; alles Lebende tritt ins Dasein, indem es auf die göttliche Stimme antwortet, die es beim Namen ruft: „Denn der Herr sprach, und sogleich geschah es; er gebot, und alles war da.“ (Ps 33,9) Beim Klang seiner Stimme trennt sich das Licht von der Finsternis, die Wasser vom Land; Pflanzen und Tiere bevölkern die Erde; die Sterne und Planeten leuchten am Himmel. In jedem geschaffenen Wesen hinterlässt Gott eine Spur seiner Stimme, die den Menschen wie ein Pfad hin zu seinem Schöpfer führt. Die ganze Schöpfung gleicht in der Tat einem großen Buch (vgl. Ps 19,2), durch das alle die Schönheit von

DOTT^{SSA} ANNA MORENA BALDACCII
ist Dozentin für Liturgie an der
Theologischen Fakultät, Sektion Turin,
der Università Pontificia Salesiana.

¹ Vortrag am Kongress von Universa Laus in Traunstein, 24.–28. August 2015.

Gottes Angesicht wahrnehmen können, um dem Willen Gottes zu entsprechen und seinen Namen zu verherrlichen (vgl. Weish 13,5; Röm 1,19–20).

Jedes Wort verlangt jedoch einen Gesprächspartner, erwartet eine Antwort, lebt und nährt sich von der Stimme des anderen. Im Buch Genesis unterhält Gott selbst, im Garten spazierend, sich mit dem Mann und der Frau (vgl. Gen 3,8); Abraham wird die Geburt eines Sohnes verheißen, als er mit drei geheimnisvollen Reisenden spricht (vgl. Gen 18,1–16); Mose disputiert mit Gott in der Theophanie des brennenden Dornbuschs (vgl. Ex 3,7–4,9); Maria von Nazaret bringt das Wort hervor, indem sie die Verkündigung des Engels Gabriel empfängt (vgl. Lk 1,26). Von Anfang an gefiel es Gott, sich zu offenbaren, und er redete auf verschiedene Weise zu den Menschen wie zu Freunden (vgl. Ex 33,11; Joh 15,14–15); er hält sich unter ihnen auf (vgl. Bar 3,38), um sie in die Gemeinschaft mit sich einzuladen:

„Es hat Gott in seiner Güte und Weisheit gefallen, Sich selbst zu offenbaren und das Geheimnis seines Willens bekannt zu machen (vgl. Eph 1,9), durch das die Menschen Christus, das fleischgewordene Wort, im Heiligen Geist Zugang zum Vater haben und der göttlichen Natur teilhaftig gemacht werden (vgl. Eph 2,18; 2 Petr 1,4). Durch diese Offenbarung redet also der unsichtbare Gott (vgl. Kol 1,15; 1 Tim 1,17) aus dem Übermaß seiner Liebe die Menschen als Freunde an (vgl. Ex 33,11; Joh 15,14–15) und verkehrt mit ihnen (vgl. Bar 3,38), um sie zur Gemeinschaft mit Sich einzuladen und sie aufzunehmen.“²

Diese Herablassung Gottes erfüllt sich auf wunderbare Art in der Inkarnation des Wortes: Das ewige Wort, das sich selbst in der Schöpfung offenbart und auf vielerlei Weise in der Heilsgeschichte mitteilt, zeigt sich nun in einem Menschen (vgl. Gal 4,4). Das göttliche Wort drückt sich in menschlichen Worten aus. Gott hat sich tatsächlich dem Wort so weit anvertraut, dass er sich in ihm verbirgt, um in ihm Wohnung zu nehmen („Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“; Joh 1,14). Die patristische Tradition beschreibt diese ‚Christologie des Wortes‘ mit einer eindrucksvollen Metapher: Das unendliche Wort der Schöpfung hat sich gewissermaßen verkürzt bis hin zur Verdichtung in einem einzigen Ton – Jesus, der Sohn Gottes, Mensch geworden für uns. Dies erklärt Benedikt XVI. unter Verweis auf Origenes so: „Gott hat sein Wort kurz gemacht, es abgekürzt [...]. Der Sohn selbst ist das Wort, der *Logos*; das ewige Wort hat sich klein gemacht – so klein, dass es in eine Krippe passte. Es hat sich zum Kind gemacht, damit uns das Wort fassbar werde.“ Nun ist das Wort nicht nur hörbar, besitzt es nicht nur eine *Stimme*, jetzt hat das Wort ein *Gesicht*, das wir sehen können: Jesus von Nazaret.“³

2 Die Liturgie, Haus des Wortes

Das Wort ist der Ort, den Gott selbst gewählt hat, um Wohnung zu nehmen; in ihm offenbart er sich, in ihm lässt er sich finden. Die liturgische Feier bildet das erste große *Haus* des Wortes, den Ort der Begegnung: „In der Liturgie spricht nämlich Gott zu seinem Volk; in ihr verkündet Christus noch immer das Evangelium. Das Volk aber antwortet Gott sowohl mit Gesängen als auch mit Gebet.“⁴

In der liturgischen Feier hallt Gottes Wort tatsächlich überall wider: in Gesten, Gebeten, Gesängen, in architektonischen Formen, in den rituellen Gegenständen und Bildern, in den

² *Dei Verbum* 2.

³ *Verbum Domini* Nr. 12.

⁴ *Sacrosanctum Concilium* 33.

Personen. Die gesamte Liturgie ist sozusagen vom Wort Gottes *durchdrungen*, das angerufen, ausgesprochen oder auch bloß in Stille wachgerufen wird. Dennoch ist die Liturgie oft ein mit Worten überladener Ort: Vortrag der biblischen Lesungen, Homilie, Fürbitten, Orationen, Gesänge, Ansagen des Animators, Erklärungen eines Katecheten, Verlautbarungen etc. Wir leben in einem System des kranken Wortes!⁵ Der Raum des Ritus wird vollgefüllt und belastet durch Redeschwall und Geschwätzigkeit! Aber der Ritus leidet nicht nur unter Wortfülle, sondern auch unter unangemessenem Gebrauch der Sprach-Formen (mangelnde Vorbereitung der Lektorinnen und Lektoren; mäßige Qualität der Predigten; armselige Gesangstexte und wenig würdige Melodien; Unfähigkeit, im Ritus auf angemessene Weise zu sprechen; überhaupt eine verbreitete Unkenntnis davon, wie man mit der symbolisch-rituellen Sprache recht umgeht). Und obwohl mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil letztlich allen ermöglicht wurde, das Wort zu verstehen und auch selbst das Wort zu ergreifen, verkommt dieser Grundvollzug des Glaubens sehr häufig zu leerem Gerede!

3 Ausdruck – Eindruck

Das Zweite Vatikanische Konzil setzt Gottes Wort an erste Stelle. „Gott spricht zu seinem Volk.“ Das Wort Gottes erteilt uns wirklich das Wort, es ist also immer ein Wort-Antwort-Geschehen, *responsorial* in grundlegendem Sinn. Gottes Wort schenkt uns Worte in der Polyphonie der Sprachen, aus denen die Liturgie lebt und in denen sie sich ausdrückt: Töne, Gesten, Düfte, Formen, Farben, Körper. Alle diese Sprachen bilden die große liturgische Partitur, eine Sprachen-Polyphonie! Dies deutet die Liturgiekonstitution *Sacrosanctum Concilium* an:

„Von größtem Gewicht in der Feier der Liturgie ist die Heilige Schrift. Aus ihr werden nämlich Lesungen gelesen und in der Homilie ausgedeutet, Psalmen gesungen, aus ihrem Anhauch und Antrieb sind liturgische Bitten, Gebete und Gesänge ausgeschüttet worden, und aus ihr empfangen Handlungen und Zeichen ihre Bedeutung.“⁶

Darauf weist auch die Pastorale Einführung in das Messlektionar hin:

„Die Körperhaltung, die Gesten und Worte, in denen das gottesdienstliche Handeln sich ausdrückt und die Teilnahme der Gläubigen sichtbar wird, erhalten ihre Bedeutung nicht nur aus der menschlichen Erfahrung, von der sie herkommen, sondern auch aus dem Wort Gottes und dem Heilsplan, auf den sie sich beziehen.“⁷

Die ganze Liturgie kann man somit als Gottes Kommunikations-Raum definieren, denn „gegenwärtig ist er [Christus] in seinem Wort, da er ja selbst spricht, wenn die heiligen Schriften in der Kirche gelesen werden“⁸. „Das ewige Wort des Vaters wurde Fleisch‘ (Joh 1,14ff.). Es sprach, wie das Fleisch spricht; es dachte, wie das Fleisch denkt, es kommunizierte, wie das Fleisch kommunizieren kann und zu kommunizieren pflegt. Das ewige Wort des Vaters wurde Wort des Menschen, damit der Mensch Gottes Wort verstehen könne. Das Wort [Gottes] wurde zu Worten.“⁹

Das aussagekräftigste Bild, das die Eigenart der liturgischen Feier verstehen hilft, ist daher das der Antwort. Die Liturgie ist in der Tat ein beständiger Dialog zwischen Gott und seinem

⁵ LAFONT: Eucaristia, 58.

⁶ *Sacrosanctum Concilium* 24.

⁷ Pastorale Einführung in das Messlektionar Nr. 6.

⁸ *Sacrosanctum Concilium* 7.

⁹ Celebrare in spirito e verità, 33.

Volk, die durch einen ewigen Bund vereint sind. Gott ruft sein Volk zusammen, weil er etwas zu verkünden hat, und das Volk, bewegt von diesem Ruf und von der Botschaft berührt, ist eingeladen, hörend und anbetend zu antworten: „Wenn Gott sein Wort mitteilt, erwartet er also immer Antwort, nämlich das Hören und die Anbetung ‚im Geist und in der Wahrheit‘ (Joh 4,23). Der Heilige Geist macht diese Antwort lebendig, sodass sich im Leben entfaltet, was in der Liturgie gehört wird[,] entsprechend der Mahnung: ‚Hört das Wort nicht nur an, sondern handelt danach‘ (Jak 1,22).“¹⁰ Diese dialogische Dynamik bildet die eigene Struktur der christlichen Liturgie, die dauerhaftes, vollständiges und wirkmächtiges Wort Gottes ist.¹¹ Tatsächlich wechselt die Liturgie zwischen Worten und dem Wort, Stille und Aktion. Dennoch lässt sich das Wort in der Liturgie nicht auf bloßes Mitteilen einer einfachen Nachricht reduzieren, denn die Liturgie hat eine grundlegend offenbarende Funktion: Durch sein Wort führt Gott uns in sein eigenes Geheimnis und in das unsrige hinein, auf den geheimnisvollen Wegen des Heiligen Geistes. Dazu schreibt Romano Guardini:

„So muss dieses Wort aber auch wirklich als ‚Wort‘ aufgefasst werden. Man würde ihm nicht genügen, wenn man bloß auf den begrifflich ausdrückbaren Inhalt achtete. Dann hätte man eine von ihrer Wurzel abgelöste, gedankenmäßig entwickelte Lehre. Wort ist mehr: Inhalt und Gestalt, Sinn und Liebe, Geist und Herz, ein volles schwingendes Ganzes. Keine bloße Mitteilung, die man denkt und versteht, sondern ein Wesen, das daherkommt, und dem man begegnet. Man muss es in seiner Leibhaftigkeit, in der charakteristischen Eigenheit der Sätze und Bilder aufnehmen und in sich tragen. Dann erweist es seine Macht. Der Herr selbst sagt ja im Gleichnis vom Säemann, das Wort sei ein Same, der das Erdreich sucht. Es hat Keimkraft in sich; Macht, anzufangen und Leben aufzubauen. Also dürfen wir es nicht so aufnehmen, wie der Verstand einen Begriff, sondern wie die Erde das Korn aufnimmt.“¹²

4 Die Symbolsprache und die Kunst der Verkettung

Wie spricht die Liturgie? Der Konzilstext sagt: „durch Riten und Gebete“¹³, d. h. durch Worte und Gesten, die ganz eng miteinander verbunden sind. Die Liturgie ist nicht nur der Ort, an dem der Glaube verkündigt wird, sondern wesentlich der Ort, an dem der Glaube sich entfaltet – durch symbolisch-rituelle Erfahrung. Die rituelle Feier zielt darauf, die Anwesenden durch eine Erfahrung ästhetischer Art mit einzubeziehen, indem die Sinne aufgeschlossen sowie Herz und Geist weit geöffnet werden, damit sie das geheimnisvolle *Flüstern Gottes* aufnehmen – über das sinnlich Wahrnehmbare hinaus und durch es hindurch, über den Leib hinaus, aber durch ihn. Die Liturgie greift auf den Reichtum und die Vielfalt aller Ausdrucksweisen zurück, ohne je eine davon zu bevorzugen oder eine andere zu missbrauchen. Vielfalt und Verschiedenheit der kommunikativen Codes schützen den Ritus einerseits vor Unordnung, andererseits vor der Sterilität und Kühle des ausschließlich Kognitiven. Die Liturgie beschwört das Geheimnis herauf, aber sie definiert es nicht; sie besingt es, ohne es zu erklären; sie verkündet es, ohne es auszuschöpfen; sie lebt es, ohne es je zu besitzen. *Ritus und Wort* sind in der Liturgie *aufs Engste miteinander verbunden*.¹⁴

¹⁰ Pastorale Einführung in das Messlektionar Nr. 6.

¹¹ Vgl. Pastorale Einführung in das Messlektionar Nr. 4.

¹² GUARDINI: *Besinnung*, 83–84.

¹³ *Sacrosanctum Concilium* 48.

¹⁴ Vgl. *Sacrosanctum Concilium* 35.

„Wie jede Kommunikation ist die [liturgische] Feier Verkettung und Sequenz von Handlungen, Gesten, Worten, Gesängen – und zugleich ist sie Abfolge von Verbindungen symbolischer Figuren. Jedes Element erhält seinen Sinn einerseits davon, dass es in einer stimmigen Beziehung zum vorausgehenden und zum folgenden Element steht, andererseits davon, dass es in das Zusammenspiel mit weiteren Elementen eintritt. Zelebrieren ist eine Kunst in dem Maß, da alle Akteure diese beiden Dimensionen beachten. Andernfalls entstehen Vereinzelung und Zusammenhanglosigkeit: Jeder Akteur gerät dann in Gefahr, sich als Solist zu verhalten, besonders der Vorsteher.“¹⁵

Daher besteht die *Ars celebrandi* in der *Kunst der Komposition* von Worten und Stille, von Gesten und Gesängen, von Gegenständen und Gebeten. „Wie jedes religiöse Ritual gehören die Sakramente nicht in erster Linie zur Erkenntnisordnung, jener der -logia, sondern zur praktischen Ordnung, der -urgia.“¹⁶ Wenn man Informationen im Bereich der Lehre oder der Ethik mitteilt, geschieht dies ausgehend von der Handlung, die diese bewirken, und der je eigenen Symbolik dieser Handlung gemäß. Die liturgischen Feiern sind nicht vorrangig Orte des theologischen Diskurses, auch wenn dieser klarerweise immer präsent ist. Zuallererst sind sie ein Handeln, das eine reale Wirkung zum Ziel hat und das für die Teilnehmenden heilsam ist. Das *Tun* hat Vorrang vor dem Sprechen; d. h. bei dem, was man sagt, und bei dem, was man tut, kommt es nicht so sehr auf das Gesagte an, sondern darauf, wie man es sagt, auf den Akt des Aussprechens. Daher spricht die Liturgie nicht so sehr durch *Ausdruck*, sondern in der Form des *Eindrucks*:

„Lange betrachtete man die Liturgie vor allem, wenn nicht ausschließlich, als Ausdruck des religiösen Gefühls. Heute entdecken wir allmählich: Bevor die Liturgie ‚Ausdruck‘ ist, d. h. die Gesamtheit der Emotionen einer Gruppe von Menschen, ist sie ‚Eindruck‘, also Aufnehmen von Gottes Wort, das die liturgische Versammlung zusammenruft, sie mit einigender Kraft sammelt und sie einlädt, das in der Feier Empfangene weiter zu geben. [...] Die Liturgie ist ‚Ausdruck‘ des religiösen Lebens, das Nach-außen-Tragen (in Dingen, Worten, Handlungen) eines inneren ‚Drucks‘, der nichts anderes ist als die Dynamik des religiösen Geistes. Die Liturgie bezieht sich auf den Glauben und nährt sich stets aus ihm, dem lebendigen Glauben des Einzelnen und dem allen gemeinsamen Glauben. Die Liturgie ist Übersetzung. Wie die Sprache und alle Ausdrucksmittel hält sie sich an die Einheit, die aus dem menschlichen Wesen lebt. Die Sakramentalität ist ihr wesentlich: Diese nutzt Worte, Bewegungen, Gegenstände, Orte, Zeiten. Sie wählt aus, begrenzt sich auf einige bedeutsame Elemente, die leicht auszudrücken vermögen, was sie sagen wollen. Diese Elemente stilisieren und festigen sich bald in stabilen Formen; sie werden sozusagen ‚konventionell‘, im etymologischen Sinne des Wortes (*cum-venire*), d. h. Zeichen, die das ‚Zusammen-Kommen‘ ermöglichen, die sammeln und Einklang bringen.“¹⁷

Die Liturgie kann man also als Kunst des Zusammenführens von Eindruck und Ausdruck bezeichnen, mehr *Eindruck* Gottes auf den Menschen denn *Ausdruck* des Empfindens des Menschen Gott gegenüber. Daher bevorzugt Gott in der Heilsgeschichte die komplexeste Form der Sprache: das Symbol, um einen Weg in das unaussprechliche Geheimnis Gottes anzubieten. Denn das Unsagbare entzieht sich der formalen Definition; es will eher enthüllt, erkannt werden. Was die logisch-wissenschaftliche Sprache durch den rationalen Ausdruck

¹⁵ CENTRO DI PASTORALE LITURGICA FRANCESE: *Ars Celebrandi*, 29.

¹⁶ CHAUVET: *Du symbolique au symbole*, 127.

¹⁷ MIQUEL: *La Liturgia, un'opera d'arte*, 10–11.

erklärt, das enthüllt die symbolische Sprache in einem einzigen Augenblick und erreicht dabei den ganzen Menschen: Leib, Gefühle, Vorstellungskraft etc. Die symbolische Sprache ist im wahrsten Sinne des Wortes offen; denn sie vermag den Inhalt des Zeichens mit der Erfahrung des Mitteilenden und jener des Empfängers zu verbinden.

5 Der Ritus zwischen Ordnung und Kreativität

Jeder Ritus ist *Ordnung* und *Übermaß* zugleich. Der lateinische Begriff *ritus* bezeichnet das Stabile, Geordnete, im Voraus festgelegte. Der antike Begriff, indoeuropäischen Ursprungs, bezeichnet eine Handlung, die sich wiederholt und dabei jedes Mal einer vorgegebenen Ordnung folgt. Solche Regelmäßigkeit kann jeder gewöhnlichen Handlung eigen sein; sie ist aber besonders typisch für religiöse Zeremonien, bei denen die Gültigkeit der Handlungen vom Respektieren der Normen und präziser Formeln abhängt. Die Etymologie des Wortes (von der Wurzel „ri“, die „gehen“, „fließen“ bedeutet, und der Sanskritwurzel „rita“, die „abgemessen“ oder „von den Göttern festgesetzte Ordnung“ bedeutet) verweist auf den Begriff des Verlaufs, einer geordneten Folge von Handlungen, in Respekt vor einer außerhalb des Menschlichen liegenden Ordnung. So stellt der Anthropologe Stanley J. Tambiah fest:

„Das Ritual ist ein – kulturell konstruiertes – System symbolischer Kommunikation. Es besteht aus Wort- und Handlungssequenzen, die strukturiert und geordnet sind und häufig durch vielfältige Mittel ausgedrückt werden; deren Inhalt und Anlage sind verschieden stark geprägt von Formalismus (Konventionalität), Stereotypie (Starrheit), Verdichtung (Verschmelzung) und Redundanz (Wiederholung).“¹⁸

Der Ritus dient also dazu, die religiöse Erfahrung zu lenken, sie praktikabel – oder, anders gesagt: sooft wie nötig wiederholbar – zu machen, wobei diese von der individuellen mystischen Erfahrung hin zu einer kollektiven Erfahrung verschoben wird. Der Ritus schafft Ordnung: unter Worten und Gesten, Körpern und Räumen, Zeiten und Stille, Gegenständen und Orten. Tatsächlich ist im Ritus alles geordnet: Zeit, Raum, Rollen, Gegenstände, Gesänge, Worte, Personen. Trotzdem ist er eine bewohnte und keine leere Ordnung. Der Ritus unterscheidet, gibt den Dingen Namen, regelt Zeiten und Personen.¹⁹ Und doch kann der Ritus, obwohl er wesentlich *Form* ist, nicht ohne sein exaktes Gegenteil leben: Kreativität, Überschwänglichkeit, Fest, Spiel, Jubel.

Der Ritus ist die Form, die das Sprudelnde der Gefühle, die Überschwänglichkeit der Körper, die Phantasie der Vorstellung, die Intuition des Geistes, die Leidenschaft der Affekte beherbergt. Was wäre der Ritus ohne die Vitalität, die in Raum und Zeit der Gottesbegegnung einbricht und dort wohnt? Ein leerer Raum, tot, ein öder Ort, ohne Leben, ein in kalter, zeremonieller Ausführung erstarrender Gestus. Der Ritus hat nichts mit Manie zu tun, nichts mit mechanischer Wiederholbarkeit, nichts mit zwanghaftem Rubriken-Gehorsam. Dies, wenn überhaupt, ist die obsessive und götzendienerische Seite des zeremoniellen Gestus. Die Ordnung bringt jedoch keine Entleerung, kein Vernichten der Dinge, sie zerstört nicht das Chaos, sondern verwandelt und erlöst es; denn das Leben trachtet in seinem Selbstaussdruck danach,

¹⁸ TAMBIAH: *Rituali e cultura*, 130.

¹⁹ „Das Gedächtnis, das Christus gestiftet hat, vollzieht sich in der Form einer Handlung. [...] Die Handlung beginnt, entfaltet sich und findet ihr Ende.“ – „Das Gedächtnis wird nicht in der Form der Darstellung, sondern der Liturgie gefeiert.“ GUARDINI: *Besinnung*, 167. 170.

sich zu verdichten, bis es Formen annimmt. Eines seiner Ziele ist es, sich in einem Wort, einer Geste, einer Form darzustellen und darin aufzugehen.

So ist Liebe, welche die Form eines Kusses annimmt, oder Intuition, die sich mit Sprache bekleidet, bis sie sich in Worte verwandelt; so ist Frömmigkeit, die zum Gebet wird, und Emotion, die zur Stille wird. Die Form zerstört nicht die Seele der Dinge, sondern enthält sie, bekleidet sie, reinigt sie, verfeinert sie, macht sie gefällig, erhöht sie. Daher ist der Ritus die Frucht eines Verwandlungsprozesses, der aus dem Inneren allmählich zu natürlicher äußerer Fülle aufblüht.

Dennoch geschieht in der Liturgie alles *mit* Ordnung und *in* Ordnung, denn der Ritus mäßigt die Überschwänglichkeit, macht das Gemeine gefällig, vereinfacht das Übertriebene, reinigt die Euphorie. Der Ritus nimmt den Elan des Herzens auf, verwandelt und beherrscht ihn aber zugleich. Die Ordnung ist die Bedingung für Schönheit und Harmonie. Trotzdem ist sie nie Ziel ihrer selbst, denn die Ordnung des Ritus erlaubt das Hereinbrechen des Unvorhersehbaren, des Anderen, des ‚heftigen Sturmes‘, der alles zerstreut, um allen Dingen den Lebensatem wieder zu geben (vgl. Ez 37,9–10). Der Ritus ist der geordnete Raum, in dem der stürmische Wind von Gottes Geist weht. Nach Harvey Cox ist der Ritus fleischgewordene Phantasie, das Hereinbrechen des Christus-Harlekin; er bringt Phantasie und Kreativität, löst Starrheit. Dieser ist es, der uns mit seinem Tanz von Traurigkeit und Ängsten, von Härte und Monotonie befreit.²⁰

Der Ritus hat tatsächlich etwas von einem Spiel, das allein durch seine Regeln Lachen und Freude, Freiheit und Phantasie, Gemeinschaft und Freiheit bewirkt. Im Spiel gibt es keinen Zweck, ebenso wenig wie im Ritus. Ein wunderbarer Zeitvertreib, der keinen Zweck verfolgt, sondern Sinn und Bedeutung in der Unentgeltlichkeit und im Vergnügen findet, „eine in sich ruhende Welt des Lebens“²¹. So wird der Ritus Garant einer Verwandlung sein, nicht durch den Vorzug der eigenen Perfektion, sondern durch diese besondere Magie, die er mit sich bringt, eine wunderbare Alchimie, die uns aus der Traurigkeit der Gegenwart herauszulösen und uns in den unendlichen Tanz des Lebens hineinzuziehen vermag.

6 Ein Geheimnis mitteilen – Schönheit wieder finden

50 Jahre nach Beginn der Liturgiereform können wir nun mit Freude feststellen: Die Liturgie ist Wort, das sich mitteilt; sie stiftet Beziehungen; sie verbindet und verknüpft die Mündler der Männer und Frauen von heute mit dem Sinn der gefeierten Mysterien. Dennoch hat die Erfahrung dieser Jahre gezeigt, dass es nicht ausreicht, die Texte in die gesprochene Sprache zu übersetzen, um volles Verstehen des Mysteriums und wirksame Teilnahme zu erreichen. Es braucht noch bedeutende Schritte dahin, dass im Ritus die Beziehung und die Begegnung mit Gott erfahrbar werden. Zu oft erlebt man die liturgische Feier als Nacheinander vorgeschriebener Zeremonien, die beachtet und erfüllt werden müssen, oder, im Gegenteil, als enthemmter und oberflächlicher Ausdruck menschlichen Agierens. Bis man diese Fähigkeit, den Kultakt zu vollziehen, erreicht hat, muss man einen langen Weg durchlaufen. Durch die Liturgiereform wurde die Muttersprache zur liturgischen Sprache.²²

²⁰ Vgl. COX: Das Fest der Narren.

²¹ GUARDINI: Vom Geist der Liturgie, 63.

²² Vgl. *Sacrosanctum Concilium* 54.

Doch „der Gebrauch einer lebenden Sprache erweist sich viel problematischer und schwieriger, als man es sich vorstellen konnte. Das Lateinische funktionierte gewissermaßen aus sich selbst heraus: Es genügte, ausgesprochen zu werden, auch wenn das Gesagte unverstanden blieb. Seine Eigenschaft als tote Sprache verlieh dem Latein eine Art zeitloser Beschaffenheit, die nicht unmittelbar kommunikel zu sein brauchte. [...] Heute, bei der gesprochenen Sprache, ist das nicht mehr möglich. Nachdem das Italienische zur Liturgiesprache geworden ist, bewahrt es gewiss den rituellen Charakter, dessen, das gesagt werden muss; doch als lebendige Sprache muss es das zu Sagende in einer Weise sagen, die dessen Sinn vermittelt. [...] Alles in allem fordert die lebendige Sprache viel mehr von denjenigen, die sie im liturgischen Kontext verwenden. [...] Der Übergang der Liturgie vom Latein zur Volkssprache zieht so auch diese Konsequenz nach sich: Er verlangt von jeder Person, die in einer Feier das Wort ergreift, die Eigenart ihrer Rolle zu beachten. [...]. Jede Text-Gattung hat ihre besondere Intonation. Eine Sprache ist nicht aus sich selbst lebendig; sie ist es nur, wenn man sie leben lässt!“²³

Es genügt also nicht, die Texte verständlich zu machen; vielmehr muss man einen *Stil des rituellen Handelns* wiedergewinnen. Darunter verstehen wir das Besondere des liturgischen Gestus innerhalb des rituellen Handelns. Man schwankt noch zu häufig zwischen einer nostalgischen, zeremoniellen Festlichkeit, die oft steif und formell ist, und einer mehr oberflächlichen Ungezwungenheit, die meist banal und ungenügend ist.

Welche sind die Maßstäbe der liturgischen Sprache? Wir versuchen diese Frage zu beantworten, indem wir einige typische Merkmale skizzieren.

In der Liturgie sind Worte und Gesten *nüchtern und moderat*: Die Liturgie liebt Übertreibung, Überschwänglichkeit und Emphase nicht. Dieses Merkmal des Maßvollen erkennen wir auch in der Dauer: knapp, geordnet, ausgewogen. Die Sprache ist im Allgemeinen *zurückhaltend*: Sie drückt die tiefsten menschlichen Gefühle aus, ohne sie jedoch zur Schau zu stellen, und sie bevorzugt diskretes und sachliches Agieren. Sie verletzt nie die Intimität des / der anderen und erlegt ihm / ihr darum nie Verhaltensweisen auf, die erzwungen, exzessiv oder aufwändig sind.

Worte und Gesten in der Liturgie erfordern *natürliches und authentisches Tun*: Künstlichkeit oder übertriebener Formalismus verdunkeln den Symbol-Charakter der Liturgie, die, um transparent zu sein, immer eine gewisse Einfachheit und Natürlichkeit braucht. Andererseits muss das rituelle Handeln stets *vornehm und festlich* erscheinen; d. h. es soll die Größe der menschlichen Würde, den heraufbeschworenen Horizont offenbaren, Staunen erregen und jener Transzendenz Raum geben, von der nur die Schönheit erzählen kann. Dann wird der Schritt, den man tut, elegant sein; das Wort passend; das Schreiten feierlich; die ausgestreckte Hand sauber; der Ton der Stimme angemessen; der Gesang edel. Jeder / Jede wird die Züge des Schönsten unter den Menschenkindern annehmen (vgl. Ps 44). Das wird in dem Maße möglich sein, als die Gläubigen ein reifes Bewusstsein des eigenen Handelns gewinnen, das, ohne Kommentare und überflüssige Belehrung, den Gestus zum wirksamen Wort macht.

Die liturgische Sprache ist immer *symphonisch*: Sie fügt sich in einen bestimmten rituellen Moment ein, der ihre Identität prägt, und sie ist immer begleitet von einem gesprochenen oder angedeuteten Wort, innerhalb einer beredten Stille oder eines Gesangs, der die Handlung belebt. Die liturgische Sprache ist *nie isoliert oder zufällig*, Ziel ihrer selbst oder doppel-sinnig. Ihre Bedeutung verändert sich erst, wenn sie in einen neuen rituellen Kontext gestellt

²³ CENTRO DI PASTORALE LITURGICA FRANCESE: *Arts celebrandi*, 79–81.

wird. Diese ist zudem *nicht individuell, sondern immer kirchlich*: als Ausdruck der Stimme der Kirche, nicht als freier und kreativer Impuls eines einzelnen oder einer Gruppe. Die liturgische Sprache liebt *Wiederholung und Beständigkeit*, wird durch Epochen und Kulturen hindurch weitergegeben, ohne je jemandes Besitz zu werden. Worte und Gesten in der Liturgie sind für gewöhnlich *ernst*, niemals frivol oder banal; ihnen ist die Aufgabe anvertraut, ein Geheimnis heraufzubeschwören, eine Anrufung auszusprechen, ein tiefes Gefühl auszudrücken. In ihnen wohnt eine ernsthafte und ewige Wahrheit, die, ohne jemals in düsteres und strenges Agieren abzugleiten, dennoch den dramatischen Geschmack des Lebens hat.

Die rituellen Worte und Gesten sind nie Besitz ergreifend, sondern haben den Charakter des *Geschenks*: Es ist nicht ihr Ziel, zu sprechen oder zu erklären, etwas zu gewinnen oder zu erobern, sondern sie lieben die leichte Berührung dessen, der zärtlich ist, ohne festzuhalten, sich nähert, ohne einzudringen. Schließlich muss jede Sprache *angemessen* sein: nie gezwungen oder unnütz, peinlich oder überflüssig, geziert oder derb.

Abschließend sei an die Mahnung des heiligen Benedikt erinnert: „Nicht wenn wir viele Worte machen, werden wir erhört!“²⁴ Um eine Liturgie kommunikativ zu gestalten, muss Gott, *der Sprechende*, den Vorrang haben, denn „während die persönliche oder kollektive Frömmigkeit eher zum Bereich des Überschwangs gehört, und es sie deshalb zur Maßlosigkeit im Ausdruck hinzieht, gehört die Liturgie eher zum Bereich der Schamhaftigkeit und der Knappheit; denn sie trägt den Charakter der ersten Epiphanie Gottes, deren fortwährende Aktualisierung sie ist.“²⁵

Literatur

- CASSINGENA-TRÉVEDY, François: La liturgia arte e mestiere. Magnano 2011 (Liturgia e vita). – Original: La liturgie, art et métier. Genf 2007.
- Celebrare in spirito e verità. Sussidio teologico-pastorale per la formazione liturgica. A cura del Consiglio dell'Associazione Professori di Liturgia. Rom 1992.
- CENTRO DI PASTORALE LITURGICA FRANCESE: Ars Celebrandi. Guida pastorale per un'arte del celebrare. Magnano 2008 (Liturgia e vita). – Original: CENTRE NATIONAL DE PASTORALE LITURGIQUE: L'art de célébrer. Guide pastoral. Paris 2003 (Guides Célébrer).
- CHAUVET, Louis-Marie: Du symbolique au symbole. Essai sur les sacrements. Paris 1979 (Rites et symboles 9).
- COX, Harvey: Das Fest der Narren. Das Gelächter ist der Hoffnung letzte Waffe. Stuttgart 1972. – Original: The Feast of Fools: A Theological Essay on Festivity and Fantasy. Cambridge (Mass.) 1969.
- Dei Verbum*. ZWEITES VATIKANISCHES KONZIL: Dogmatische Konstitution über die göttliche Offenbarung, in: Die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils. Konstitutionen, Dekrete, Erklärungen. Lateinisch-deutsche Studienausgabe. Hg. v. Peter Hünermann. Freiburg/Basel/Wien (Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil 1), 363–385.
- GUARDINI, Romano: Vom Geist der Liturgie [1919]. Freiburg/Br. 8–12 1922 (Ecclesia orans 1). – DERS.: Besinnung vor der Feier der heiligen Messe [1939]. Mainz 8 1965.

²⁴ Regel des hl. Benedikt 20,3.

²⁵ CASSINGENA-TRÉVEDY: La liturgia arte e mestiere, 60.

- LAFONT, Ghislain: *Eucaristia. Il pasto e la parola. Grandezza e forza dei simboli*. Leumann 2002 (Scienza liturgica). – Original: *Eucharistie. Le repas et la parole*. Paris 2001 (Theologies).
- MIQUEL, Pierre: *La Liturgia, un'opera d'arte*. Magnano 2008 (Liturgia e vita). – Original: *La Liturgie, une œuvre d'art. L'œuvre de Dieu célébrée par son peuple*. Bégrolles-en-Mauges 1981 (Spiritualité orientale et vie monastique. Série Vie monastique).
- Pastorale Einführung in das Messlektionar gemäß der Zweiten Authentischen Ausgabe des Ordo lectionum Missae 1981, in: *Die Meßfeier – Dokumentensammlung. Auswahl für die Praxis*. Hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn ¹⁰1990 (Arbeitshilfen 77), 191–241.
- Sacrosanctum Concilium*. ZWEITES VATIKANISCHES KONZIL: Konstitution über die heilige Liturgie, in: *Die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils. Konstitutionen, Dekrete, Erklärungen*. Lateinisch-deutsche Studienausgabe. Hg. v. Peter Hünemann. Freiburg/Basel/Wien (Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil 1), 3–56.
- TAMBIAH, Stanley Jeyaraja: *Rituali e cultura*. Bologna 1995 (Biblioteca Mulino). – Original: *Culture, Thought, and Social Action: an Anthropological Perspective*. Cambridge (Mass.)/London 1985.
- Verbum Domini*. BENEDIKT XVI.: Nachsynodales Apostolisches Schreiben (30. 9. 2010), in: *Acta Apostolicae Sedis* 102. 2010, 681–787; deutsch: Bonn 2010 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 187).

„Ohne das Religiöse ist das Brauchtum nicht glaubwürdig“

Interview mit einem „Hochzeitslader“

Wie gehen Brauchtum und gesellschaftliche Veränderungen zusammen? Kann man die Tradition bewahren und dennoch den Wünschen heutiger Menschen entgegenkommen? Dr. Michael MAX, Pfarrer von Neumarkt/Wallersee und Redaktionsmitglied von „Heiliger Dienst“ sprach darüber mit einem Salzburger „Hochzeitslader“.

Franz Pfaffinger wohnt in der Gemeinde Göming, Pfarre Oberndorf bei Salzburg. Seit über dreißig Jahren ist er als „Hochzeitslader“ tätig, im benachbarten Innviertel wird er als „Prograder“ bezeichnet, ein Dialektausdruck, der vom „Prokurator“, dem einstmals erzbischöflichen Zeremonienmeister in Salzburg seine Herkunft hat. Also einer, der für die rechten Abläufe, heute würde man sagen: das Protokoll, bei den Feiern des Landesherrn verantwortlich war. Franz Pfaffinger ist in dieser Tätigkeit auch Referent der Volkskultur für die „Hochzeitslader Außergerg“, das sind die politischen Bezirke Salzburg-Land (Flachgau) und Hallein (Tennengau). In der Stadt Salzburg gibt es keine Hochzeitslader.

HEILIGER DIENST: Wie viele Hochzeitslader gibt es im Bundesland Salzburg?

FRANZ PFAFFINGER: Das werden zirka 120 sein davon 55 in Außergerg; wobei nicht mehr alle davon aktiv sind. Die Arbeit eines Hochzeitsladers ist doch sehr fordernd und ein Hochzeitstag ist lange.

HEILIGER DIENST: Gibt es auch Nachwuchs und welche Voraussetzungen muss man dafür mitbringen?

FRANZ PFAFFINGER: Ja, Gott sei Dank gibt es Nachwuchs. In diesem Jahr konnte ich schon sieben neue anlernen. Für die Aufgabe sollte schon eine grundsätzlich positive Einstellung zum Brauchtum und zur Kirche da sein, sonst ist es schwierig. Und zu jung sollten die Hochzeitslader auch nicht sein. Es braucht schon Erfahrung, Umsicht und einen gewissen Selbststand.

HEILIGER DIENST: Ist die Tätigkeit nur Männern vorbehalten?

FRANZ PFAFFINGER: Nein, grundsätzlich können auch Frauen Hochzeitslader sein, bis jetzt gibt es allerdings bei uns noch keine.

HEILIGER DIENST: Was sind so die wichtigsten Aufgaben eines Hochzeitsladers?

FRANZ PFAFFINGER: Wir sprechen den gesamten Ablauf des Tages mit dem Brautpaar durch. Dabei ist uns wichtig, das Bodenständige, also das Brauchtum, wie es vor Ort gepflegt wird, und das Kirchliche in den Vordergrund zu rücken. Wir geben Hinweise für die Gestaltung

des Gottesdienstes: zum Beispiel zur Auswahl der Lesungen oder geben Anregungen für das Gestalten von Fürbitten. Wir erklären außerdem das Brauchtum und die einzelnen Etappen des Hochzeitstages, damit am Ende ein gelungenes Ganzes herauskommt.

HEILIGER DIENST: Gibt es dabei auch Platz für Sonderwünsche, wenn das Brautpaar solche hat?

FRANZ PFAFFINGER: Da braucht es viel Feingefühl. Unsere Aufgabe ist es zu ermöglichen und durch Abstimmen zu integrieren, nicht „auseinanderzuhauen.“ Oft sind es ja eher die Freunde oder Vereine, die bestimmte Aktionen und Einlagen geplant haben und umsetzen möchten. Da geht es dann darum, den richtigen Ort und die richtige Zeit dafür zu finden. Es sollen sich ja auch keine allzu großen Verspätungen im Laufe eines Tages aufbauen.

HEILIGER DIENST: Und umgekehrt: Gibt es auch für besonderes Brauchtum Werbung zu machen, damit es nicht verloren geht?

FRANZ PFAFFINGER: Es gibt zum Beispiel den Brauch des Hochzeitslaufes, der sich nur in zwei Gemeinden, in Wals und in Großgmain erhalten hat. Dabei laufen die unter dreißigjährigen Burschen nur mit Unterhose bekleidet um die Wette. Der schnellste hat dann die Ehre, sich den ganzen Tag um die „Kranzelbraut“ (die erste Begleiterin der Braut, Anm.d.Red.) kümmern zu dürfen. Außerdem hatte es in Zeiten, in denen die Kommunikationsmittel noch nicht so drahtlos waren wie heute, auch einen sozialen Sinn zu wissen, wer im Fall des Falles schnell laufen konnte, um eine wichtige Nachricht zu überbringen.

Heute gibt es die Schwierigkeit, dass die Brautleute oft selbst schon über dreißig sind. Da sind dann nicht mehr viele Jüngere bei der Hochzeit dabei, die für den Lauf in Frage kommen.

HEILIGER DIENST: An dem Beispiel kann man außerdem auch schön sehen, wie die Feier einer Hochzeit zum Anlass wird, um private, kirchliche aber auch darüber hinaus gemeinschaftliche Anliegen miteinander zu verbinden.

FRANZ PFAFFINGER: Natürlich! So bildet ja die klassische Aufstellung eines Hochzeitszuges auch die Gesellschaft ab: die Brautleute, denen die Menschen, mit denen sie zusammenleben und -arbeiten zum Fest folgen; die nähere Familie, weitschichtigere Verwandtschaft, Verheiratete, Unverheiratete, Männer und Frauen usw. Früher gab es ja nur wenig Möglichkeiten, um so in der Gemeinschaft auch außerhalb der Arbeitsläufe zusammenzukommen.

HEILIGER DIENST: Da hat sich natürlich auch einiges verändert.

FRANZ PFAFFINGER: So wie sich die Gesellschaft verändert, verändern sich auch die Hochzeitszüge. Statt „verheiratet“ und „unverheiratet“ teilt man eher eine Gruppe der „Freunde“ ein. Und die Bräute gehen immer öfter lieber am Schluss des Zuges. Ich denke das ist auch ein Einfluss aus Film und Fernsehen.

HEILIGER DIENST: Man kann ja auch ohne Hochzeitslader heiraten. Warum entscheiden sich Menschen aber doch oft für das Brauchtum?

FRANZ PFAFFINGER: Gott sei Dank bin ich bei meinen bis jetzt 548 Hochzeiten nur ganz selten als reiner Dienstleister gesehen worden, so nach dem Motto: Wir zahlen für dich, also hast du auch das und das zu machen. Im Gegenteil, gerade unlängst habe ich mit einem Paar gesprochen, die sagten: „Uns ist das Menschlich wichtig, es tut unserer Seele gut.“ Interessant, dass beide im Beruf einer sehr wissenschaftlichen Tätigkeit nachgehen.

HEILIGER DIENST: Franz, wenn du mit einem Satz das wesentliche am Brauchtum beschreiben müsstest, was würdest du sagen?

FRANZ PFAFFINGER: Für mich gehört zum Brauchtum die religiöse Komponente ganz wesentlich dazu. Die schönste Feier ist die in der Kirche. Ohne das Religiöse fehlt ein wesentlicher Teil, ist das Brauchtum nicht mehr glaubwürdig.

HEILIGER DIENST: Vielen Dank für das Gespräch!

Benedikt Rodler, Mondsee

Perspektiven für die liturgische Feier des Sonntags

Kongruenz statt Konkurrenz¹

1 Situationsbeschreibung

Eine Gegenüberstellung von theologischen Überzeugungen (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 106) und normativen Texten (vgl. c. 1246–1248 CIC/1983; *Katechismus der Katholischen Kirche* 2174–2183) der Kirche einerseits sowie

DR. BENEDIKT RODLER M.A.
promovierte an der Katholisch-Theologischen
Privatuniversität Linz und ist Pastoralassistent in
der Pfarre St. Michael in Mondsee.

kirchlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen andererseits lässt die derzeit prekäre und ambivalente Situation der Liturgie an Sonn- und Festtagen im deutschen Sprachraum deutlich erkennen. Im Durchschnitt feiern 12% der Katholiken wöchentlich die Sonntagsliturgie mit.² Die große Mehrheit der Getauften orientiert sich für die Gestaltung dieses Tages primär an der säkularen Sonntagskultur und weniger an kirchlichen Idealen oder Normen. Zudem wird die wöchentliche Sonntagseucharistie nicht nur von gesellschaftlichen Wandlungsprozessen, sondern zunehmend auch von innerkirchlichen Entwicklungen bedroht, da mit der sinkenden Zahl an Mitfeiernden und Priestern immer größere Seelsorgestrukturen einhergehen.

Die Reaktionen und Antwortversuche der deutschsprachigen Bistümer auf diese Umbrüche sind sehr unterschiedlich und mitunter umstritten. Auf verschiedenen Ebenen entzünden sich an diesen Lösungsansätzen heiße Diskussionen, die sich seit Jahren immer wieder der gleichen Argumente bedienen und ohne wirklichen Durchbruch im Kreis drehen. Dabei ist die Sonntagsliturgie einem Spannungsfeld von diversen Konkurrenzverhältnissen ausgesetzt, das es möglichst versöhnlich aufzulösen oder zumindest auszuhalten gilt. Die enorme Divergenz von kirchlichen Idealen oder Normen einerseits und der Realität in Kirche oder Gesellschaft andererseits hat wesentlich dazu beigetragen, dass sich die Diskussionsprozesse momentan in einer Sackgasse befinden. Daher versuchen die folgenden Überlegungen, alte Denkmuster aufzubrechen, entstandene Verkrampfungen zu lösen und Zukunftsperspektiven für die liturgische Feier des Sonntags im 21. Jahrhundert aufzuzeigen, die sowohl realistisch als auch liturgietheologisch tragfähig sind.

¹ Dieser Beitrag stellt den Ertrag meiner im WS 2014/15 von der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz approbierten Dissertation mit dem Titel „Die liturgische Feier des Sonntags. Voraussetzungen – Bedingungen – Möglichkeiten“ dar.

² Vgl. SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hg.): *Katholische Kirche in Deutschland*, 20. Hinsichtlich der durchschnittlichen Teilnahmezahlen am Sonntagsgottesdienst ist diese Statistik auf Österreich, Schweiz und Südtirol weitgehend übertragbar.

2 Konkurrenzverhältnisse

2.1 Feierformen

Der Sonntag soll als wöchentlicher Feiertag in der Weise liturgisch begangen werden, dass er durch Anamnese des Pascha-Mysteriums und die Begegnung mit Christus (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 5; 7) erstens zu dem einen herausragenden sakramentalen Tag der Woche wird sowie zweitens von der liturgischen Versammlung aus das christliche Leben der Mitfeiernden im Geiste des Evangeliums nachhaltig prägt. Die Eucharistie ragt hinsichtlich ihrer Bedeutung unter allen Formen der Sonntagsliturgie deutlich hervor, da sie dem Wochenpascha nicht nur am deutlichsten entspricht (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 106), sondern zudem die Mitte allen liturgischen Feierns sowohl am Sonntag als auch während der Woche darstellt (vgl. c. 897 CIC/1983). Sie soll Charakteristikum und Spezifikum des Herrentags sein. Aus dieser Überzeugung rührt die Idealisierung der Messe als alleinige Norm der Sonntagsliturgie (vgl. c. 1248 CIC/1983; *Katechismus der Katholischen Kirche* 1389; 2042; 2180ff.), wie es einigen Gläubigen durchaus immer noch deutlich vor Augen steht. Das kirchliche Sonntagsgebot wird in kirchenrechtlicher und moraltheologischer Hinsicht in der Regel allein durch die Teilnahme an der Eucharistie erfüllt, obwohl Tagzeitenliturgie, Wort-Gottes-Feier, Gebet, Meditation oder mediale Angebote durchaus dem Anspruch des Wochenpascha zu genügen helfen und damit situativ die Intention der liturgischen Sonntagsheiligung erfüllen. Die je eigene liturgische und sakramentale Dignität solcher Feierformen sowie ihr hohes pastoralliturgisches Potenzial werden in kirchenamtlichen Texten nicht adäquat thematisiert, sondern zugunsten der Sonntageucharistie untergraben. Die Gläubigen sind allein zur Mitfeier der Eucharistie verpflichtet. Dies ist der wesentliche Grund, warum nichteucharistische Formen der Sonntagsliturgie bisweilen oft als defizitär oder minderwertig empfunden werden und es ihnen an der gebührenden Akzeptanz mangelt. Tagzeitenliturgie, Wort-Gottes-Feier, Gebet, Meditation oder mediale Gottesdienstübertragungen sind lediglich unverbindlich empfohlen, wenn die Teilnahme an der Eucharistie nicht möglich ist.³ Es wird für solche Fälle stets betont, dass diese Formen der Sonntagsheiligung zwar in Notsituationen durchaus eine Hilfe sein mögen, wenngleich sie das Sonntagsgebot in kirchenrechtlicher Hinsicht keineswegs erfüllen.⁴

2.2 Theologische Prioritäten und strukturelle Konsequenzen

Die kirchlichen Strukturplanungen und Pastoralkonzepte haben unmittelbare Auswirkungen auf die Sonntagsliturgie. Im Idealfall sammelt die Sonntagsmesse die Ortsgemeinde wöchentlich um einen Altar. In der Realität treten Eucharistie und Zusammenkunft der Ortsgemeinde, welche beide den Sonntag als Mittelpunkt der Woche qualifizieren, vermehrt in Konkurrenz. Vielmehr werden diese Charakteristika und Spezifika des Herrentags durch zunehmende Ideologisierung gegeneinander ausgespielt und von basalen theologischen Wahrheiten zu Struktur- oder Organisationsprinzipien der Sonntagsliturgie degradiert. So begründet

³ Vgl. KONGREGATION FÜR DEN GOTTESDIENST: Sonntäglicher Gemeindegottesdienst ohne Priester Nr. 18ff.; *Redemptionis Sacramentum* Nr. 162; DEUTSCHE BISCHOFSKONFERENZ: Allgemeine Kriterien, 162–163; ÖSTERREICHISCHE BISCHOFSKONFERENZ: Rahmenordnung für Sonntagsgottesdienste, 180–183; Weisungen der deutschschweizerischen Bischöfe zur Wortgottesfeier, 1ff.

⁴ Vgl. KONGREGATION FÜR DEN GOTTESDIENST: Sonntäglicher Gemeindegottesdienst ohne Priester Nr. 19ff.; *Dies Domini* Nr. 53f.; *Redemptionis Sacramentum* Nr. 164f.

beispielsweise der Augsburger Bischof Dr. Konrad Zdarsa das Verbot sonntäglicher Wort-Gottes-Feiern und die Einrichtung zentraler Eucharistieorte mit den Worten, dass sich die Kirche sonntags nicht „eucharistielos organisieren“⁵ könne.

Das Eucharistieprinzip betont einerseits die ekklesiologische Unersetzbarkeit der Eucharistie (vgl. *Lumen gentium* 26) und würdigt sie andererseits als liturgische Hochform (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 10; *Lumen gentium* 11) sowie dem Sonntag adäquate Feier des Pascha-Mysteriums (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 106).⁶ Darum sind zunächst vor Ort stets alle Möglichkeiten auszuschöpfen, um die Sonntagsmesse zu ermöglichen.⁷ Notfalls ist sie durch zentrale Eucharistieorte jenseits der eigenen Ortsgemeinde sicherzustellen, wobei sich die Anzahl solcher Eucharistiezentren nach der Zahl der verfügbaren Priester richtet. Durch die Zentralisierung der Eucharistie werden Liturgie und Sakramentenfeier von den gewachsenen Ortsgemeinden losgelöst und damit das Miteinander aller kirchlichen Grundvollzüge aufgegeben.⁸ Dies steht in deutlichem Widerspruch zum Pastoral Schreiben der deutschen Bischöfe *Mitte und Höhepunkt des ganzen Lebens der christlichen Gemeinde* (2003), wo es heißt: „Das Grundprinzip am Sonntag [sollte] die Versammlung jener kirchlichen Gemeinschaft sein, die auch in Bezug auf die anderen Grundfunktionen [...] als Einheit angesprochen wird.“⁹ Das Ortsprinzip möchte hingegen nicht die herausragende ekklesiologische Bedeutung der Eucharistie leugnen, legt aber den Schwerpunkt auf die regelmäßige Zusammenkunft gewachsener Ortsgemeinden im eigenen Ort. Dahinter stehen sowohl die theologische Wahrheit, dass Kirche bereits ihrem Wesen nach Versammlung ist, als auch die soziologische Erfahrung, dass sich Ortsgemeinden in erster Linie durch regelmäßiges Zusammenkommen konstituieren und aus diesem Grund zur Not auch ohne eigenen Priester am Sonntag im eigenen Ort regelmäßig versammeln müssen, um weiterhin lebendig zu bleiben.¹⁰ Auf diese Weise wird Kirche in der Gesamtheit ihrer elementaren Grundvollzüge vor Ort verwirklicht, wobei neben der Pflege der Gemeinschaft hier auch die Sorge für die Notleidenden anzuführen wäre.

Für den Fall, dass die Eucharistie am Sonntag mangels Priesters unmöglich ist, setzen verschiedene kirchenamtliche Dokumente unterschiedliche theologische Prioritäten. Das Direktorium *Sonntäglicher Gemeindegottesdienst ohne Priester* (1988) erwägt zwar die Mitfeier der Sonntagsmesse in einer Nachbarpfarrei, würdigt aber ausdrücklich nichteucharistische Versammlungen zu Tagzeitenliturgie und Wort-Gottes-Feiern unter der Leitung eines Diakons oder beauftragter Frauen und Männer am eigenen Ort.¹¹ Die konkurrierenden Pole sind gleichrangig austariert, da einerseits die Eucharistie als Proprium des Herrentags betont

⁵ ZDARSA: Hirtenwort 2012, 50.

⁶ Vgl. *Dies Domini* Nr. 32; 35; *Ecclesia de Eucharistia* Nr. 21ff.; 40f.; *Redemptionis Sacramentum* Nr. 40; 162.

⁷ Überprüfung der Messhäufigkeit, gegenseitige Rücksichtnahme, Vorrang der Sonntagsmesse in der Pfarrkirche vor Feiern in Filialkirchen oder Gruppengottesdiensten, Flexibilität hinsichtlich der Gottesdienstzeiten, Einsatz von Gastpriestern. – Vgl. KONGREGATION FÜR DEN GOTTESDIENST: Sonntäglicher Gemeindegottesdienst ohne Priester Nr. 18; 25; LITURGIEREFERAT DES PASTORALAMTES LINZ: Hilfestellung, 3.

⁸ Vgl. POCK: Liturgie in Seelsorgeräumen, 146.

⁹ SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hg.): *Mitte und Höhepunkt*, 36.

¹⁰ Vgl. FREILINGER: „Damit sie den Herrn ...“, 12; FREILINGER: *Damit die Gemeinden leben*; FREILINGER: „Die Gemeinden sollen leben“; NAGEL: *Eine Frage des Überlebens*; WERBICK: *Warum die Kirche vor Ort bleiben muss*.

¹¹ Vgl. KONGREGATION FÜR DEN GOTTESDIENST: *Sonntäglicher Gemeindegottesdienst ohne Priester* Nr. 18ff.

wird und andererseits sowohl die ekklesiologische Würde der Zusammenkunft vor Ort als auch die liturgietheologische und sakramentale Qualität anderer Feierformen deutlich zur Sprache kommen. Spätere römische Dokumente wie *Dies Domini* (1998), *Ecclesia de Eucharistia* (2003), *Redemptionis Sacramentum* (2004) oder *Sacramentum Caritatis* (2007) lassen hingegen eine deutliche Prioritätensetzung zugunsten der Eucharistie im Nachbarort erkennen, indem sie nichteucharistische Versammlungen am Sonntag als letzte Notlösung erachten und angesichts der gestiegenen Mobilität primär für die Etablierung zentraler Eucharistieorte plädieren.¹² Die Prioritätenverschiebung zugunsten der zentralen Messe und zulasten einer wöchentlichen Zusammenkunft am eigenen Ort spiegelt sich in vielen diözesanen Strukturplanungen und Zukunftsvisionen wieder. Im Zuge der flächendeckenden Durchsetzung des Eucharistieprinzips geht die Schaffung zentraler Eucharistieorte oft mit der Auflösung und Fusion traditionell gewachsener Pfarreien zu Großpfarreien einher (Zentralisationsmodell). In Pfarrverbänden und Seelsorgeeinheiten (Kooperationsmodell, Integrationsmodell) wird hingegen durch die Kooperation benachbarter, aber dennoch eigenständiger, Pfarreien die gewachsene Struktur vor Ort weiter erhalten, was sich in vielen Fällen sowohl auf Ort und Form der Sonntagsliturgie als auch die kirchliche Bindung und das Engagement der betroffenen Gläubigen befruchtend auswirkt. Zur Konkurrenz von Eucharistie und Versammlung ist mit Christoph Freilingen schließlich festzuhalten, dass beiden Polen theologisch eine hohe Bedeutung zukommt, sie aber trotz fließender Übergänge in der Praxis unter den aktuellen kirchenrechtlichen Rahmenbedingungen nicht spannungsfrei versöhnbar sind. Die Spannung zwischen der notwendigen Zusammenkunft einer Ortsgemeinde am Sonntag und der empfohlenen Mitfeier der Sonntagsmesse im Nachbarort bleibt vor dem Hintergrund des kirchlichen Sonntagsgebots immer bestehen, egal wie die Prioritäten im Einzelfall aus theologischen oder pastoralen Gründen gesetzt werden.¹³

2.3 Individuelle und gemeinschaftliche Sonntagsfeier

Die liturgische Feier des Sonntags ist, wie jeder Gottesdienst, in sich grundsätzlich auf Gemeinschaft hin angelegt (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 26ff.). Aus diesem Grund wird in *Sacrosanctum Concilium* 106 der Versammlungs- und Gemeinschaftscharakter der Sonntagsliturgie besonders betont. Es ist Christus selbst, der die Gläubigen am Herrentag zur wöchentlichen Versammlung zusammenruft, damit seine Kirche in der vor Ort versammelten Feiergemeinde sichtbar und für die Mitfeiernden erfahrbar wird. Sowohl die Notwendigkeit als auch die Einladung zur gemeinsamen Sonntagsfeier gründen allein in der christlichen Taufberufung (vgl. *Lumen gentium* 2). Alle Glieder des Leibes Christi (vgl. *Lumen gentium* 7f.) sind am Sonntag aufgerufen, der Einladung Christi folgend zum Gottesdienst zu kommen, um in der pneumatischen Einheit des Leibes Beziehung mit ihrem Haupt Jesus Christus erfahren zu können (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 7). Die Communio im Heiligen Geist verbindet die Getauften nicht nur allein mit Christus, sondern auch untereinander in der Gemeinschaft der Kirche. Die regelmäßige Zusammenkunft der Kirche, welche sich als Gemeinschaft von Gemeinschaften konstituiert, ist sowohl in soziologischer Hinsicht für ihr Leben als Glaubensgemeinschaft als auch für die Erfüllung ihres missionarischen und diakonischen Auftrags in

¹² Vgl. *Dies Domini* Nr. 53; *Ecclesia de Eucharistia* Nr. 32f.; *Redemptionis Sacramentum* Nr. 162ff.; *Sacramentum Caritatis* Nr. 75.

¹³ Vgl. FREILINGER: „Damit sie den Herrn...“, 13.

der Welt notwendig. Aus diesem Grund kann die Sonntagsliturgie keine Privatangelegenheit des einzelnen Gläubigen sein. Vielmehr müsste die gemeinsame Feier uneingeschränkt Vorrang vor individuellen, privaten Formen der Sonntagsheiligung erhalten, wie es kirchliche Normen eindringlich unterstreichen. Im deutschsprachigen Raum scheint die Realität derzeit von diesem Ideal sehr weit entfernt, da die große Mehrheit der Katholiken der Sonntagsliturgie regelmäßig fernbleibt. Die ausschlaggebenden Motivationen und Gründe für oder gegen die Mitfeier sind unterschiedlich, gehen aber aus den statistischen Erhebungen nicht hervor. Es ist nur schwer feststellbar, ob im Einzelfall der in der Taufberufung gründende Gemeinschaftsanspruch der Liturgie sowie das Ideal einer wöchentlichen Zusammenkunft der Ortsgemeinde oder die individualistische Erfüllung des kirchlichen Sonntagsgebots zur Mitfeier eines Sonntagsgottesdienstes motiviert. Für eine differenzierte Einordnung des gegenwärtigen Teilnahmeverhaltens sind mehrere Aspekte zu berücksichtigen, die sich in Ansprüchen und Erwartungen an den Sonntagsgottesdienst konkretisieren. Unter den Gläubigen, die eine sonntägliche Verortung im Pascha-Mysterium und Beziehungspflege mit Christus im Gottesdienst aus ihrer Taufberufung heraus grundsätzlich bejahen, lassen sich mehrere Gruppen unterscheiden: Es ist anzunehmen, dass das Ideal der gemeinschaftlichen Sonntagsliturgie heute lediglich einer Minderheit vor Augen steht. Diese Gruppe erachtet sowohl die Verortung im Pascha-Mysterium und die Beziehungspflege mit Christus als auch die wöchentliche Zusammenkunft der Ortsgemeinde als wesentliche und unabdingbare Charakteristika des christlichen Sonntags. Eine andere Gruppe teilt zwar diese Überzeugungen in Bezug auf die Sonntagsliturgie, allerdings ohne der konkreten Fei ergemeinde besondere Bedeutung zuzumessen. Sie versteht Sonntagsfeier vorrangig als persönliche Beziehungspflege mit Christus und sieht den Herrentag weniger unter ekklesiologischen Gesichtspunkten als Versammlungstag der Ortsgemeinde. Dieses individualistische Verständnis der Sonntagsliturgie entspricht wohl nicht der urchristlichen Tradition (vgl. Lk 24,13–35; Apg 2,42–46; 20,7–12; 1 Kor 11ff.).¹⁴ Es wurde erst seit dem Mittelalter begründet sowie von kirchlichen Normen bis heute gefördert, die den Ort der Sonntagsmesse freistellen (vgl. c. 1248 §1 CIC/1983; *Katechismus der Katholischen Kirche* 2179f.). Viele Katholiken mögen zwar die liturgietheologischen Inhalte der Sonntagsfeier bejahen, messen aber dem persönlichen Bedürfnis nach Ruhe und Erholung durch eine individuelle Gestaltung dieses Tages allein, mit der Familie oder mit Freunden, nach privaten Interessen sowie frei von jeglichen Zwängen weitaus größere Bedeutung zu, als der Teilnahme an der Sonntagsliturgie.¹⁵ Die derzeitige Sonntags- und Wochenendkultur mit einer Vielzahl attraktiver Freizeitangebote ist mit den konventionellen Gottesdienstzeiten nur schwer vereinbar. In diesem Punkt haben sich die Prioritäten weitgehend verschoben, da der Sonntag nicht in Abhängigkeit vom Gottesdienst gestaltet wird, sondern für liturgische Angebote nur Raum ist, sofern sie mit persönlichen Interessen korrelieren und die individuelle Sonntagsgestaltung nicht behindern. Manchen Getauften, die zwar aus diesen oder anderen Gründen nicht regelmäßig an der Sonntagsliturgie teilnehmen wollen oder können, ist die Bedeutung des Herrentags dennoch von ihrer Taufberufung her bewusst, sodass sie sich durchaus nach persönlicher Verortung im Pascha-Mysterium und Communio mit Christus

¹⁴ Vgl. PLINIUS DER JÜNGERE: Brief 10,96,7 (= in: *Traditio Christiana* [TC] 2, 136); Didaché 14,1–2 (= *Fontes Christiani* [FC] 1, 132); JUSTIN DER MÄRTYRER: Erste Apologie 67,3–7 (= TC 2, 136ff.); Didascalia II,47,1 ; Didascalia II,59,2–3 (= TC 2, 166ff.); TERTULLIAN: Über die Flucht in der Verfolgung 14,1 (= TC 2, 156ff.); Die Akten der Märtyrer von Afrika 9,11 (TC 2, 176).

¹⁵ Vgl. MDG-Milieuhandbuch 2013, 20ff.

sehen. Für diese Gruppe ist es ein selbstverständliches Anliegen, den Sonntag durch Gebet, Meditation oder mediale Angebote, die in zeitlicher und räumlicher Hinsicht flexibel sind, im Familienkreis oder zumindest persönlich zu heiligen. Private Formen zur Verortung im Wochenpascha werden immer häufiger der Sonntagsliturgie vorgezogen, weil diese besser mit individuellen Bedürfnissen oder Ansprüchen an die Gestaltung und Feier des Sonntags in Einklang zu bringen sind. Aus der Konkurrenz von individueller und gemeinschaftlicher Sonntagsheiligung ergibt sich, dass einerseits die überwältigende Mehrheit der Getauften, trotz berechtigter Gründe im Einzelfall, regelmäßig gegen ein kirchliches Gebot verstößt (vgl. *Katechismus der Katholischen Kirche* 2181), das sie nicht als solches empfindet. Andererseits verstehen manche Gläubige ihr Erfüllen dieses Gebots so individualistisch, dass sie den Gemeinschaftscharakter der Sonntagsliturgie erst recht aus den Augen verlieren.

3 Lösungsansatz: Kongruenz statt Konkurrenz

3.1 „Hierarchie der Wahrheiten“¹⁶

3.1.1 Feiergehalt

Das Wochengedächtnis des Pascha-Mysteriums und die Communio mit dem auferstandenen und erhöhten Christus, der zum Vater führen will (vgl. Joh 14,6), bilden in liturgietheologischer Hinsicht den Feiergehalt des Herrentags (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 106). Christliche Taufberufung (vgl. *Lumen gentium* 2) ist grundsätzlich von der Ostererfahrung geprägt, die wiederum jede Woche neu in der Sonntagsliturgie gespeist wird. Christen leben vom Wochenpascha her und darauf hin, da der Herrentag nicht nur „Ur-Feiertag“ sowie „Kern und Fundament“ (*Sacrosanctum Concilium* 106) des ganzen Kirchenjahres, sondern als wöchentlicher Feiertag auch Zentrum, Quelle und Höhepunkt (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 10; *Lumen gentium* 11) allen christlichen Lebens ist. Am Sonntag sind alle kirchlichen Grundvollzüge ausgerichtet (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 9f.; *Katechismus der Katholischen Kirche* 2177).¹⁷ Die Feier des Wochenpascha schenkt den Gläubigen bis zur erwarteten Wiederkunft Jesu Christi durch das Gedächtnis der göttlichen Heilstaten und die pneumatische Beziehung zu Christus Teilhabe an der Heilsgeschichte Gottes mit den Menschen (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 5f.). Anamnese des Pascha-Mysteriums meint Rückbesinnung auf die in der Taufe durch das Wirken des Heiligen Geistes geschenkte Beziehungswirklichkeit und Beziehungsmöglichkeit mit dem verherrlichten Herrn, der selbst ganz in Beziehung zum Vater steht und zu ihm hinführt. Die Verortung im Wochenpascha macht den Sonntag für die Gläubigen zum Tag der Begegnung und der Beziehungspflege mit dem in der Liturgie auf vielfältige Weise in der Kraft des Heiligen Geistes gegenwärtigen Christus (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 7). Die Communio verbindet die Einzelglieder des Leibes Christi nicht nur mit ihrem Haupt Jesus Christus, sondern auch untereinander zur Gemeinschaft der Kirche. Damit ist die Herrentagsfeier nicht nur für das christliche Leben jedes einzelnen Getauften, sondern auch für die Gemeinschaft der Glaubenden konstitutiv (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 26f.; 106). In der Liturgie wird der Herrentag wöchentlich sowohl für die konkrete Sozialform von

¹⁶ Der Terminus aus *Unitatis redintegratio* 11 wird im Folgenden zur Auflösung der Konkurrenzverhältnisse gebraucht.

¹⁷ Vgl. *Dies Domini* Nr. 32; *Ecclesia de Eucharistia* Nr. 31.

Kirche vor Ort als auch für jeden Christen zum Sakrament.¹⁸ Der sonntägliche Feiergehalt ist für die Sonntagsliturgie charakteristisch, zentral und deswegen unaufgebbbar. Auch wenn sich liturgietheologische und pastoralliturgische Aspekte gegenseitig bedingen und durchdringen, sind pastorale Gesichtspunkte oder Fragen der konkreten Feiergestalt trotzdem immer dem Feiergehalt unterzuordnen. Folglich müsste im Sinne von *Sacrosanctum Concilium* 106 bei Überlegungen zur Sonntagsliturgie stets der Feiergehalt als Ausgangsbasis an erster Stelle stehen. Die aktuellen Konkurrenzverhältnisse oder Verkrampfungen in Bezug auf die Sonntagsfeier rühren zum großen Teil letztlich daher, dass in Diskussionen meist der umgekehrte Weg, ausgehend von der Feiergestalt oder pastoralen Gesichtspunkten, eingeschlagen wird.

3.1.2 Pastorale Gesichtspunkte

Aufgrund des pastoralen und diakonischen Auftrags der Kirche sind nach dem Feiergehalt an zweiter Stelle die Lebenswelt der Menschen sowie gegenwärtige Entwicklungen in Gesellschaft und Kirche zu berücksichtigen. Hier gilt es erstens die gesamte Bandbreite aktueller Trends wie Ökonomisierung, Individualisierung, Pluralisierung, Differenzierung, gewandelte Religiosität, Säkularisierung, Entkirchlichung, Priestermangel oder pastorale Umstrukturierungen, zweitens die gewandelte Sonntags- und Wochenendkultur sowie drittens die individuellen Sorgen, Nöte, Sehnsüchte, Ansprüche oder Bedürfnisse der Menschen im Blick zu haben (vgl. *Gaudium et spes* 1). Es ist immer wieder neu zu fragen, wie der Herrentag in der jeweiligen konkreten Situation gefeiert werden kann, dass die Verortung im Pascha-Mysterium und die *Communio* mit Christus für die Getauften möglich wird und ihnen geistlichen Gewinn bringt (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 11). Bis zur erwarteten Wiederkunft des Herrn gilt es gemäß *Gaudium et spes* 4 im Hinblick auf eine gegenwärtig im Wandel befindliche Glaubenspraxis und Sonntagskultur, die „Zeichen der Zeit“ zu erkennen und im „Licht des Evangeliums zu deuten“. Wesentlicher Anspruch der Sonntagsfeier ist es, die in Jesu Christi Leiden, Tod und Verherrlichung gipfelnde Heilsgeschichte Gottes mit seinem erwählten Volk allen Menschen als Frohbotschaft anamnetisch in ihre Lebenswelt hinein zu verkünden, damit sie aus dem Sakrament des Wochenpascha eine Bestärkung für ihr Leben im Geist des Evangeliums erfahren können.

3.1.3 Feiergestalt

Die Überlegungen zur konkreten Feiergestalt der Sonntagsliturgie sollten erst an dritter Stelle unter Berücksichtigung der liturgietheologischen und pastoralen Prämissen angestellt werden. Die Sonntagsheiligung muss dem Wesen der Kirche entsprechen, die in jeder liturgischen Feier das tut, was Jesus Christus selbst getan hat und in der versammelten Feiergemeinde bewirkt, damit das Geheimnis Christi von der Liturgie ausgehend auch im kirchlichen Wirken (Verkündigung, Diakonie) sichtbar wird (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 9f.). Wenn Gestalt und Gehalt der Sonntagsfeier einander entsprechen, wird wöchentlich neu Gottes Heilsgeschichte mit seinem Volk für die Getauften in ihrer konkreten Lebenssituation erfahrbar, ihre in der Taufe begründete Beziehungssehnsucht zu Christus gestillt, sowie ein daraus gespeistes christliches Leben möglich. Letztlich wird der Herrentag in seiner sakramentalen Kraft als göttliches Heilszeichen nur im Bewusstsein bleiben sowie den Glauben erneuern

¹⁸ Vgl. AUGUSTINUS: Traktat über das Johannesevangelium 20,2, in: CCL 36, 203.

und bestärken können, wenn er in der Lebenswelt der Gläubigen trotz vielschichtiger Transformationsprozesse erfahrbar bleibt. Nachdem jede liturgische Feierform auf ihre eigene Weise das Pascha-Mysterium anamnetisch vergegenwärtigt (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 5) und sakramentale *Communio* mit dem auferstandenen und erhöhten Herrn gewährt (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 7), ist in der Konsequenz grundsätzlich jede Feierform dazu geeignet, den Herrentag liturgisch zu heiligen. In den kirchlichen Normen hat sich diese Überzeugung der Konzilsväter nicht durchgesetzt, da im Gegensatz zu c. 881 §1 CCEO/1990 ausschließlich die Eucharistie als ordentliche Sonntagsliturgie gilt und andere Formen lediglich als Ergänzung sowie in Notfällen als außerordentlicher Ersatz für die Messe angesehen werden. In liturgie-theologischer Hinsicht ist es dennoch legitim, den Herrentag mit derjenigen Feierform zu begehen, die den jeweiligen Rahmenbedingungen sowie dem Ausmaß persönlicher Beziehungssehnsucht zu Christus entspricht.

3.2 Paradigmenwechsel von der Höchstform zum Mindeststandard

In Anbetracht der geltenden Normen schärfen kirchenamtliche Dokumente und bischöfliche Hirtenbriefe stets ein, dass es unter keinen Umständen jemals eine Alternative zur Eucharistiefeier geben könne.¹⁹ Derartige Formulierungen sind problematisch, weil sie die oben thematisierten Konkurrenzverhältnisse erst recht fördern. Die Eucharistie ist unbestritten die dem Wochenpascha genuine und darum primär zukommende Gottesdienstform. Bis zur erwarteten Wiederkunft Jesu Christi dient sie dem Stiftungsauftrag Jesu Christi folgend dem Gedächtnis von Leiden, Tod und Auferstehung (vgl. 1 Kor 11,23–25; Lk 22,17–20; Mk 14,22–24; Mt 26,26–29). In Bezug auf die höchste Verdichtung des Pascha-Mysteriums und die Kumulation aller Wesensaspekte (aktual, verbal, real) der Christuspräsenz in der gesamten Eucharistiefeier, gemeint ist sowohl der Wortgottesdienst als auch der eucharistische Teil, (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 7) ist es grundsätzlich sinnvoll zu sagen, dass die Sonntagsmesse die ideale Form darstellt. Trotzdem sind alternative Formen der Sonntagsliturgie durchaus legitim. Nach *Sacrosanctum Concilium* 5–7 dürfte prinzipiell keine gemeinschaftlich oder privat begangene Form für die Sonntagsheiligung kategorisch ausgeschlossen werden, die das Pascha-Mysterium vergegenwärtigt und *Communio* mit Christus gewährt. Es ist vielmehr die theologische Überzeugung entscheidend, dass der ganze, menschengewordene, gestorbene, auferstandene und erhöhte Christus stets personal, leiblich und real präsent ist und damit in Bezug auf die Realität Christi zwischen den verschiedenen Wesensaspekten keine Hierarchie besteht.²⁰ Die Kirche sowie jede christliche Existenz lebt nicht nur aus der Eucharistie, sondern wesentlich aus jeder Christusbegegnung. Statt *Ecclesia de Eucharistia*²¹ wäre das Lebensprinzip der Kirche im Hinblick auf *Sacrosanctum Concilium* 7 und 10 entsprechend mit *Ecclesia de Communio* zu benennen.²² Daraus folgt, dass weder die Wesensaspekte der Präsenz Jesu Christi noch die unterschiedlichen Formen der Sonntagsfeier gegeneinander ausgespielt werden dürfen. Außerdem sind die kirchenrechtlich oder moraltheologisch moti-

¹⁹ Vgl. *Dies Domini* Nr. 53; *Ecclesia de Eucharistia* Nr. 32; BRAUN: Ordnung der Sonntagsgottesdienste, 135; IBY: Der Sonntag, 257; HOMEYER: Eucharistie am Sonntag, 77; SCHRAML: Die Kirche lebt von der Eucharistie, 235; ZDARSA: Hirtenwort zur österlichen Bußzeit 2012, 50.

²⁰ Vgl. LIES: Verbalpräsenz – Aktualpräsenz – Realpräsenz, 94; EISENBACH: Gegenwart Jesu Christi, 77; 219 im Anschluss an *Mediator Dei* Nr. 15.

²¹ Vgl. *Ecclesia de Eucharistia* 2003 Nr. 1; 12.

²² Vgl. Pastorale Einführung in das Messlektionar Nr. 7.

vierten Kategorisierungen in Hochform, Ersatzform, Vertiefung oder Hinführung in Frage zu stellen. Für die Wahl der adäquaten Feierform ist vielmehr die konkrete Lebenssituation, die in der Taufe grundgelegte individuelle Glaubensmotivation sowie das Ausmaß persönlicher Beziehungssehnsucht entscheidend.²³

Diesem Lösungsansatz liegt ein grundlegender Perspektiven- und Paradigmenwechsel von der Höchstform zum Mindeststandard der Sonntagsfeier zugrunde. Auf diese Weise werden weder liturgietheologische oder ekklesiologische Ideale aufgegeben noch die Augen vor der Realität verschlossen. Das vielschichtige Spannungsfeld wird nur aufzulösen sein, wenn aus der unüberwindbar scheinenden Konkurrenz von Feierformen, Versammlungsprinzipien sowie individueller und gemeinschaftlicher Sonntagsheiligung eine fruchtbare Kongruenz wird, die auf einem liturgietheologisch fundierten Mindeststandard basiert. Der Feiergehalt definiert den aus der Taufberufung erwachsenden Mindeststandard der Feiargestalt des Herrentags.²⁴ Mit der Taufe ist jeder Christ ins Pascha-Mysterium eingliedert und zu österlichem Leben berufen. Die Sonntagsfeier möchte dies durch das Gedächtnis der göttlichen Heilstaten und die Pflege der Christusbeziehung wöchentlich in Erinnerung rufen und fruchtbar gestalten. Sonntagsheiligung ist dort gegeben, wo Begegnung mit Christus und Verortung im Pascha-Mysterium möglich wird. Als Mindeststandard sollte den Gläubigen bis auf wenige Ausnahmen, in den allermeisten Lebenssituationen eine individuelle Form der Sonntagsheiligung durch Gebet, Meditation, Auseinandersetzung mit der Heiligen Schrift oder mediale Angebote, eigentlich immer möglich sein. Die intentionale Teilnahme an über Medien live übertragenen Gottesdiensten vermittelt durch den konkreten Bezug zur realen Feiergemeinde neben Verbalpräsenz auch Aktualpräsenz. Trotzdem sind gemeinschaftliche Formen der Sonntagsfeier, dem Herrentag als wöchentlichem Versammlungstag entsprechend, möglichst vorzuziehen (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 26ff.; 106). Gemäß *Sacrosanctum Concilium* 11 sollen die Getauften an der Sonntagsliturgie unmittelbar, innerlich und aktiv teilnehmen. Die Sonntagsfeier ist prinzipiell in allen kirchlichen Sozialformen denkbar, wenn auch die wöchentliche Zusammenkunft auf Pfarrebene im Hinblick auf Sammlung und Sendung in ekklesiologischer Hinsicht das anzustrebende Ideal darstellt (vgl. *Katechismus der Katholischen Kirche* 2182). Es wäre darum angemessen, Andachten, Gebet und Meditation möglichst in Gemeinschaft zu pflegen. Wort-Gottes-Feier und Tagzeitenliturgie sind im Hinblick auf ihre sakramentale Qualität äquivalente Formen der Sonntagsliturgie. In der Alten Kirche hatten am Herrentag neben der Eucharistie verschiedene nichteucharistische Gottesdienste (Vigil, Morgenlob mit Wortverkündigung) ihre Berechtigung.²⁵ Sie wurden jedoch immer mehr von der Messe als alleinige Form der Sonntagsliturgie für die Gläubigen außerhalb monastischer Gemeinschaften verdrängt. Im Gegensatz zu den Wortgottesdiensten, welche es bis auf wenige Ausnahmen erst wieder seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil (vgl. *Sacrosanctum Concilium* 35) als eigenständige Feierform gibt, wurde die Stundenliturgie in der westlichen Tradition am Sonntag ergänzend zur Messe zumindest von Klerikern und Ordensleuten sowie mancherorts auch die lateinische Sonntagsvesper mit Volk weiterhin gepflegt. In

²³ Vgl. LIES: Verbalpräsenz – Aktualpräsenz – Realpräsenz, 95; 97.

²⁴ Joseph Camps erachtet den Mindeststandard der liturgischen Sonntagsheiligung als erfüllt, sofern Gedächtnis des Wochenpascha, Versammlung, Christus-Communio, Wortverkündigung, Gebet, feierlicher Charakter und sonntägliche Elemente gegeben sind. – Vgl. CAMPS: Alternative Feiern, 130.

²⁵ Vgl. PLINIUS DER JÜNGERE: Brief 10,96,7 (= TC 2, 136); EGERIA: Reisebericht 24,8–25,6 (=FC 20, 230ff.).

den Ostkirchen hat sie sich als alternative Form der Sonntagsfeier aller Getauften bis heute durchgehend erhalten (vgl. c. 881 §1 CCEO/1990). Trotz der weitgehenden Beschränkung auf Kleriker und Mönche hat es die Tagzeitenliturgie immer gegeben, während die Wort-Gottes-Feier hingegen im deutschsprachigen Raum erst seit 40 Jahren infolge des Priestermangels neu entdeckt und gefeiert wird. Beide Feierformen haben individuelle Charakteristika und Spezifika. Wegen ihrer genuin österlichen Prägung sowie ihrer durchgehenden Tradition in Ost und West wäre die Tagzeitenliturgie am Herrentag sogar einer Wort-Gottes-Feier vorzuziehen. Die Eucharistie stellt den Höchststandard und Idealtyp der Sonntagsliturgie dar. Sie ist zugleich das Proprium des Wochenpascha. Aus diesem Grund wäre es der altkirchlichen Tradition sowie der ostkirchlichen Praxis entsprechend konsequent, sie allein den Sonn- und hohen Festtagen vorzubehalten und nur einmal pro Anlass zu feiern. Auf diese Weise kämen dann an den Wochentagen Eigenart und Wert anderer Gottesdienstformen deutlicher zum Tragen. Alle Gottesdienste bleiben sowohl am Sonntag als auch während der Woche auf die Sonntagseucharistie, als „Maß und Krönung“²⁶, bezogen, indem sie sich „wie konzentrische Kreise um diese ihre Mitte [legen]“²⁷. Darum sollte sie angesichts der von unterschiedlichen Lebenssituationen, Rahmenbedingungen, individuellen Ansprüchen und Bedürfnissen an die Sonntagsgestaltung geprägten Realität und der unmittelbar daraus resultierenden Vielfalt an Feierformen dennoch allen Gläubigen als anzustrebendes Ideal der Sonntagsliturgie immer vor Augen stehen.

3.3 Individuelle Freiheit und Pluralismus

Wie in c. 1248 CIC/1917 wird die Idealform der Sonntagsliturgie von nachkonziliaren Vorgaben zur absoluten Norm für alle Gläubigen erklärt. Die wöchentliche Mitfeier der Eucharistie ist, von begründeten Ausnahmen abgesehen (vgl. c. 1248 §2 CIC/1983), am Sonntag verpflichtend. Entschuldigungsgründe sind Alter, Krankheit, weite Wege, notwendige Erholung, familiäre oder berufliche Verpflichtungen sowie im Ausnahmefall die Mitfeier eines ökumenischen Gottesdienstes.²⁸ In Bezug auf absichtliches Fernbleiben wird man im Einzelfall dennoch nicht pauschal von sündhaftem Verhalten sprechen können. Für eine differenzierte Beurteilung sollte vielmehr die aus der Taufberufung erwachsende innere Haltung des Gläubigen gegenüber Gott und der Kirche, die innere Sehnsucht nach Verortung im Pascha-Mysterium und Beziehung zu Christus, aber nicht die äußere Form der Sonntagsheiligung entscheidend sein. Die römisch-katholischen Normen lassen im Gegensatz zu c. 881 §1 CCEO/1990 keinen individuellen Freiraum zu, obwohl das Zweite Vatikanische Konzil die Getauften als mündige Christen herausstellt (vgl. *Gaudium et spes* 16f.; *Dignitatis humanae* 2). Individuelle Freiheit oder Verantwortung werden allein im Hinblick auf die Auswahl von Ort und Zeitpunkt der Messe zugestanden (vgl. c. 1248 §1 CIC/1983; *Katechismus der Katholischen Kirche* 2179f.). Die aktuellen Transformationsprozesse sowie die prekäre Situation der Sonntagsfeier werden von kirchlichen Verantwortlichen gerne als Krise sowie Indiz zunehmender Entkirchlichung gedeutet. Pluralität erfordert von Individuen und Institutionen eine ausgeprägte Pluralitätskompetenz. Dies trifft auch auf Kirche und Glaubenspraxis zu. Die Normen zur Sonntagsheiligung sind jedoch keineswegs daraufhin angelegt. Sie erweisen

²⁶ ADAM / HAUNERLAND: Grundriss Liturgie, 26.

²⁷ ADAM / HAUNERLAND: Grundriss Liturgie, 26.

²⁸ Vgl. Beschluss: Gottesdienst, 201.

sich vielmehr mit heutigen Lebensumständen sowie individuellen Ansprüchen und Bedürfnissen als inkompatibel, indem sie nicht nur an der Lebensrealität der Menschen, sondern im deutschen Sprachraum auch zunehmend an der konkreten Situation der Kirche vorbeigehen. Die Kirche sollte sich dem pastoralen und diakonischen Auftrag Jesu Christi entsprechend, ihrem Umfeld, welches zugleich ihr Handlungsfeld ist, stellen (vgl. *Gaudium et spes* 1). Dies würde bedeuten, dass sie erstens das Evangelium in die plurale Lebenswelt der Menschen hinein verkündet (vgl. *Gaudium et spes* 4) sowie zweitens die Gläubigen als mündige Christen wahrnimmt, die diese plurale Lebenswelt kompetent und verantwortungsvoll im Geiste des Evangeliums gestalten sowie aus dem Glauben leben möchten. Ottmar Fuchs mahnt in diesem Zusammenhang, dass der Kirche die fruchtbare Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute wichtiger sein müsste, als das Aufrechterhalten von Normen und Strukturen.²⁹ Die heute in allen Lebensbereichen gegebene und weitgehend selbstverständliche Pluralität müsste laut Hans-Georg Ziebertz als solche in der kirchlichen Praxis pluralistisch bearbeitet werden.³⁰ Es wäre nicht zuletzt dem sakramentalen Charakter der Kirche angemessen, ein positiveres Verhältnis zu Individualisierung und Pluralisierung zu entwickeln, anstatt diese Wirklichkeit kategorisch abzulehnen.³¹ Rücksichtnahme auf die menschliche Lebensrealität bedeutet allerdings keineswegs, das völlige Aufgeben eigener Ideale. Für die Sonntagsliturgie heißt das: Es ist ein wesentlicher Unterschied, ob die Kirche allen Gläubigen die Eucharistie als Höchstform der Sonntagsfeier unter allen Umständen als absolute Norm verpflichtend auferlegt oder diese einerseits zwar als stets anzustrebende Idealform herausstellt sowie andererseits dennoch andere Formen zur Verortung im Wochenpascha und zur *Communio* mit Christus als legitim anerkennt, die mit den Lebensumständen, Entwicklungen, Ansprüchen und Bedürfnissen von Menschen und christlichen Gemeinden korrelieren. Eine fruchtbare Kongruenz von Feierformen, Versammlungsprinzipien sowie individueller und gemeinschaftlicher Sonntagsheiligung ist durchaus möglich, wenn den Getauften für die ihren persönlichen Lebenssituationen sowie der Intensität ihrer Beziehungssehnsucht zu Christus entsprechenden Auswahl, die nötige individuelle Freiheit zugestanden wird. Die kirchliche Einheit wird in Bezug auf den Herrentag letztlich durch den alle Gläubigen kraft ihrer Taufe verbindenden Feiergehalt, nicht in der einheitlichen Feiergestalt deutlich. Darum müssten die Vielfalt der sonntäglichen Feierformen und die individuelle Wahlfreiheit der Gläubigen durchaus als positiv erscheinen, da die Motivation zur wöchentlichen Feier des Wochenpascha unter den Vorzeichen von individueller Freiheit und Pluralität primär nicht aus kirchlichen Normen oder Regelungen, sondern aus der in der Taufe gründenden persönlichen Beziehungssehnsucht zu Christus erwächst. Es erscheint vielmehr sinnvoll, die christliche Einheit der Sonntagsfeier durch Vielfalt, nicht durch Einheitlichkeit zu fördern. Nur so lassen sich die bestehenden Konkurrenzverhältnisse in eine fruchtbare Kongruenz überführen.

4 Ausblick: Liturgische Sonntagsheiligung als kirchliches Gebot

Die römisch-katholische Kirche hat die wöchentliche Sonntagsfeier, im Gegensatz zu anderen christlichen Konfessionen, zum Gebot erhoben und auch kirchenrechtlich verankert. Grundsätzlich sollte aber den Gläubigen ihre in der Taufberufung gründende Sehnsucht nach Be-

²⁹ Vgl. FUCHS: Identität, 43.

³⁰ Vgl. ZIEBERTZ: Gesellschaftliche Herausforderungen, 72; 74.

³¹ Vgl. SPIELBERG: Kann Kirche noch Gemeinde sein, 381.

ziehung zu Christus als Motivationsquelle zur Heiligung des Herrentags dienen. Daher ist das Sonntagsgebot primär liturgietheologisch und nicht kirchenrechtlich oder moraltheologisch zu begründen. Richtig verstanden, kann es das Bewusstsein der Gläubigen für die existenzielle Notwendigkeit der Sonntagsfeier zum christlichen Leben durchaus schärfen, indem es die Heiligung des Herrentags hochhält und sowohl zur bewussten Feier des Wochenpascha als auch zum daraus geprägten christlichen Leben animiert. Das Sonntagsgebot geht mit seiner rigorosen Verpflichtung zur Messteilnahme vom Primat der Feiargestalt aus. Stattdessen müsste es vordergründig den Feiergehalt in den Blick nehmen, um die wöchentliche Einladung Christi zur Anamnese des Pascha-Mysteriums und zur Communio mit ihm in der Gemeinschaft der Kirche deutlich zu machen. Ein liturgietheologisch und pastoralliturgisch verantwortetes Gebot müsste nicht nur die „Hierarchie der Wahrheiten“ und den Paradigmenwechsel von der Höchstform zum Mindeststandard aufgreifen, sondern zudem die individuelle Freiheit der Gläubigen und die vorherrschende Pluralität würdigen. Es dürfte durchaus die Eucharistie als Höchstform sowie die Feier in Gemeinschaft als Ideal der Sonntagsliturgie hochhalten. Allerdings müssen unter Berücksichtigung der Wirklichkeit andere Feierformen als legitime Möglichkeiten der liturgischen Sonntagsheiligung deutlich werden. Insgesamt sollte statt normativer Pflichten Gottes wöchentliches Heilsangebot im Sakrament des Wochenpascha klar zum Ausdruck kommen. Dazu wären einerseits zunächst die Möglichkeiten der Sonntagsheiligung in räumlicher und zeitlicher Hinsicht sowie die individuelle Mündigkeit der Getauften zur freien Auswahl herauszustellen. Andererseits sollte das Sonntagsgebot darauf verweisen, dass erstens ein Leben aus der Taufberufung ohne regelmäßige Verortung im Pascha-Mysterium sowie ohne kontinuierliche Beziehungspflege mit Christus und der kirchlichen Gemeinschaft unmöglich ist sowie zweitens die bewusste Ablehnung der Sonntagsfeier dem in der Taufe geschenkten Heilsangebot Gottes entgegensteht. Moraltheologisch wäre ein solches Verhalten als sündhaft zu bewerten, weil es das Beziehungsverhältnis zu Christus stört und damit eine ernsthafte Verfehlung gegenüber Gott und der Kirche darstellt (vgl. *Katechismus der Katholischen Kirche* 2181). Allerdings kann nur dann von Sünde gesprochen werden, wenn den Gläubigen diese Zusammenhänge wirklich bewusst sind. Hier müssten mystagogische oder katechetische Bemühungen vordergründig ansetzen, um den Sinn der Sonntagsliturgie (Feiergehalt) sowie ihre Bedeutung für die christliche Existenz, wieder neu ins Bewusstsein zu rücken. Schließlich will das Gebot die Getauften nicht zu einer spezifischen äußeren Feiargestalt verpflichten, sondern ihre innere Beziehungssehnucht zu Christus fördern und aufrechterhalten.

Literatur

- ADAM, Adolf/HAUNERLAND, Winfried: Grundriss Liturgie. Völlig überarbeitete Neuausgabe. Freiburg i. Br. u. a. 2012.
- Beschluss: Gottesdienst. Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Offizielle Gesamtausgabe 1. Freiburg i. Br. u. a. ²1976, 196–225.
- BRAUN, Karl: Ordnung der Sonntagsgottesdienste ohne Priester. Wort des Bischofs von Eichstätt vom 1. Mai 1995, in: RINNERTHALER, Alfred (Hg.): Hirtenbriefe 1995 aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Salzburg 1996, 133–140.
- CAMPS, Joseph: Alternative Feiern für den Sonntag, in: Concilium (D) 18. 1982, 129–135.

- DEUTSCHE BISCHOFSKONFERENZ: Allgemeine Kriterien für die Wort-Gottes-Feiern am Sonntag, vom 8. März 2006, in: Archiv für katholisches Kirchenrecht 175. 2006, 162–163.
- EISENBACH, Franziskus: Die Gegenwart Jesu Christi im Gottesdienst. Systematische Studien zur Liturgiekonstitution des II. Vatikanischen Konzils. Mainz 1982.
- FREILINGER, Christoph: „Damit sie den Herrn und einander nicht aus den Augen verlieren...“. Ortskirchliche Regelungen, in: Heiliger Dienst 67. 2013, 10–22.
- FREILINGER, Christoph: „Die Gemeinden sollen leben.“ Schlaglichter zum gottesdienstlichen Leben im Spiegel ortskirchlicher Rahmenordnungen österreichischer Diözesen, in: Bibel und Liturgie 80. 2007, 178–185.
- FREILINGER, Christoph: Damit die Gemeinden leben. Thesen zu „Liturgie im Seelsorgeraum zu Hochfesten im Kirchenjahr“, in: Gottesdienst 41. 2007, 125–126.
- FUCHS, Ottmar: Identität in der Gemeinde. Praktisch-theologische Impulse zu ihren Grundvollzügen, in: KRIEGER, Walter / SIEBERER, Balthasar (Hg.): Gemeinden der Zukunft – Zukunft der Gemeinden. Würzburg 2001, 43–85.
- LITURGIEREFERAT DES PASTORALAMTES LINZ (Hg. im Auftrag der Liturgiekommission): Hilfestellung zur Klärung liturgischer Feierformen am Sonntag. Linz 2001.
- HOMMEYER, Josef: Die Eucharistie am Sonntag hat Vorrang vor jedem anderen Gottesdienst. Hirtenwort des Bischofs von Hildesheim zur österlichen Bußzeit 2000, in: Gottesdienst 34. 2000, 73–78.
- IBY, Paul: Der Sonntag im Leben des Christen. Fastenhirtenbrief des Bischofs von Eisenstadt vom 2. März 1997, in: RINNERHALER, Alfred (Hg.): Hirtenbriefe 1997 aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Salzburg 1998, 255–258.
- Ecclesia de Eucharistia*: Enzyklika *Ecclesia de Eucharistia* von PAPST JOHANNES PAUL II. an die an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die gottgeweihten Personen und an alle Christgläubigen über die Eucharistie in ihrer Beziehung zur Kirche, vom 17. April 2003. Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2003 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 159).
- Dies Domini*: Apostolisches Schreiben *Dies Domini* von PAPST JOHANNES PAUL II. an die Bischöfe, den Klerus, die Ordensleute und an die Gläubigen über die Heiligung des Sonntags, vom 31. Mai 1998. Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 1998 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 133).
- Mediator Dei*. Enzyklika von Papst Pius XII. vom 20. November 1947. Rundschreiben über die heilige Liturgie. Luzern 1953.
- Redemptionis Sacramentum*: KONGREGATION FÜR DEN GOTTESDIENST UND DIE SAKRAMENTENORDNUNG: Instruktion *Redemptionis Sacramentum* über einige Dinge bezüglich der heiligsten Eucharistie, die einzuhalten und zu vermeiden sind. 25. März 2004. Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2004 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 164).
- KONGREGATION FÜR DEN GOTTESDIENST: Direktorium „Sonntäglicher Gemeindegottesdienst ohne Priester“. Mit einer Einführung der Deutschen Bischofskonferenz, vom 2. Juni 1988. Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 1990 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 94).
- LIES, Lothar: Verbalpräsenz – Aktualpräsenz – Realpräsenz. Versuch einer systematischen Begriffsbestimmung, in: LIES, Lothar (Hg.): Praesentia Christi. Düsseldorf 1984, 79–100.
- MDG-Milieuhandbuch 2013. Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus Milieus.

- Hg. im Auftrag der MDG Medien-Dienstleistung GmbH und der SINUS Markt- und Sozialforschung GmbH. München/Heidelberg 2013.
- NAGEL, Eduard: Eine Frage des Überlebens. Der regelmäßige Gottesdienst vor Ort als Ort des Glaubens, in: Gottesdienst 46. 2012, 57–59.
- ÖSTERREICHISCHE BISCHOFSKONFERENZ: Rahmenordnung für Sonntagsgottesdienste ohne Priester, vom 15. Mai 2010, in: Archiv für katholisches Kirchenrecht 179. 2010, 180–183.
- PAPST PIUS XII.: Enzyklika Mediator Dei. 20. November 1947. Rundschreiben über die heilige Liturgie. Luzern ²1953.
- Pastorale Einführung in das Messlektionar, in: Die Messfeier – Dokumentensammlung. Auswahl für die Praxis. Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn ¹¹2009 (Arbeitshilfen 77), 191–241.
- POCK, Johann: Liturgie in Seelsorgeräumen, in: Heiliger Dienst 65. 2011, 143–153.
- Redemptionis Sacramentum*: KONGREGATION FÜR DEN GOTTESDIENST UND DIE SAKRAMENTENORDNUNG: Instruktion *Redemptionis Sacramentum* über einige Dinge bezüglich der heiligsten Eucharistie, die einzuhalten und zu vermeiden sind, vom 25. März 2004. Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2004 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 164).
- SCHRAML, Wilhelm: Die Kirche lebt von der Eucharistie. Hirtenwort zur österlichen Bußzeit 2005, vom 25. Januar 2005, in: RINNERHALER, Alfred (Hg.): Hirtenbriefe 2005 aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Salzburg 2007, 234–238.
- Sacramentum Caritatis*. Nachsynodales Apostolisches Schreiben von PAPST BENEDIKT XVI. an die Bischöfe, den Klerus, die Personen gottgeweihten Lebens und an die christgläubigen Laien über die Eucharistie, Quelle und Höhepunkt von Leben und Sendung der Kirche, vom 22. Februar 2007. Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2007 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 177).
- SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hg.): Katholische Kirche in Deutschland. Zahlen und Fakten 2011/12. Bonn 2012 (Arbeitshilfen 257).
- SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHOFSKONFERENZ (Hg.): Pastorales Schreiben „Mitte und Höhepunkt des ganzen Lebens der christlichen Gemeinde“. Impulse für eine lebendige Feier der Liturgie, vom 24. Juni 2003. Bonn 2003 (Die deutschen Bischöfe 74).
- SPIELBERG, Bernhard: Kann Kirche noch Gemeinde sein? Praxis, Probleme und Perspektiven der Kirche vor Ort. Würzburg 2008.
- Weisungen der deutschschweizerischen Bischöfe zur Wortgottesfeier, in: Die Wortgottesfeier. Der Wortgottesdienst der Gemeinde am Sonntag. Vorsteherbuch für Laien. Hg. vom Liturgischen Institut Zürich im Auftrage der deutschschweizerischen Bischöfe. Fribourg 1997.
- WERBICK, Jürgen: Warum die Kirche vor Ort bleiben muss. Donauwörth 2002.
- ZDARSA, Konrad: Hirtenwort zur Österlichen Bußzeit 2012 an die Gemeinden des Bistums Augsburg, vom 2. Februar 2012, in: RINNERHALER, Alfred (Hg.) / KRONSTEINER, Michaela (Redaktion): Hirtenbriefe 2012 aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Salzburg 2013, 47–53.
- ZIEBERTZ, Hans-Georg: Gesellschaftliche Herausforderungen der Religionsdidaktik, in: HILGER, Georg/LEIMGRUBER, Stephan/ZIEBERTZ, Hans-Georg (Hg.): Religionsdidaktik. Ein Leitfaden für Studium, Ausbildung und Beruf. München ⁴2007, 67–87.

Lea Herberg, Klosterneuburg

Berichte und Notizen aus Liturgie und Liturgiewissenschaft

Änderung im Ritus der Fußwaschung

Aufgrund einer von Papst Franziskus veranlassten Änderung in den Rubriken des Römischen Messbuchs sind von nun an auch Frauen offiziell zum Ritus der Fußwaschung in der Messe vom Letzten Abendmahl am Gründonnerstag zugelassen. Papst Franziskus praktizierte bereits in den vergangenen Jahren die Fußwaschung auch an Frauen, wie dies zudem in vielen Pfarreien längst üblich geworden ist. Die bisherigen Päpste hatten stets zwölf Priester für die Fußwaschung ausgewählt.

Franziskus begründet seine Anordnung in einem Brief an den Präfekten der Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung, Robert Kardinal Sarah: Der Ritus der Fußwaschung könne so besser „die Bedeutung der Geste Jesu beim Letzten Abendmahl ausdrücken, seine Selbsthingabe ‚bis zum Tod‘ zum Heil der Welt, seine grenzenlose Liebe.“ Anstelle der Formulierung „ausgewählte Männer“ sprechen die Rubriken nun von den „aus dem Gottesvolk Ausgewählten“. Die Liturgiereform nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil hatte bereits die symbolische Zahl „Zwölf“ aus den Vorgaben gestrichen und so die Bedeutung des Ritus als mimetisches Nachspiel der Geste Jesu an seinen Jüngern nach Joh 13 zurückgestellt gegenüber dem Ausdruck der jesuanischen Haltung der Selbsthingabe für das Heil aller.

Schweiz: Predigtverbot für Laien bekräftigt

Im Auftrag der Kleruskongregation bekräftigten die Schweizer Bischöfe in einem Hirtenbrief mit dem Titel „Das Miteinander von Priestern, Diakonen und Laienseelsorger/-innen in der Feier der Eucharistie“ das Verbot der Predigt für Laien im Rahmen der Messfeier. Da in der Schweiz Laienseelsorger und Laienseelsorgerinnen mit einer Anstellung in der Seelsorge tätig sind, will der Hirtenbrief die Dienste der Priester, der Diakone und der Laienseelsorger deutlich unterschieden wissen. Bereits 2005 hatte das Dokument „Beauftragte Laien im kirchlichen Dienst“ der Schweizer Bischöfe formuliert: „Weil die Homilie, das heißt die Verkündigung und Erklärung der in der Eucharistiefeier vorgelesenen Schrifttexte, namentlich des Evangeliums, integrierender Bestandteil der Eucharistiefeier ist, bleibt sie grundsätzlich dem zelebrierenden Priester selbst vorbehalten oder in seiner Vertretung einem anderen Priester oder Diakon.“ Des ungeachtet erklärten die Bischöfe von Basel und St. Gallen, dass sich hieraus keine konkreten Änderungen in der Frage der Predigtbeauftragung der Pastoralassistentinnen und Pastoralassistenten ergäben.

Bischof Scheuer für respektvollen Umgang mit Flüchtlingen

Bischof Manfred Scheuer hat seine Amtseinführung als Bischof von Linz genutzt, um sich für einen respektvollen Umgang mit Flüchtlingen einzusetzen. „Unsere Gedanken dürfen

sich nicht auf Abschottung und Dichtmachen richten, sondern auf die Problemlösung“, so Scheuer. Es sei eine „humane Aufgabe und christliche Pflicht“, aus ihrer Heimat vertriebene Menschen aufzunehmen. Auch dürfe die Kirche nicht zu sehr mit sich selbst und den eigenen Problemen beschäftigt sein. Tragfähige Kontakte im interreligiösen Dialog, etwa mit den Muslimen, seien notwendig, denn nur gelebte Toleranz ermögliche ein friedliches Miteinander.

Studententag „Gebetbücher als Spiegel des täglichen Lebens“

Zu einem Vortragsabend über die Bedeutung von Gebetbüchern für die historische Erforschung des byzantinischen Reichs lädt die Stiftung „Pro Oriente“ ein. Der Vortrag von Frau Univ.-Prof. Dr. Claudia Rapp (Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der Universität Wien) steht unter dem Titel „Alltag in Byzanz. Gebetbücher als Spiegel des täglichen Lebens“ und findet am 7. April um 19.00 Uhr im Otto-Mauer-Zentrum (Wien) statt. Mitveranstalter sind das „Forum Zeit und Glaube“, der Katholische AkademikerInnen Verband und die Abteilung Byzanzforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Neuer Vorstand der Internationalen Gesellschaft für Studien des Gregorianischen Chorals

Der Innsbrucker Liturgiewissenschaftler PD Dr. Liborius Olaf Lumma wurde im September 2015 für vier Jahre in den Vorstand der deutschsprachigen Sektion der Internationalen Gesellschaft für Studien des Gregorianischen Chorals (AISCGre) gewählt. Neuer Präsident des internationalen Dachverbandes der AISCGre wurde der deutsche Theologe Alexander M. Schweitzer. Er trat die Nachfolge von Johannes B. Göschl an, der die AISCGre seit 1999 geleitet hatte.

Pius-Parsch-Preis verliehen

Der alle zwei Jahre ausgeschriebene Pius-Parsch-Preis für hervorragende wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiet der Liturgiewissenschaft erging 2015 an Dr. Guido Pasenow, der für seine Dissertation „Heinrich von Meurers (1888–1953). Ein Förderer und Wegbereiter der Liturgischen Bewegung in Deutschland“ ausgezeichnet wurde. Prälat Bernhard Backovsky CanReg überreichte den Preis wie schon in den vergangenen Jahren am 4. Dezember, dem Jahrestag der Verabschiedung Liturgiekonstitution Sacrosanctum Concilium, in der Kirche St. Gertrud in Klosterneuburg, die als „Wiege der volksliturgischen Bewegung“ bekannt ist.

Lehrstuhl für Liturgiewissenschaft in Paderborn neu besetzt

Der seit dem Tod von Prof. Dr. Michael Kunzler Ende 2014 vakante Lehrstuhl für Liturgiewissenschaft wurde mit dem erst 30jährigen Priester aus der Diözese Gurk Dr. Stefan Kopp besetzt. Erzbischof Hans-Josef Becker überreichte Kopp am 10. Dezember die Ernennungsurkunde. Kopp war von 2010 bis 2012 akademischer Rat am Lehrstuhl für Liturgiewissenschaft an der Ludwig-Maximilians-Universität München, wo er sich im November 2015 habilitierte.

Buchbesprechungen

KIRCHSCHLÄGER, Walter : Christus im Mittelpunkt. Impulse für das Christsein. Styria: Wien / Graz / Klagenfurt 2014. Paperback (216 Seiten). ISBN 978-3-222-13446-3 € 19.99,-

Zu lange – und leider immer wieder – ist die Kirche sehr mit sich selbst beschäftigt. Das tut ihr nicht gut. – Schon in der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils durch den Heiligen Papst Johannes XXIII. sprach er sich deutlich dafür aus, dass es uns um das Evangelium Jesu Christi gehen und um die Fragen, Hoffnungen, Ängste und Sorgen der Menschen von heute. – Papst Franziskus betont neuerdings: „Die Dynamik der aktualisierten Lektüre des Evangeliums von heute, die dem Konzil eigen ist, ist absolut unumkehrbar.“

In 15 Kapiteln behandelt nun Walter Kirchschläger „die einzig notwendige Sache“: Christus für Christen und die vielen Gottesucher in den Mittelpunkt zu stellen. Es geht ihm ganz besonders darum, die „Zeichen der Zeit“ im eigenen Leben zu entdecken, Wege Gottes für mich und meine Berufung zu erkennen, die missionarische Aufgabe der Getauften herauszuarbeiten und den Christen Motivation und Mut zu geben, für die Neuevangelisierung wirksame Zeichen zu setzen und im ausgestreckt sein nach der letzten Heimat (bei Christus) Festigkeit zu gewinnen. Manche Ausdrücke wie z.B. „Aggiornamento und Coraggio“ sind ja nach dem Konzil nach „eigenem Geschmack“ gebraucht worden. – W. Kirchschläger legt, wie sie wirklich gemeint sind. – Manchmal liest sich das Buch wie wenn ich damit Exerzitien machen würde, ein andermal führen ausführende exegetische Betrachtungen in die Tiefe der Dimension, um die es geht: Dass Christus im Mittelpunkt steht und bleibt und

unser Handeln in allem bestimmt. Wenn sich jemand einen „Vorsatz“ machen möchte, dann dies: Täglich Gott loben, Jesu Liebe aus der Kraft des Heiligen Geistes täglich in Wort und Tat leben.

P. Franz Lauterbacher OSB

Salzburg

BÄRSCH, Jürgen: Kleine Geschichte des christlichen Gottesdienstes. Regensburg: Pustet 2015. Broschur (204 S.). ISBN: 978-3-7917-2721-9

In welchem Kontext entstanden die verschiedenen christlichen Ritenfamilien? Warum beginnt man im Rom des 4. Jahrhunderts die Geburt Jesu Christi zu feiern? Woher kommt die starke Reliquienverehrung ab dem Mittelalter gerade in germanischen Ländern? Wo liegen die Wurzeln des deutschen Kirchenliedes?

Diese und viele weitere Fragen finden Antwort in der „Kleinen Geschichte des christlichen Gottesdienstes“. Jürgen Bärsch, Professor für Liturgiewissenschaft an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt, hat es sich zum Anliegen gemacht, Veränderungen und Entwicklungen des gottesdienstlichen Lebens im Kontext von Zeit, Kultur und Gesellschaft nachzuzeichnen. Sein Ziel ist es, „den Sinn für [...] geschichtliche Entwicklungen zu wecken und verständlich zu machen, welche Kräfte und Einflüsse den Gottesdienst in den verschiedenen Epochen prägten“ (15).

Dazu gibt der Autor zunächst einen Eindruck von den unterschiedlichen Quellen, die für eine historische Rekonstruktion von Liturgie zur Verfügung stehen und berücksichtigt werden müssen (18–20). In zwölf Etappen zeichnet er anschließend die Geschichte nach von den Anfängen des christ-

lichen Gottesdienstes mit seinen jüdischen Wurzeln (22–33) bis herauf zur Erneuerung des katholischen Gottesdienstes durch das Zweite Vatikanische Konzil (172–193). Dabei verlangt der einer „kleinen Geschichte“ angemessene Umfang von 200 Seiten die Konzentration auf den Gottesdienst der römisch-katholischen Tradition. In Erweiterung und Ergänzung dazu wird allerdings in drei Abschnitten der Fokus aufgemacht: Ein Kapitel gibt Einblick in Entstehung und Geist der ostkirchlichen Liturgietraditionen (47–62), zwei Abschnitte befassen sich mit der protestantischen Tradition, der reformatorischen Neugestaltung des Gottesdienstes, ihren Grundprinzipien und der Durchführung in einzelnen Feierformen (85–98) sowie mit den weiteren Entwicklungen und Tendenzen im protestantischen Gottesdienst in der Zeit vom 16. bis herauf ins 20. Jahrhundert (112–128).

In gut verständlicher und leicht lesbarer Sprache werden die wesentlichen Entwicklungslinien gekonnt exemplarisch mit in-

teressanten Details vertieft. So werden Veränderungen im Kontext der (Mentalitäts-) Geschichte verständlich und manche Prägungen gottesdienstlicher Praxis, die immer noch weiter wirken und heute kritisch angefragt sind, eingeordnet und erhellt: unter anderem etwa Reliquienverehrung, Ablass- und Messstipendienwesen.

Wer sich tiefer auf eine Epoche oder Fragestellung einlassen möchte, findet am Ende jedes Kapitels eine kommentierte Auswahl an weiterführender Literatur und einen Literaturnachweis am Ende des Buches (194–197). Ein Glossar (198–204) gibt Auskunft über liturgiewissenschaftliche bzw. theologische Fachbegriffe. Damit können alle Interessierten das Buch mit Gewinn lesen. Studierende der Theologie bekommen eine solide Einführung in (liturgie-)theologische Fragestellungen und Zusammenhänge, die sich frühere Semester gewünscht hätten. Aber auch wer das Studium schon abgeschlossen hat, wird die Vieles erhellende Lektüre genießen.

Christoph Freilinger

Salzburg/Linz

Bucheingänge

GÖTTL, Bertl: Vom Fasten und anderen Osterbräuchen. (Das große kleine Buch 41). Salzburg: Servus bei Benvenuto 2016. Hardcover (64 S.), ISBN:13-978-3-7104-0086-5.

HOFMANN, Friedhelm: Zeichnung als Zwiesprache. Die künstlerische Gestaltung des neuen „Gotteslob“. Würzburg: Echter 2015.

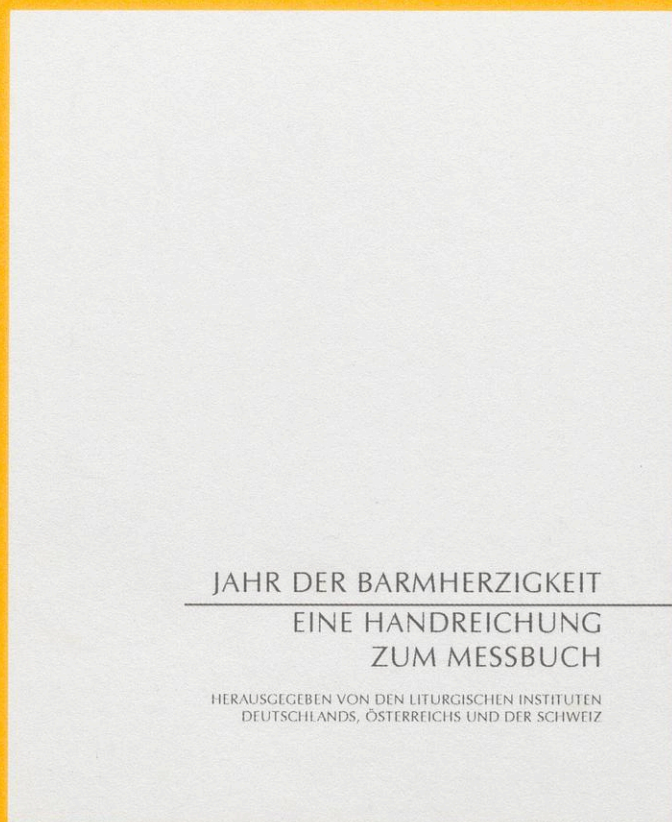
JEGGLE-MERZ, Birgit / KIRCHSCHLÄGER, Walter / MÜLLER, Jörg (Hg.): Das Wort Got-

tes hören und den Tisch bereiten. Die Liturgie mit biblischen Augen betrachten. Stuttgart 2015 (Luzerner Biblisch-Liturgischer Kommentar zum Ordo Missae 2).

STUFLESSER, Martin: Fundamentaltheologie des Sakramentalen. Eine Auseinandersetzung mit Louis-Marie Chauvets „Symbol und Sakrament“. Regensburg: Pustet, F. 2015 (Theologie der Liturgie, 9).

Jahr der Barmherzigkeit

Eine Handreichung zum Messbuch



**Herausgegeben von den Liturgischen Instituten
Deutschlands, Österreichs und der deutschsprachigen Schweiz**

Die Publikation enthält das Formular für die Votivmesse von der Göttlichen Barmherzigkeit, Kyrie-Rufe, weitere Gebete zur Auswahl, Perikopen zur Auswahl und das Votivhochgebet „Versöhnung“.
20 x 24,5 cm (Messbuchformat), 32 Seiten, EUR 5,80

Bestellung:
Österreichisches Liturgisches Institut
www.liturgie.at

